Allgemeine Weltgeschichte für Kinder,

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor der Geschichte zu Wittenberg.

Vierten Theiles erster Abschnitt.

Fortsetzung der Neuern Geschichte.

Mit funfzehn Kupfertafeln.

Mit Röm. Kaiserl. allergnädigstem Privilegio.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1782.

85/855

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Ob ich gleich meinem Versprechen, dieses Werk mit dem vierten Theile zu endigen, getreu verblieben bin; so habe ich mich doch genöthigt gesehen, denselben in zween Abschnitten herauszugeben. Er würde, da er die Geschichte von eilf Nationen enthält, ungetrennt nicht allein einen für die Bequemlichkeit der Leser fast zu starken Band ausmachen, sondern auch kaum im jetzigen Jahre haben ans Licht treten können.

Allgemeine

Weltgeschichte

für Kinder.

Vierter Theil.

Zweyter Haupttheil.

Neuere Geschichte,

oder

Geschichte nach Christi Geburt.

Neuntes Buch.

Geschichte der Italiäner.

Allgemeine Geschichte der Italiäner.

I.

Nunmehr, meine jungen Freunde, haben wir in der neuern Weltgeschichte bereits einen großen Schritt gethan. Denn wir haben nicht nur gesehen, wie sich die alten Römer, und andere berühmte Nationen des Alterthums, nach und nach aus der Welt verloren haben; wie ihre Reiche und bürgerliche Verfassungen, wenn gleich lange nicht alle ihre gemeinnützlichen Werke, untergegangen sind; sondern es hat uns auch die Geschichte derjenigen Völker, durch welche das römische Reich in den Abendländern und Morgenländern zerstört worden ist, schon belehrt, wie sich die meisten merkwürdigen Nationen der neuern Zeiten zuerst hervorgethan, ausgebildet, und bleibende Reiche oder Freystaaten errichtet haben. Vornehmlich der vorhergehenden Geschichte mit der folgenden.

lich aber hat die Geschichte der Deutschen, die im vorhergehenden Buche erzählt worden ist, bereits ein Licht auf den ganzen neuern Zustand von Europa geworfen. Verschiedene der blühendesten Nationen und ansehnlichsten Reiche, welche jetzt in diesem Welttheile hervorragen, sind deutschen Ursprungs, wenn sie gleich diesen Namen und die mehresten Spuren ihrer Abkunft schon lange eingebüßt haben. Die Sprachen der Deutschen, ihre Sitten, Gesetze, Kriege, Eroberungen, und andere Unternehmungen, haben so viele Veränderungen gestiftet, daß man die zahlreichsten und wichtigsten Folgen davon noch jetzt mit leichter Mühe entdecken kann.

Merkwürdigkeit der Geschichte der neuern Italiäner.

II. Eine der ersten und beträchtlichsten Veränderungen dieser Art, welche sie bewirkt haben, traf Italien. Hier, wo die Deutschen gleichsam in das Herz des römischen Reichs eindrangen, den Sitz von manchem ihrer Reiche anlegten, nachmals beynahe das ganze Land mit ihrem fränkischen Reiche vereinigten, sogar das ehemalige Kaiserthum daselbst gewissermassen wieder herstellten, und immerfort das vornehmste ihrer Reiche in einer Verbindung mit diesem Lande erhielten; hier veranlaßten sie auch den Ursprung der neuern italiänischen Nationen, Reiche, Fürstenthümer und Freystaaten, und der italiänischen Sprache selbst. Aber es sind nicht bloß diese Veränderungen an sich, welche die neuere italiänische Geschichte lehrreich und angenehm machen; es gehören auch die Thaten oder vielumfassenden Versuche, die Erfindungen und Vorzüge des Geistes hieher, durch welche einige der neuern italiänischen Nationen sich so vielen Ruhm erworben haben. So wie in den alten

Jahr-

Jahrhunderten die Römer, von Italien aus, durch Tapferkeit und Klugheit über einen großen Theil der Welt geherrscht hatten: so wußten sich, bald nach dem Untergange der römischen Macht, einige italiänische Lehrer der Christen zu Rom die Herrschaft über den größten Theil von Europa, aber im Namen und unter dem Vorwande der christlichen Religion, zu verschaffen; wovon auch ihren Nachfolgern im Amte ein nicht geringer Rest übrig geblieben ist. Die neuern Italiäner haben viele treffliche Helden, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler unter sich gehabt. Einige dieser Nationen sind durch Schifffahrt, Handelschaft und schöne Handarbeiten berühmt und reich geworden. Aus Italien ist in den neuern Jahrhunderten die nach einer langen Nacht wieder auferweckte bessere Gelehrsamkeit zuerst zu den vornehmsten europäischen Nationen übergegangen. Eben daselbst sind die Malerey, Baukunst, Bildhauerkunst, und andre edle Künste, zuerst wieder nach dem Muster der Griechen und Römer hergestellt, und zur Vollkommenheit gebracht worden. Italien ist das Vaterland der neuern europäischen Staatsklugheit. Ein Italiäner hat die neue Welt, oder America, entdeckt. Unter allen neuern europäischen Nationen haben die Italiäner zuerst ihre Sprache durch Beredtsamkeit und Dichtkunst glücklich verfeinert. Endlich ist Italien bis auf unsere Zeiten, wenn man die mannichfaltigsten Schönheiten der Natur und der Kunst mit einander verbunden erblicken will, das sehenswürdigste Land von Europa.

I. Geschichte der Italiäner bis auf Carln den Großen.

III. Dieses Land, das auf drey Seiten durch Meere, und auf der vierten, gegen Mitternacht zu, durch eine Reihe hoher Gebirge begränzt, mithin gleichsam durch die Natur selbst vor Anfällen der Ausländer geschützt wird, faßte, wie bereits in der Geschichte der Römer bemerkt worden ist, lange vor diesen mehrere Völker in sich, deren vornehmste Beschäftigungen Feldbau, Krieg, zum Theil auch einige Künste waren. Alle aber wurden sie nach und nach von den Römern überwältigt, welche bis zum vierhundertsten Jahre nach Christi Geburt im Besitze von Italien blieben. Von dieser Zeit an verloren sie denselben durch die Deutschen; wie auch schon an einem andern Orte dieser Geschichte erzählt worden ist. Unterdessen war doch die Herrschaft der letztern über Italien einige Jahrhunderte hindurch nur abwechselnd. Die Westgothen zogen gleichsam nur plündernd durch dieses Land weiter fort. Die Heruler, Rugier, und andere in Italien wohnhafte Deutsche, stifteten zwar daselbst anstatt des römischen Reichs ein deutsches; aber nach sechszehn Jahren wurde es von andern Deutschen, den Ostgothen, zerstört. Nichts schien besser gegründet und weiser eingerichtet zu seyn, als die Regierung dieser neuen Eroberer. Gleichwohl nahm auch diese nach ohngefähr sechszig Jahren ein Ende: und die Römer, welche nun den Sitz ihres Kaiserthums zu Constantinopel hatten, wurden noch einmal, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, Herren von Italien. Doch wenige Jahre darauf entrissen ihnen die Langobarden den ganzen obern Theil dieses Landes, der von ihnen noch die Lombardey heißt, auch nach und nach beträchtliche Stücke vom

Th. I. S. 287. f.

Th. II. S. 296 f.

mittlern

mittlern und untern. Zweyhundert Jahre lang erhielt sich das Reich dieser Deutschen in Italien; sie waren sogar im Begriff, sich auch des noch übrigen italiänischen Gebiets der Kaiser von Constantinopel zu bemächtigen, als andere, den Langobarden an Macht weit überlegene Deutschen, die Franken, das Reich derselben unter ihre Botmäßigkeit brachten. Der fränkische König Carl, der diese Eroberung gegen das Ende des achten Jahrhunderts machte, erneuerte mit dem Anfange des neunten auch das abendländische Kaiserthum zu Rom, und besaß Italien, von den Alpen an bis nach Beneventum herab. Diese neue deutsche Herrschaft über Italien, die zugleich über viele andere europäische Länder ausgebreitet war, hat einen Rest ihres Glanzes hinterlassen, der bis auf unsere Zeiten dauert.

Hauptveränderungen bey den Italiänern während dieser Zeit.

IV. Während dieser Jahrhunderte, vom Anfange des fünften bis zum Ende des achten, da die Italiäner fast immer, oder doch großentheils, deutschen Nationen unterwürfig waren, änderte sich auch ihre ganze Verfassung ungemein. Diese Nationen vermischten sich mit ihnen; die alten Einwohner Italiens wurden mit den Deutschen beynahe Ein Volk: und selbst die Bewohner Roms konnten in der Folge nicht mehr als lauter Nachkommen der ältesten Römer angesehen werden. Für die Italiäner war diese veränderte Oberherrschaft in mancherley Betrachtung ein Glück. Sie wurden von den Deutschen gelinder und sanfter behandelt, als von vielen ihrer Kaiser; die Bevölkerung ihres Vaterlandes, der Ackerbau, der Wohlstand ihrer Städte, welches alles so lange danieder gelegen hatte, nahm von neuem wie-

der zu. Auf der andern Seite wurde eine neue Regierungsart bey ihnen eingeführt: die deutschen Könige in Italien setzten in jede ansehnliche Stadt ihres Reichs einen Herzog, oder Statthalter; sie führten auch die Lehne daselbst ein, oder den Genuß von Ländereyen auf Lebenslang, den sie ihren tapfersten Kriegern ertheilten. Zwar geriethen die Wissenschaften und feinern Künste unter den Italiänern in diesen Jahrhunderten sehr merklich in Verfall; allein sie hatten weit früher das Ihrige dazu beygetragen, als sie den Deutschen gehorchen mußten. Diese lernten selbst die gemeinschaftliche Sprache der Italiäner, nämlich die römische oder lateinische. Viele tausend dieser Ausländer hatten sich schon lange vorher in Italien niedergelassen, und zum Theil römische Kriegsdienste genommen. Bey dieser Gelegenheit, und da die gedachte Sprache ohnedem bereits viel von ihrer Reinigkeit und Richtigkeit verloren hatte, wurde sie immer mehr verändert, zumal nachdem die Deutschen Herren von Italien geworden waren. Sie behielten zwar die lateinischen Stammwörter bey; aber sie verstümmelten dieselben, gaben ihnen ungewöhnliche Bedeutungen und fehlerhafte Endigungen. So wurde bereits gegen das Ende des fünften Jahrhunderts der Grund zur italiänischen Sprache gelegt. Sie entstand zwar, wie andere neuere Sprachen der Europäer, aus einer Verfälschung der lateinischen. Unterdessen hat sich doch keine dieser ausgearteten Töchter, wie man sie nennen kann, von ihrer ehrwürdigen alten Mutter, von der römischen Sprache, so wenig entfernt, als die italiänische. Ungemein viele lateinische Wörter sind in derselben, nur

mit

mit geringen Veränderungen, verschiedenen Beugungen und Ausgängen, geblieben: und auch die Aussprache hat einige Aehnlichkeit mit der lateinischen beybehalten. Dagegen sind freylich auch deutsche Wörter, Wortfügungen, und andere Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache genug, in diese übergegangen. Sehr leicht erkennt man an den italiänischen Wörtern Banda, Bruno, Piazza, Giardino, Spada, und so vielen andern die deutschen Band, Braun, Platz, Garten, Spathen. Uebrigens ist die Ausbildung der italiänischen Sprache nur langsam erfolgt. Anfänglich war die Abweichung von der lateinischen Sprache noch nicht sehr merklich; man nannte es nur die römische Bauernsprache: und bis zum neunten Jahrhunderte war die lateinische unter den Italiänern noch verständlich und gewöhnlich. Aber von dieser Zeit an ist sie weit mehr mit der deutschen, besonders mit der fränkischen Mundart, vermischt worden.

II. Italiän. Geschichte von Carln dem Gr. bis auf die Normannen und Gregor VII.

V. Die Franken herrschten also seit dem neunten Jahrhunderte über den größten Theil von Italien; über einen weit geringern aber die griechischen Römer von Constantinopel her. Neben diesen beyden fiengen sich zwar noch zwo andere Mächte an zu erheben: die Venetianer im obern Italien, und die römischen Bischöfe im mittlern. Allein die erstern standen noch, als ein angehender Freystaat, unter dem Schutze der griechischen Kaiser: und die letztern besaßen zwar schon einen Strich Landes am adriatischen Meere, den ihnen die fränkischen Könige geschenkt hatten; waren aber doch Unterthanen derselben. Nun erfolgten vom Anfange des neunten Jahrhunderts bis gegen das Ende des eilften hin neue

und wichtige Veränderungen im Zustande der Italiäner. Die Macht der Franken in Italien wurde unter den Nachkommen Carls des Großen wankend. Sie hörten noch vor dem Ausgange des neunten Jahrhunderts auf, das Königreich Italien, welches sich von den Alpen bis an die Tiber hin erstreckte, und das römische Kaiserthum zu besitzen. Dagegen stieg das Ansehen der römischen Bischöfe oder Päpste desto höher: und die italiänischen Großen, wie die Herzoge von Spoleto und Friaul, die Markgrafen von Toskana, und andere mehr, strebten schon nach dem erledigten Throne; sie bemächtigten sich auch desselben nicht selten, bis um die Mitte des zehnten Jahrhunderts. Die Italiäner überhaupt gewöhnten sich nun an die Kriegszucht der mitternächtigen Völker, und führten häufig gegen einander selbst die Waffen. Sogar die Gelehrsamkeit bekam unter ihnen zu dieser Zeit durch Ausländer ein neues Leben. Ihre Sprache entfernte sich jetzt so sehr von der lateinischen, daß diese dem großen Haufen nicht mehr verständlich war. Eine wichtige Handelschaft wurde fast nur allein von den Venetianern getrieben, welche bereits völlig unabhängig waren.

Fernere Veränderungen in Italien während des zweyten Zeitraums.

VI. In dieser Verfassung befanden sich die Italiäner gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, bald von ihren Großen, bald von auswärtigen Fürsten beherrscht, und in Partheyen getheilt, als die Deutschen, unter der Anführung ihres Königs Otto, das italiänische Reich und das Kaiserthum wieder mit ihrem Reiche, und das auf immer, vereinigten. Dadurch wurden die bisherigen Unordnungen in Italien, und die innerlichen Kriege, welche der

Ehrgeiz der dortigen geistlichen und weltlichen Großen gestiftet hatte, auf einige Zeit gedämpft. Allein die Italiäner konnten weder darüber einig werden, welchem ihrer einheimischen Fürsten sie gehorchen sollten; noch wollten sie gern ausländischen unterworfen seyn. Es entstanden daher neue Unruhen: und obgleich die deutschen Könige ihre Herrschaft über den größten Theil von Italien zu behaupten fortfuhren, wenn sie öfters mit einem Kriegsheere dahin zogen; so konnten sie es doch nicht verhindern, daß noch vor der Mitte des eilften Jahrhunderts die Stände und ansehnlichern Städte von Italien sich in Freyheit zu setzen suchten. Die Markgrafen von Susa und von Ivrea besaßen ein großes Stück des obern Italiens. In Toskana regierte der Markgraf dieses Landes ziemlich unabhängig. Verschiedene Erzbischöfe übten über ihre Stadt und mehrere benachbarte die höchste Gewalt aus. Genua und Pisa näherten sich durch ihre ausgebreitete Schifffahrt dem Ansehen der Venetianer. Meyland und andere große Städte in der Lombardey handelten schon oft frey von den Befehlen der Kaiser und ihrer Statthalter. Nun gelang es aber auch in der zweyten Hälfte des gedachten Jahrhunderts einem Haufen Normänner, sich zuerst des untern Italiens zu bemächtigen, und daselbst die Herzogthümer Apulien und Calabrien zu errichten; bald aber auch Sicilien zu erobern. Und um gleiche Zeit kehrten die römischen Päpste den natürlichen Zustand der Dinge so gewaltig um, daß sie, bisher Unterthanen der deutschen Könige und Kaiser, sich zu Herren und Richtern derselben aufwarfen; obgleich Rom noch den Kaisern, oder bisweilen einem

mächti-

mächtigen Großen in der Nachbarschaft, unterthänig war. Der tapfere normännische Herzog Robert Guiscard, der Papst Gregor der siebente, Stifter der vollkommenen päpstlichen Hoheit, und die reiche Markgräfinn von Toskana, Mathildis, die den Päpsten alle ihre Länder zuzuwenden suchte, machen den Beschluß dieses Zeitraums sehr merkwürdig. Ueberhaupt aber lebten die Italiäner noch in stürmischen Zeiten von fast unaufhörlichen Kriegen, und größtentheils in einer düstern Unwissenheit. Ein gelehrter Westfranke Gerbert, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Silvester der zweyte bestieg, wurde daher wegen seiner physikalischen und mathematischen Kenntnisse von vielen in diesem Lande für einen Zauberer gehalten.

III. Von Gregor VII bis auf die Wiederherstellung der Wissensch. und Künste im 15 Jahrh.

VII. Vortheilhaftere Veränderungen giengen nach und nach unter den Italiänern im dritten Zeitraum ihrer Geschichte vor, welcher sich vom zwölften Jahrhunderte an bis zum Ausgange des funfzehnten erstreckt. Doch kostete es noch viele Kriege und unglückliche Zerrüttungen, ehe ein Theil der Italiäner seine Absicht erreichte, unabhängig von einer ausländischen Oberherrschaft zu werden. Die deutschen Könige und Kaiser wandten im zwölften Jahrhunderte und in der ersten Hälfte des dreyzehnten alles an, um ihre Rechte auf Italien und insonderheit auf den Besitz von Rom nachdrücklich zu behaupten. Sie hatten auch darinne bisweilen einen glücklichen Fortgang. Allein beschäftigt mit ihren Angelegenheiten in Deutschland, durch die oft erneuerten beschwerlichen Kriege, die sie in Italien führen mußten,

ten, und durch den mächtigen Widerstand so vieler Verbundenen in diesem Lande ermüdet, behielten sie endlich nur geringe Ueberbleibsel ihrer ehemaligen Macht daselbst. Die Päpste, welche dazu am allermeisten beytrugen, entrissen den Kaisern Rom und die umliegende Gegend am Ende des zwölften Jahrhunderts gänzlich. Ihre Bundsgenossen, die normännischen Herzoge im untern Italien, stifteten gegen die Mitte des gedachten Jahrhunderts das Königreich Neapel oder beyder Sicilien: und ob es gleich nicht lange darauf in die Hände der Kaiser gerieth; so fiel es doch bald wieder unter die Botmäßigkeit anderer ausländischen Fürsten. Mit diesen Gegnern der Kaiser in Italien vereinigten sich die großen lombardischen Städte, wie Meyland, Pavia, Cremona, Parma, Piacenza, oder Placenz, und andere mehr, welche alle darnach strebten, Freystaaten zu werden. Sie schlossen unter einander ein Bündniß wider den Kaiser, und gelangten wirklich schon in den spätern Zeiten des zwölften Jahrhunderts, mit den Waffen in der Hand, beynahe zur völligen Unabhängigkeit von demselben. Genua und Pisa versicherten sich derselben noch mehr durch die Reichthümer, welche sie sich bey Gelegenheit der Kreuzzüge, und überhaupt durch ihre einträgliche Handelschaft und Schifffahrt erwarben. Alle italiänische Freystaaten dieser Zeit aber übertraf Venedig an Macht und Festigkeit.

VIII. Unterdessen war doch dieser Zustand der Italiäner gegen den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts nicht von Dauer. Zwar erhielten sich die großen lombardischen Städte eine Zeit lang bey ihrer

Veränderungen im bürgerl. Zustand Ital. seit dem 13 Jahrh.

ihrer Freyheit; aber sie wurden unter sich uneins, bekriegten einander, nährten in sich selbst Unruhen, und gaben dadurch einigen benachbarten mächtigen Großen, auch selbst manchem ihrer unternehmenden Einwohner Gelegenheit, sich zu Herren derselben aufzuwerfen. Wenn gleich die Kaiser wenig Ansehen mehr in Italien nach der Mitte des gedachten Jahrhunderts besaßen; so bewarb man sich doch oft um ihren Schutz; sie übten noch gewisse Rechte in Italien aus, und der größte Theil dieses Landes war noch lange nachher in die beyden Partheyen, die gibellinische und die welfische, das heißt, die kaiserliche und die päpstliche, getheilt, welche wechselsweise die Oberhand bekamen. Bald waren die Päpste, bald die Könige von Neapel nicht weit davon entfernt, die Oberherrschaft von Italien an sich zu ziehen. Im vierzehnten Jahrhunderte sank Italien, was seine bürgerliche Verfassung betrifft, in einen sehr sichtbaren Verfall. Damals fühlte man in diesem Lande das Elend der unaufhörlichen innerlichen Kriege am stärksten. Viele Städte geriethen unter die Botmäßigkeit mächtiger Edelleute, oder Kriegsbedienten, und diese wurden oft wieder aus dem Besitze derselben von andern vertrieben. Zahlreiche Haufen abgedankter Soldaten und andern müßigen Volks streiften herum, plünderten Städte und Dörfer, traten bald auf etliche Monate bey diesem Großen in Kriegsdienste, bald bey einem andern, und ließen sich die Gewaltthätigkeiten, welche sie verübten, theuer bezahlen. Die Sitten der Italiäner verschlimmerten sich jetzt am merklichsten. Man hatte vorher nichts von solchen Beyspielen der ausschweifendesten Ueppigkeit,

keit, der Grausamkeit und Verrätherey gehört, als nunmehr vorkamen. Brüder, und andere nahe Anverwandten, bekriegten oder räumten einander durch heimliche Mittel aus dem Wege. Die Hauptursachen von einer so traurigen Verwirrung waren diese, weil Gesetze, Rechte, Freyheiten und Obrigkeiten in einem großen Theil von Italien ihr Ansehen verloren hatten, und alles durch Gewalt ausgeführt wurde, was heftige Leidenschaften eingaben; auf der andern Seite aber die sehr hoch gestiegene Pracht, Wollust und Verschwendung viele nöthigten, sich durch die ärgsten Entschließungen einigermaßen zu helfen. Unter dieser Art von Sturm, welcher Italien traf, erhielten sich doch einige dortige Länder und Staaten im Wohlstande. Die Venetianer brachten ihre Staatsverfassung völlig zu Stande, welche sie seitdem immer behauptet haben. An Seemacht, Handelschaft und Reichthum wetteiferten mit ihnen die Genueser. Die Pisaner, und andere besonders durch den Seehandel blühend gewordene Städte, waren doch weit hinter jenen beyden Nationen zurück. Die Florentiner gelangten nun auch zu einem sehr ausgebreiteten und einträglichen Handel. Nicht allein war schon seit dem zwölften Jahrhunderte der Seidenbau in Italien aufgekommen, und eine geraume Zeit hindurch wurden von daher die meisten europäischen Länder mit Seidenarbeiten versorgt; sondern die Italiäner zeigten auch in Wollenarbeiten und andern künstlichen Werken eine vorzügliche Geschicklichkeit. Fast am meisten wurden diejenigen Länder, welche sich die Päpste zu erwerben gewußt hatten, durch allerley Unruhen zerrüttet, weil sie siebzig Jahre außer Italien, in Frankreich,

reich, zubrachten, wo sie die ihnen noch gehörige Grafschaft Avignon kauften.

Neue Aufnahme der Wissenschaften und schönen Künste bey den Italiänern.

IX. In eben diesem vierzehnten Jahrhunderte aber gieng für die Italiäner ein neues Licht auf, das ihren Verstand und Witz erleuchtete. Niemals waren zwar bey ihnen die Gelehrsamkeit und die sinnreichen Künste ganz untergegangen; aber bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts befanden sie sich meistentheils in einem kaum mittelmäßigen Zustande. Um diese Zeit war die italiänische Sprache schon gebildet; nur fehlte es ihr an Verfeinerung und glücklichrichtiger Anwendung. Im zwölften Jahrhunderte machte man dazu erstlich in Sicilien, und bald darauf auch in dem übrigen Italien den Anfang, indem man in der noch rauhen Sprache Verse zu schreiben, oder wenigstens zu reimen versuchte. Sie war auch schon in mehrere Mundarten getheilt: in die lombardische, venetianische, florentinische oder toskanische, und neapolitanische; aber keine von allen war eben wohlklingend. Doch im dreyzehnten Jahrhunderte gaben die toskanischen Schriftsteller ihrer Mundart so viele Anmuth, daß sie seitdem nach und nach vor allen andern italiänischen die Oberhand behalten hat. Toskanische Sprache, mit römischer Aussprache verbunden, macht noch jetzt das beste Italiänische aus. Eigentlich jedoch erwarb sie sich diesen Vorzug erst im vierzehnten Jahrhunderte.

Dante. st. im J. 1321.

Da stand der Florentiner Dante auf, und verschaffte der Sprache seines Vaterlandes einen so bestimmten Ausdruck, so viel Zierlichkeit, Stärke und Nachdruck, als man in derselben noch nie gekannt hatte. Aus seiner Vaterstadt, wo er in hohen Ehren stand,

von

von der Gegenparthey vertrieben, lebte er lange in fremden Ländern, und starb auch daselbst. Er schrieb ein sehr berühmt gewordenes Gedicht: das göttliche Lustspiel. Zwar ist es weder ein Lustspiel, noch eine andere von den gewöhnlichen Dichtungsarten. Dante beschreibt darinne, was er in der Hölle, im Fegfeuer und im Paradiese gesehen haben will, wohin er eine Reise in Begleitung des Dichters Virgilius angetreten hätte. Allein so außerordentlich und unregelmäßig dieses Gedicht ist; so viel Witz und Erfindung, lebhafte Einbildungskraft, Scharfsinn und Wissenschaft, Menschenkenntniß, vornehmlich aber Geschicklichkeit, die treffendesten Abbildungen von Sitten, Leidenschaften, Tugenden und Lastern zu entwerfen, und das alles in einer bald erhabenen, bald rührenden und kraftvollen poetischen Sprache, hat er darinne vereinigt. Bald nach ihm kam Franz Petrarca, dem die italiänische Sprache hauptsächlich ihre Lieblichkeit und den Wohlklang zu danken hat, der ihr noch unter den neuern europäischen Sprachen gewissermaßen die erste Stelle erhält. Seine Gedichte in derselben haben bis auf unsere Zeiten Bewunderung und Nachahmung hervorgebracht. Doch diese beyden vortrefflichen Männer besaßen auch viel wahre Gelehrsamkeit, und halfen dieselbe bey ihren Landsleuten, den Italiänern, glücklich wieder aufwecken. Besonders hatte Petrarca von den alten griechischen und römischen Schriftstellern so viel gelernet, daß er in mehrern Wissenschaften und Künsten, selbst in der damals so seltenen Freyheit zu denken und zu schreiben, ein Muster für seine und die folgenden Zeiten wurde. Zu gleicher Zeit mit ihm lebte sein Freund Johann Boccaccio, st. im J. 1375.

Petrarca. st. im J. 1374.

Boccaccio.

caccio, der mit nicht geringerm Eifer die Gelehrsamkeit der Alten wieder herzustellen suchte, und ein schätzbarer Schriftsteller für die italiänische Sprache und Beredtsamkeit wurde.

Beförderungsmittel dieser glücklichen Veränderung.

X. So fieng nun Italien zum zweytenmal an, bessere und edlere Kenntnisse für das übrige Europa zu sammeln; gleichwie es ehemals, zu den Zeiten der alten Römer, auch die griechische Gelehrsamkeit unter andere europäische Nationen verbreitet hatte. Es kamen freylich seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts viele Umstände zusammen, welche Italien vor andern Ländern geschickt machten, den feinen Geschmack in Wissenschaften und Künsten wieder aufleben zu lassen. Der Geist der Freyheit, der es in so viele kleine Herrschaften und Freystaaten theilte, beförderte die Schärfung des Verstandes durch mancherley Uebungen. Die Italiäner, welche stets mit den Griechen in einiger Bekanntschaft und Verbindung standen, nahmen nach und nach von dieser witzigen und geistreichen Nation vieles an. Da sie auch in dem Vaterlande der alten Römer wohnten, eine Menge ihrer schönsten Denkmäler vor den Augen hatten, durch ihre Sprache selbst zu der altrömischen geleitet wurden: so mußte dieses alles endlich bleibenden Eindruck auf ihr Nachdenken machen. Daher wurde auch in Italien die alte römische Rechtsgelehrsamkeit zuerst im zwölften Jahrhunderte wieder ans Licht gezogen. Um diese Zeit gab es schon ansehnliche höhere Schulen, und bald darauf auch Universitäten in Italien. Die Lehrer zu Bologna waren eine geraume Zeit hindurch fast allgemeine Lehrer der Rechte für Europa. Die ersten scharfsinnigen

sinnigen Köpfe, welche gegen den Anfang des gedachten Jahrhunderts über die Religion zu philosophiren versuchten, waren größtentheils Italiäner, wie Lanfrancus, Anselmus, Lombardus, und im dreyzehnten Jahrhunderte Thomas von Aquino. Viele Großen, besonders in dem eben genannten Jahrhunderte der Kaiser Friedrich der zweyte, munterten die Liebe zu den Wissenschaften mächtig auf. Es fehlte auch in diesen Zeiten nicht an nützlichen Entdeckungen unter den Italiänern. Schon in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts kannten sie die Magnetnadel und ihren wichtigen Gebrauch bey der Schifffahrt, oder den Compaß. Da nämlich der Magnet, außer der Kraft, das Eisen an sich zu ziehen, noch die Eigenschaft besitzt, sich gegen den Nordpol zu wenden: so hat man dieses dazu genützt, daß man mit Hülfe dieser letztern Kraft des Magnets zu aller Zeit, wenn man auf dem Meere schiffte, auch ohne die Sonne oder ein anderes Gestirn zu erblicken, sogleich wissen konnte, in welcher Gegend der Welt, und wie weit vom festen Lande man sich befinde. Eine eiserne oder stählerne mit einem Magnet bestrichene, und dadurch auch magnetisch gewordene Nadel, weiset immer gegen Mitternacht hin. Wenn sie nun in einer mit einem Glase zugedeckten Büchse angebracht, und am Rande derselben ein Zirkel von Messing befestigt wird, der in dreyhundert und sechszig Grade abgetheilt ist: so entdeckt man durch ihre Richtung bald, unter welchem Grade man sich aufhalte. Unterdessen könnte es gar wohl seyn, daß die Italiäner die Kenntniß der Magnetnadel von den Arabern empfangen hätten. Eine andere Erfindung, die für das abneh-

Compaß.

Brillen. mende Gesicht der Menschen so nützlichen Brillen, wird desto wahrscheinlicher dem Florentiner Salvino degli Armati, der gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts gelebt hat, zugeschrieben. Um eben

Künste. dieselbe Zeit wurden durch die sinnreiche und fruchtbare Einbildungskraft der Italiäner die Mahlerey, die Baukunst und andere bildende Künste so sehr verbessert, daß sie ein ganz neues Leben zu erhalten schienen. Besonders hatte die Mahlerkunst dieses Glück durch die beyden Florentiner, den Cimabur, am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, und noch mehr durch seinen Schüler Giotto, im Anfange des vierzehnten. Dieser letztere verstand es zuerst unter den Italiänern, die Köpfe, welche er mahlte, durch Leidenschaften zu beleben, in den Falten des Gewandes der Natur näher zu kommen, auch die Entfernung und hieraus erfolgende Verkleinerung der Bilder, und ein sanftes Wesen in denselben auszudrücken. Das machte nicht bloß Vergnügen, mit Bewunderung vermischt; nach und nach mußte diese Veredlung der Künste auch einen feinern Geschmack in den Wissenschaften, und selbst in den Sitten, hervorbringen.

Italiänische Staatsveränderungen im 15 Jahrhunderte.

XI. Noch erwünschter gieng alles dieses in dem funfzehnten Jahrhunderte von Statten. Die Staatsveränderungen, welche zu dieser Zeit unter den Italiänern vorfielen, hatten zum Theil auch auf den Zustand der Wissenschaften und Künste, selbst auf ihre allgemeine Lebensart, einen starken Einfluß. Schon in den spätern Jahren des vierzehnten Jahrhunderts war das meyländische Geschlecht der Visconti zu einer solchen Macht gelangt, daß es nicht nur Meyland und einen sehr großen Strich Landes in den

dortigen

dortigen Gegenden an sich brachte, sondern auch nach andern italiänischen Ländern strebte, und endlich von dem Kaiser Wenzel die herzogliche Würde von Meyland erhielt. Herzogthum Meyland. Johann Galeazzo Visconti, dieser erste Herzog von Meyland, der in ganz Italien gefürchtet wurde, besaß zwey Drittheile der Lombardey, mithin den größten Theil des ehemaligen italiänischen Königreichs, welches nun allmählich zu verschwinden anfieng. Denn obgleich dieses Herzogthum von dem deutschen Reiche abhängig seyn sollte; so handelten doch die Besitzer desselben in allem nach ihrem Gefallen. Zwar starb das Haus Visconti um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts aus; allein das damit verwandte Geschlecht Sforza wußte sich doch in dem Herzogthum Meyland zu behaupten. — In der Nachbarschaft desselben schwangen sich nun auch die bisherigen Grafen von Savoyen zu einer beträchtlichen Größe empor. Herzogthum Savoyen. Sie hatten schon im dreyzehnten Jahrhunderte Herzoge von Chablais und Aosta geheißen; aber bald nach dem Jahre 1400 wußte der Graf Amadeus der achte durch seine ausnehmende Klugheit und häufige Friedensvermittelung sich in besonderes Ansehen zu setzen. Er vermehrte sein Land mit Piemont und andern Ländereyen. Der Kaiser Siegmund erhob ihn zum Herzoge von Savoyen; er herrschte von dem Genfer See bis an das mittelländische Meer; endlich aber wurde er aller seiner weltlichen Hoheit überdrüßig. J. 1416. Er legte die Regierung nieder, und begab sich auf ein Landgut an dem gedachten See, wo er seine übrige Lebenszeit ruhiger und vergnügter zubringen wollte. Man nöthigte ihn zwar nach einiger Zeit, einen andern Thron zu besteigen,

steigen, indem man ihn zum Papste wählte; allein er kehrte gar bald wieder in seinen ehemaligen Zufluchtsort zurück. — Zu Florenz, in diesem freyen Staate, erhob sich ebenfalls um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts das bürgerliche Geschlecht der Medices durch seine Reichthümer, und noch mehr durch seine Klugheit, so sehr, daß es die Herrschaft über diese Stadt behauptete, und nachher dreyhundert Jahre lang behielt. — Nunmehr waren auch die Päpste wieder nach Rom zurückgekommen. Nachdem sie unter einander selbst gegen funfzig Jahre uneins gewesen waren, immer zween, zuletzt sogar drey Päpste zugleich sich die Regierung streitig gemacht hatten: fiengen sie gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts von neuem an, ihr Ansehen als weltliche Fürsten daselbst zu behaupten. Sie vergrößerten ihr Gebiet, das einigen Abbruch gelitten hatte, führten Ruhe darinne ein, stifteten Friede zwischen den italiänischen Fürsten oder Staaten, und brachten eine Art von Gleichgewichte unter ihnen zu Stande; so daß die überwiegende Macht des einen den andern nicht schädlich werden konnte. — Das Königreich Neapel und Sicilien kam nun an das spanische Haus Arragonien. — Venedig war noch immer die größte und reichste Seemacht von Italien, besaß vortreffliche Inseln; eroberte aber auch täglich mehr auf dem festen Lande Italiens. — In geringerer Stärke, aber zur See die nächste nach Venedig, erhielt sich Genua, bald unter der Herrschaft der Könige von Frankreich, oder der Herzoge von Meyland; bald in dem Bestreben, ein Freystaat zu seyn. — Die Gewalt der Ausländer über Italien hatte entwe-

Die Medices regieren über Florenz.

Päpste.

Neapel, Venedig und Genua.

entweder ganz aufgehört, oder sie war nur gering und wo übergehend. Auch kamen seit dem Jahre 1400 die inländischen Soldaten in diesem Lande wieder auf; die alte Tapferkeit der Italiäner erwachte gleichsam wieder, und sie bekamen desto mehr berühmte Feldherren. Doch bestanden die italiänischen Kriegsvölker größtentheils nur aus völlig gerüsteter Reiterey; von welcher oft in einer Schlacht, weil das Geschütze dabey erst spät gebraucht wurde, kaum einige wenige das Leben verloren.

XII. Was aber den Italiänern im funfzehnten Jahrhunderte einen Vorzug vor allen andern neuern europäischen Nationen gab, das war die Wiederherstellung der wahren Gelehrsamkeit und aller feinen und schönen Künste unter ihnen. Der glückliche Anfang, den sie dazu im vorhergehenden Jahrhunderte gemacht hatten, wuchs jetzt zu einer gewissen Reife. Denn da sich um diese Zeit viele gelehrte Griechen aus ihrem Vaterlande nach Italien begaben, und dahin die vortrefflichen Schriften ihrer berühmten alten Vorfahren brachten, welche sie übersetzten, erklärten, und nachahmen lehrten; überhaupt aber den richtigen Geschmack der alten Griechen und Römer im Studieren, Lehren und Schreiben wieder aufweckten: so fanden sie gar bald zahlreiche Schüler, die in ihre Fußstapfen traten. Einige Großen, darunter Könige von Neapel, Päpste, und Herren des Hauses Medices waren, nahmen nicht allein jene gelehrten Flüchtlinge gütig und freygebig auf; sondern unterstützten auch die sich von neuem regende bessere Gelehrsamkeit auf alle Art. Sie munterten die Italiäner durch Belohnungen dazu auf, Gelehrsamkeit und Künste werden in Italien wieder auferweckt.

ließen die schönsten Werke der Alten übersetzen, und legten Sammlungen von Büchern, Alterthümern und Kunstwerken an. Glücklicher Weise wurden die Italiäner in den letzten dreyßig Jahren dieses Jahrhunderts auch mit der von den Deutschen erfundenen Buchdruckerkunst bekannt. Sie selbst hatten nun schon einige scharfsinnige Gelehrte, deren Arbeiten würdige Beschäftigungen dieser Kunst wurden, und die es insonderheit verstanden, die Muster, welche die alten Griechen und Römer in allen Wissenschaften und Künsten hinterlassen hatten, brauchbar herauszugeben, oder geschickt nachzuahmen. So that sich fast vor allen andern der Römer Lorenz Valla hervor, indem er auserlesene Wissenschaft, richtige Beurtheilung, freyen Muth in Bestreitung von Irrthümern und Fabeln, die jedermann nicht nur glaubte, sondern auch für heilig hielt, mit der angenehmsten Beredtsamkeit vereinigte. Die gelehrten Sprachen des Alterthums, mit allem, was darinne Schätzbares vorgetragen war, die Philosophie, die Geschichte, selbst einigermaßen die Religionswissenschaft, wurden durch ihn belebt und aufgeklärt. Andere Italiäner, wie Poggius, Aeneas Sylvius, Ficinus, und noch mehrere, kamen ihm in diesen Verdiensten ziemlich nahe; nur empfand man noch allgemein unter ihnen den Mangel einer gelehrten Freyheit.

Valla. st. im Jahre 1457.

XIII. Als man solchergestalt die Sprachen, Schriften und Wissenschaften der alten Griechen und Römer in Italien wieder in die verdiente Ehre einsetzte, da war es natürlich, daß man auch auf ihre herrlichen Kunstwerke, mit welchen dieses Land so sehr angefüllt ist, aufmerksamer wurde. Die Betrachtung

ihrer

ihrer Schönheiten, eine glückliche Nachahmung der gesammten Natur selbst, auch der erfindungsreiche und kühne Geist einiger Italiäner; alles dieses mit den geschickten Versuchen, die man schon in frühern Zeiten gemacht hatte, verbunden, erhob die edeln Künste, welche auf der Zeichnung beruhen, wie Mahlerey, Baukunst und Bildhauerkunst insonderheit, zu einem ungewohnten Glanze. Donatello war einer der ersten großen Bildhauer der neuern Zeiten. Der Florentiner Leonhard da Vinci war so sehr zum vortrefflichen Mahler geboren, daß er sich in seiner Kunst fast alles allein zu danken hatte, und der Künstler, bey welchem er sie lernen wollte, den Pinsel an ein Gemählde nicht weiter setzte, weil sein Schüler schon etwas besseres daran gemacht hatte, als er selbst. Er arbeitete sehr langsam, weil er nach der möglichsten Vollkommenheit strebte, und war auch ein geschickter Baumeister. Zu gleicher Zeit mit ihm, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, bewunderte man einen andern Florentiner, Michael Angelo Buonarota, in allen drey vorhergenannten Künsten, vornehmlich aber in der Bildhauerkunst, wo er seine Werke durch die richtigste Zeichnung und durch die erhabensten Gedanken von allen andern unterschied. Die Arbeiten der alten griechischen und römischen Künstler, welche man Antiken zu nennen pflegt, hatte er so genau studiert, und so ungemein wohl ausdrücken gelernt, daß er einst eine seiner Bildsäulen in einem Weinberge zu Rom, in der Hoffnung verscharren ließ, daß man sie für ein altes Kunstwerk halten würde. Als man sie ausgrub, fanden sie alle Kenner so schön, daß sie wirklich dieses Urtheil darüber fällten. Aber

L. da Vinci. st. im J. 1520.

Michael Angelo. st. im J. 1564.

Michael Angelo hatte mit Fleiß den einen Arm von dieser Bildsäule abgebrochen und zurückbehalten. Diesen zeigte er jetzt vor, und bewies dadurch, daß es seine Arbeit sey; zugleich aber gestand er mit aller Bescheidenheit, daß die edle Einfalt und die glückliche Kühnheit der Alten unnachahmlich sey. Die Peterskirche zu Rom, die schönste Kirche in der Christenheit, ist nach der von ihm entworfenen Anlage gebauet. Berühmt seit seinem zwanzigsten Jahre, erreichte er ein Alter von neunzig Jahren. Nun hatten die Italiäner bereits so viele gute und sinnreiche Künstler, daß andere europäische Nationen, wenn sie manche, nachmals sehr gemein gewordene Werke aufführen wollten, dieselben zu sich rufen mußten. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts sollte zu Paris eine steinerne Brücke über die Seine gebauet werden; allein niemand in ganz Frankreich wagte es, Hand daran zu legen. Man ließ daher den italiänischen Franziskanermönch Jocondo nach Frankreich kommen, der eine solche Brücke, zum Erstaunen der Franzosen, bauete. Die Italiäner behaupten sogar, daß auch diejenige Kunst, durch welche die Werke aller andern Künste vervielfältigt, und gewissermaßen unvergänglich erhalten werden können, nämlich die Kupferstecherkunst, um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts von einem ihrer Landsleute, dem Florentiner Finiguerra, erfunden worden sey. Es ist aber weit glaublicher, daß sie kurz vorher, als eine Folge der entdeckten Buchdruckerkunst, aus dem fruchtbaren Nachdenken eines Deutschen ihren Ursprung genommen habe.

IV. Geschichte der Italiäner vom 16 Jahrhunderte bis zum Ende des 18ten.

XIV. Mit einem so blühenden Zustande der Wissenschaften und Künste bey den Italiänern fängt sich der vierte oder letzte Zeitraum ihrer Geschichte an, der vom sechszehnten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten geht. Es hatte wirklich beym Anfange dieses Zeitraums das Ansehen, daß die Italiäner, nachdem sie in den Arbeiten des Verstandes und Witzes schon einen so weiten Vorsprung vor den übrigen Europäern gewonnen hatten, diesen Vorzug stets behaupten, die gelehrteste und kunstreichste unter den neuern Nationen bleiben würden. Was die zeichnenden und bildenden Künste betrifft: so hatten sie nicht nur im ganzen sechszehnten Jahrhunderte ihren Hauptsitz in Italien; sondern sie stiegen auch nunmehr erst zu der Vollkommenheit empor, in welcher man sie noch kennt und ausübt. Mehrere große Männer bahnten sich in diesen Künsten ihre eigenen Wege. Einer wurde in diesem Theil seiner Kunst über alle übrigen vortrefflich; der andere in einem andern: und aus der Zusammensetzung so verschiedener rühmlicher und reizender Eigenschaften bildete man sich ein Ganzes in der Kunst, das nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Die Bildhauerkunst, die Baukunst, die von den Alten so hoch getriebene Kunst, Bilder in Steine zu schneiden, die Tonkunst, und die Schauspielkunst, alle nahmen jetzt durch den gegen wahre Schönheit und gefälligen Ausdruck empfindsamen Geist der Italiäner einen höhern Schwung. Keine aber unter allen Künsten war glücklicher als die Mahlerey. Die Menge der berühmten Künstler in derselben wurde so beträchtlich; der besondere Geschmack und die Manieren einiger der größten unter

Künste im 16 Jahrhund.

ihnen

ihnen wurden von ihren Schülern und Nachahmern so eifrig fortgepflanzt, daß aus dieser Verschiedenheit die italiänischen Mahlerschulen entstanden sind: die römische, die florentinische, die lombardische, die venetianische, und andere mehr. Der Anführer oder das Vorbild der römischen Mahlerschule war Raphael, aus Urbino gebürtig. Seine Entwürfe waren immer groß und edel. Ob er gleich die Natur und die Alten meisterhaft nachahmte; so schuf er sich doch selbst im Geiste das Bild, welches seine Gemählde darstellen sollten: und er brachte in dieselben den bedeutungsvollsten Ausdruck der Sitten und Leidenschaften. Mit ihm erreichte die Mahlerey ihren höchsten Gipfel. Freylich gab es manche Eigenschaften dieser Kunst, in welchen andere Mahler weit mehr schimmerten, als Raphael. Keiner führte einen so sanften und weichen Pinsel, wußte seinen Gemählden so viel reizende Anmuth, eine solche Uebereinstimmung ganz verschiedener Dinge, wie des Lichts und des Schattens, mit einander, zu geben, als Correggio, der vornehmste unter den lombardischen Mahlern. Und doch wurde er hinwiederum in der ungemeinen Kunst der Farbengebung vom Titian übertroffen. Dieser war das Haupt der venetianischen Mahler, lebte bis in sein neun und neunzigstes Jahr, und wurde von den Fürsten seiner Zeit so hoch geschätzt, daß ihm der Kaiser Carl der fünfte, der ihm einst bey seinen Arbeiten zusah, einen Pinsel aufhob, der auf die Erde gefallen war.

Raphael. st. im J. 1520.

Correggio. st. im J. 1534.

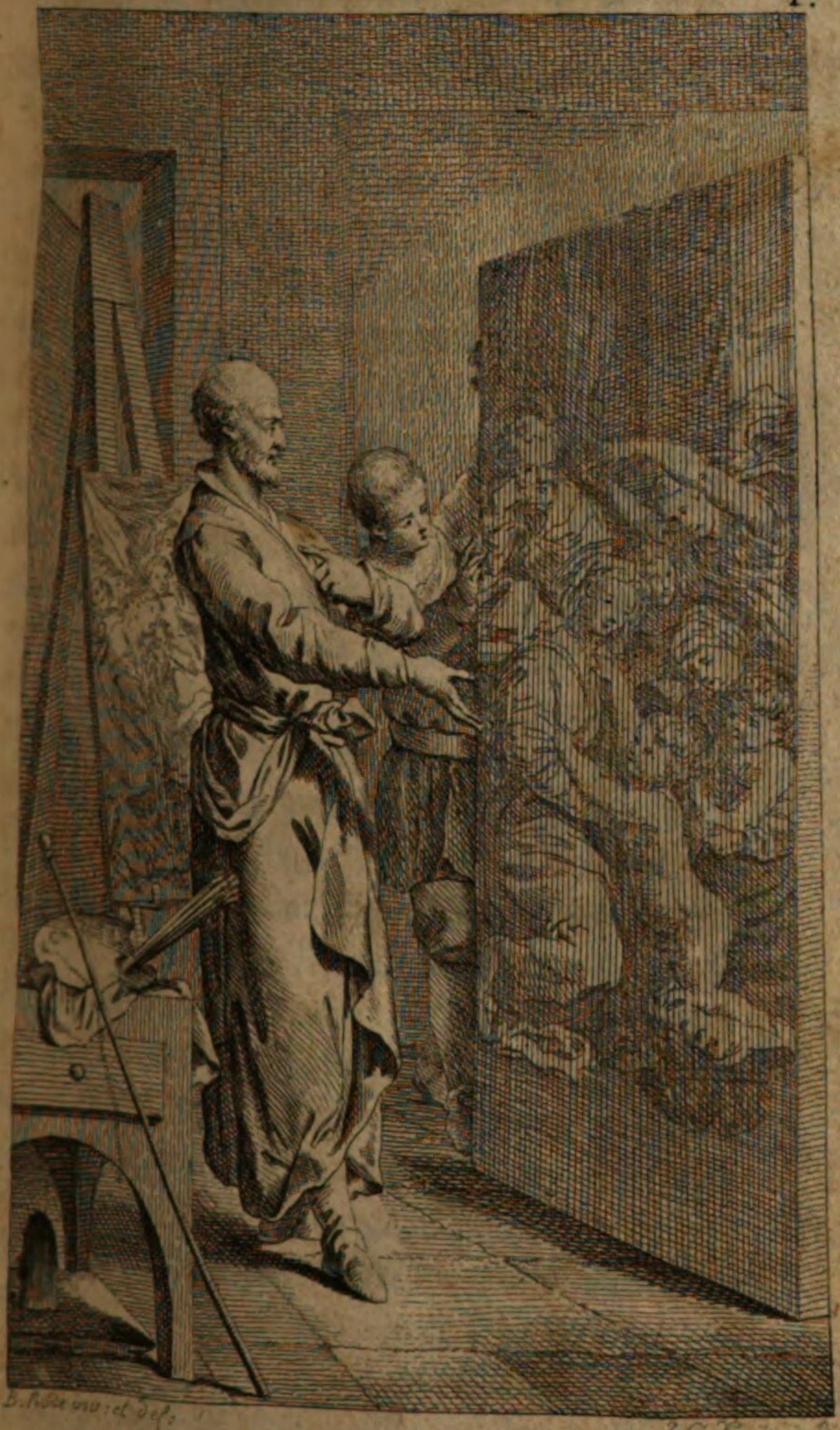
Titian. st. im J. 1476.

Correggio fühlt als Mahler seine Größe. I. Kupfertaf.

XV. Die Kunstwerke von so großen Meistern können allerdings durch die ausführlichste Beschreibung niemals so sehr empfohlen werden, als

durch

I.



B. Rode inv: et del: J. C. Krüger sc.

Correggio fühlt als Mahler seine Grösse.

durch das betrachtende Auge eines Kenners oder scharfsichtigen Liebhabers der Künste. Aber eben deswegen wird es euch angenehm seyn, meine jungen Leser, zu erfahren, daß verschiedene derselben in den Gemählsammlungen deutscher Fürsten öffentlich aufgestellt sind. So findet sich unter vielen andern trefflichen Gemählden italiänischer Künstler in der Kurfürstlich-Sächsischen Bildergallerie zu Dresden die so berühmte Nacht des Correggio, das Meisterstück unter allen seinen Arbeiten, und eines von denjenigen Gemählden, die noch vorzüglich und allgemein bewundert werden. Es stellt die Geburt des Erlösers der Welt, oder die Anbetung der Hirten, vor. Der Künstler wollte die Dunkelheit der Nacht zeigen, welches bis dahin noch niemand gewagt hatte. Daher läßt er von dem Kinde Jesus, welches sich in der Mitte des Gemähldes, auf dem Schooße der Maria, befindet, ein so starkes Licht ausbrechen, daß es alle Gegenstände und Personen, mit denen dasselbe umringt ist, erleuchtet, die sonst mit Schatten bedeckt und unsichtbar seyn würden. Die schönen Stellungen, die erhabene Zeichnung, die feinsten Pinselstriche, und besonders die unvergleichliche Vertheilung des Lichts, machen dieses Gemählde zu dem einzigen in seiner Art. — Eben dieser große Künstler, der ohne Lehrer, und ohne die alten Denkmäler der Kunst in Italien studiert zu haben, seinen Gaben und seinem sinnreichen Fleiße fast alles allein zu danken hatte, empfand einst die ungemeinen Fähigkeiten, welche sich in ihm regten, auf eine Art, die für Jünglinge und Männer, welche ihren Geist prüfen wollen, sehr lehrreich ist. Er hatte viel zum Lobe des vortrefflichen

Raphael gehört, und war daher überaus begierig, ein Gemählde von ihm zu sehen. Endlich wurde er dieses Wunsches gewährt. Er betrachtete das Gemählde mit aller möglichen Aufmerksamkeit; erkannte, daß man den Künstler nicht zu verschwenderisch gepriesen habe; fand aber doch, daß er selbst manches an demselben eben so gut, manches auch wohl noch besser gemacht haben würde; und in diesem frohen Bewußtseyn rief er aus: Ich bin doch auch noch ein Mahler! Zwar ist auch den besten Köpfen Bescheidenheit über alle Maßen zu empfehlen. Es ist immer viel gewagt, sich mit berühmten Männern zu vergleichen, oder gar sich Vorzüge vor denselben zuzuschreiben. Vornehmlich ist der Jugend ein voreiliges Zutrauen auf ihre Kräfte höchst schädlich: sie ist oft dreist, ja verwegen im Urtheilen, und glaubt, nicht weit von der Vollkommenheit entfernt zu seyn, weil sie etwas über die Anfangsgründe hinaus gerückt ist. Wenn man aber erst den ganzen Umfang, auch das Edle und Große einer Kunst oder Wissenschaft überschauen gelernt, die Schwierigkeiten derselben lebhaft gefühlt, ihre besten Hülfsmittel eifrig gebraucht, die Stärke seines Geistes mehrmals untersucht, genützt, und mit den Gaben allgemein hochgeschätzter Männer verglichen hat; und man kann alsdenn beym Anblicke von einem schönen Werke des Verstandes oder der Erfindung sagen: So ein Werk möchte ich wohl auch machen! das könnte ich wohl auch machen! dann ist es glaublich, daß derjenige, der so spricht, mehr als mittelmäßig seyn werde, weil er aus der innigsten Bekanntschaft mit sich selbst ein solches Vertrauen geschöpft hat.

Wachsthum der Gelehrsamkeit bey den Italiänern im 16 Jahrhund.

XVI. Aber es waren nicht bloß die zeichnenden und bildenden Künste, welche bey den Italiänern im sechszehnten Jahrhunderte zu einer solchen Höhe empor stiegen. Auch ihre Sprache wurde durch Dichtkunst und Beredtsamkeit noch mehr verfeinert; selbst manche Wissenschaft fieng an, durch sie eine verbesserte Gestalt zu gewinnen. Der Papst Leo der zehnte, und die Herren des Hauses Medices, aus welchem er herstammte, nebst andern Päpsten und italiänischen Fürsten, thaten so viel zur Aufmunterung der Gelehrsamkeit, besonders aber der witzigen Künste, daß die Italiäner desto glücklicher nach dem richtigen Geschmack der Griechen und Römer, der sich nunmehr stark unter ihnen ausgebreitet hatte, fortarbeiten konnten. Verschiedene von ihnen thaten sich zugleich in der altrömischen und in der italiänischen Beredtsamkeit oder Dichtkunst hervor; wie der Cardinal Bembus, der Dichter Sannazarius, und andere mehr. Torquato Tasso schrieb das schönste italiänische Heldengedicht, unter der Aufschrift: das befreyete Jerusalem. Er wußte darinne Kunst und Natur sehr geschickt zu vereinigen; die angenehmsten und die fürchterlichsten Bilder, sanfte und erhabene Stellen wechseln in diesem Gedichte mit einander ab, dessen Hauptabsicht ist, durch edle Erfindungen den Eifer für die Sache des Christenthums anzufeuern. Und dennoch, so tief auch diese Religion das Heydenthum unter sich liegen hat, und so glücklich Tasso die Alten nachahmte, hat er doch die Aeneis des Virgilius als Dichter nicht erreichen können. — Ein anderer Italiäner, Andreas Alciatus, war der erste in seinem Vaterlande, der die gelehrte und gründliche

Tasso. st. im J. 1595.

Alciatus. st. im J. 1550.

Staatl. Bibliothek Regensburg

liche Bearbeitung der Rechtswissenschaft, an der es seit so vielen hundert Jahren gemangelt hatte, wieder herstellte. Er zeigte an seinem Beyspiele, daß niemand in diesem Theil der Gelehrsamkeit, ohne eine geübte Bekanntschaft mit den gelehrten Sprachen, mit der Geschichte und der Philosophie, etwas Ausnehmendes leisten könne. — Franz Guicciardini, welcher nach einander Rechtslehrer, Sachwalter, Gesandter, Befehlshaber über Städte, Länder und Kriegsvölker gewesen war, widmete sich endlich in stiller Einsamkeit ganz der Geschichtbeschreibung, und wurde darinne der trefflichste Schriftsteller, den das neuere Italien gehabt hat. Seine freymüthige Wahrheitsliebe, seine Menschenkenntniß, Staatsklugheit, und treffende Beurtheilung, werden an der Geschichte seiner Zeit, welche er beschrieben hat, noch immer geschätzt. — Selbst die Religionswissenschaft oder Theologie schien nunmehr von den Italiänern würdiger und gemeinnützlicher behandelt zu werden; der Cardinal Sadoletus machte dazu besonders einen rühmlichen Anfang.

Guicciardini. st. im J. 1540.

XVII. Hier war es aber auch, wo die Italiäner, mitten unter ihrem großen Fortgange fast in allen andern Wissenschaften und Künsten, stehen blieben, und seitdem wenig oder gar nicht weiter fortgerückt sind. Außer den ihnen eigenen Vortheilen, welche ihnen schon seit einiger Zeit zum blühenden Anbau der Gelehrsamkeit beförderlich waren, wurde ihnen gleich in den ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts ein neuer angeboten, der wichtiger war, und fruchtbarer werden konnte, als alle bisherigen. Damals war in Deutschland ein neues Licht aufgegangen,

Warum dieselbe nicht noch höher bey ihnen gestiegen ist?

gangen, das zuerst die Begriffe der Christen von ihrer Religion erleuchtete, die Unwissenheit und den Aberglauben in derselben, wie Finsterniß und Nebel, zerstreuete; aber auch geschwind in das Reich der Wissenschaften drang, und alle Bemühungen der Gelehrten außerordentlich belebte. Denn dieses neuentstandene Licht — ihr merkt es wohl, meine jungen Freunde, daß dieses die Reformation, oder Religions- und Kirchenverbesserung, gewesen sey — brachte zugleich diejenige Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben mit sich, die den Italiänern noch größtentheils fehlte. Sehr viele unter ihnen versuchten es, sich gleichsam bey den Strahlen dieses überall hin verbreiteten Lichtes zu wärmen; das heißt, nicht nur in der Religion geprüfte und nützlichere Einsichten zu erlangen; sondern auch über dieselbe, und über jede Wissenschaft, freyere Untersuchungen anzustellen. Allein die Päpste und die ihnen ergebenen Geistlichen glaubten mit Recht, daß dieses ihrer Herrschaft über die Christen sehr nachtheilig werden würde. Sie unterdrückten also die sich bey unzähligen regende Freyheit des Verstandes und Gewissens mit der äußersten Gewalt. Vortreffliche Männer, die sich derselben zu bedienen anfiengen, wurden auf ihren Befehl hingerichtet; wie unter andern der gelehrte und scharfsinnige Philosoph, Dichter und Redner, Palearius. Solchergestalt war es unmöglich, daß die Italiäner den Vorzug, welchen sie bis zum sechszehnten Jahrhunderte über andere europäische Nationen in Wissenschaften und Künsten besaßen, noch ferner hätten behaupten können. In einigen derselben hatten sie bis auf die neuesten Zeiten den glücklichsten Fortgang.

Aber wo der Mangel an Geistesfreyheit nicht allein sehr sichtbar, sondern auch besonders nachtheilig wird, bey der Religionswissenschaft, Philosophie und Geschichtbeschreibung, da sind die Italiäner nicht viel weiter gekommen, als sie bereits in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren.

Ihre Schicksale bey den Italiänern im 17 Jahrh.

XVIII. Zwar wagte es im Anfange des siebzehnten ein Mann von den scharfsinnigsten Einsichten und von seltenem Muthe, der venetianische Mönch, Paul Sarpi, die Rechte der Fürsten und Obrigkeiten in Kirchensachen durch seine Rathschläge und Schriften wieder unter seinen Glaubensgenossen herzustellen; auch überhaupt in Italien das freyere Forschen in Religionssachen aufzuwecken. Sein edler Eifer trug auch manche heilsame Früchte. Aber das geschah nur in einem kleinen Theil von Italien; er verlor darüber beynahe das Leben: und seit ihm hat kein Italiäner an eine so kühne und gemeinnützliche Unternehmung mit einigem Glücke Hand angelegt. Ein anderer grosser Mann, der um gleiche Zeit lebte, Galiläus Galiläi, aus Pisa gebürtig, wurde sogar von unwissenden, aber mächtigen italiänischen Geistlichen verfolgt: nicht etwan, weil er sie, oder die Religion, welche sie vorschrieben, angegriffen hätte; sondern weil er die Natur- und Sternkunde besser als sie verstand. Er hat diese und andere damit verwandte Wissenschaften mit so wichtigen Entdeckungen bereichert, daß sie ohne dieselben gar nicht zu ihrer neuern Vollkommenheit hätten gelangen können. Die Schwere und die Schnellkraft der Luft setzte Galiläi zuerst recht außer Zweifel: er verfertigte daher, nach diesen Kenntnissen und Erfahrungen, auch das Thermometer,

Sarpi. st. im J. 1623.

Galiläi. st. im J. 1642.

oder

II.

B: Rode inv: et Del:

F. C. Krüger Sc:

Galilæi wird als Kenner der Natur verfolgt.

oder dasjenige Wetterglas, welches die Abwechselungen der Kälte und Wärme in der Luft nach ihren Graden genau bestimmte. Das Teleskopium, das heißt, das Fernglas, oder das Seherohr, mit welchem die himmlischen Körper dem Auge gleichsam näher gebracht, und also weit schärfer betrachtet werden konnten; ingleichen das Mikroskopium, oder das Vergrößerungsglas, mit dessen Hülfe man die kleinsten, auch wohl unsern Augen unsichtbaren Körper, oder Theilchen derselben, in einer sehr vergrößerten Gestalt deutlich sehen gelernt, mithin gewissermassen eine vorher unbekannte Welt entdeckt hat; auch dieses sind seine Erfindungen. Er war auch einer der ersten, der die Sonnenflecken beobachtete; er brachte über die andern Planeten, über die Cometen, und über die Gesetze der Bewegung, viel Neues zum Vorschein. Als er aber die wahre Weltordnung, welche Copernicus hundert Jahre vorher gelehrt hatte, wie bereits an einem andern Orte dieser Geschichte erzählt worden ist, vertheidigte, und noch mehr bestätigte: da wurde er noch in seinem siebzigsten Jahre von dem Ketzergerichte zu Rom gefangen gesetzt. Die Cardinäle, welche Beysitzer desselben waren, rechneten ihm die Lehrsätze, daß die Sonne unbeweglich im Mittelpunkte des Weltgebäudes sich befinde, und daß die Erde sich um dieselbe herum bewege, als grobe Irrthümer an, welche der heiligen Schrift zuwider liefen. Galilăi mußte, wenn er nicht als ein Ketzer bestraft werden wollte, knieend vor diesen seinen Richtern die gedachten Lehren abschwören und widerrufen, von denen er mehr als irgend ein anderer Gelehrter überzeugt war. Freylich wird ihn keine menschliche Gewalt genöthigt

Th. III. S. 383.

Galilăi wird als Kenner der Natur verfolgt. II. Kupfertaf.

haben, dieselben auch insgeheim bey sich für irrig zu erklären; aber desto trauriger ist jede Gewaltthätigkeit gegen den Verstand eines Gelehrten. — Unterdessen ließ man doch nach und nach in Italien den neugefundenen Wahrheiten der Naturkunde einen ungehinderten Lauf, und wandte sie nützlich an. Torricelli, ein Schüler des Galiläi, erfand das Barometer, oder dasjenige Wetterglas, durch welches man die Schwere der Luft messen kann. Eine Gesellschaft von Gelehrten zu Florenz vereinigte sich, um Versuche über die Naturkunde anzustellen, und zündete dadurch derselben noch mehr Licht an. Malpighi und Borelli brachten durch ihre wichtigen Entdeckungen in derselben die Arzneywissenschaft zu einer höhern Gründlichkeit.

Zustand der Künste in eben demselben Jahrh.

XIX. Andere gelehrte Gesellschaften waren gemeinschaftlich für die Reinigkeit und Zierlichkeit der italiänischen Sprache, für die Aufnahme ihrer Beredtsamkeit und Dichtkunst, besorgt. Auch in diesem Jahrhunderte hatten die Italiäner ihre angenehmen Dichter, wie unter andern Tassoni, der das scherzhafte Heldengedicht in Gang brachte, und Guarini, waren. Ihre zwar weichliche, aber ungemein wohlklingende, recht für die Musik gemachte Sprache, die schon im Schauspiel überhaupt sehr gefiel, schien durch die Erfindung der Opera, oder des Singspiels, gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts noch reizender zu werden. In diesem größten und rührendesten aller Schauspiele, wie es gewissermaßen heißen kann, wurden Dichtkunst, Musik, Tanzkunst, Mahlerey und Baukunst mit einander verbunden, um dem Zuschauer und Zuhörer die erhabensten

sten und einnehmendesten Vorstellungen einzuflößen; ob man gleich oft daraus nur ein unwahrscheinliches und abentheuerliches Werk gemacht hat. Man sah noch immer Italien als das Vaterland und den Sitz der Musik, der Mahlerey, der Baukunst, und anderer Künste, an. Guido, Maratti, Solimene, Rosa, und mehrere italiänische Mahler, der Ritter Bernini, ein trefflicher Bildhauer, und viele andere ihrer Künstler, wurden noch allgemein bewundert. Aber gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts mußten die Italiäner fast in allen Künsten, nur etwan die Musik ausgenommen, den Franzosen theils den Vorzug, theils wenigstens den ausgebreitetern Beyfall in Europa, überlassen. Ausser dem, was die letztern dazu beytrugen, hatten auch die Italiäner selbst einige Schuld daran. Viele unter ihnen fiengen an, auf eine zu gekünstelte, unzeitig witzige, oder auch schwülstige Art zu schreiben. Dadurch wurde der richtige und feine Geschmack in der Dichtkunst und Beredtsamkeit seltener: und man gestand den neuern italiänischen Gedichten, größtentheils nur in Vereinigung mit der vortrefflichen Musik dieser Nation, einigen Werth zu. Doch hatte sie immer noch Schriftsteller, welche, wie Bentivoglio, Davila, und andere mehr, in der Geschichtbeschreibung, in Briefen, und andern Gattungen der Beredtsamkeit, edle Muster hinterließen.

Gelehrte Geschichte der Italiäner im 18 Jahrh.

XX. In dem jetzigen Jahrhunderte fanden sich in verschiedenen Gegenden Italiens Männer von scharfsinniger Beurtheilung, welche sich glückliche Mühe gaben, den ächten Geschmack wieder herzustellen, oder zu befestigen. Johann Vincenz Gra-

Gravina, ein einsichtsvoller Rechtsgelehrter zu Rom, war einer von denselben. Er prägte seinen Landsleuten besonders die wahren Grundsätze der Dichtkunst ein, die er auch durch Beyspiele lehrte. Ein anderer sehr gelehrter und forschender Kopf, Ludwig Anton Muratori zu Modena, trat nicht allein in dessen Fußstapfen, und suchte auch die italiänische Beredtsamkeit völlig wieder auf den rechten Weg zu leiten; er empfohl noch überdieß die würdige christliche Mäßigung und Verträglichkeit in Religionssachen, durch seine Schriften. Allein eben diese letztere rühmlichste Art des Eifers erweckte viele Feinde gegen ihn. Denn auch im achtzehnten Jahrhunderte blieb dieses das Schicksal der Italiäner, daß ihre Versuche, mit anständiger Freyheit über die Religion und das Kirchenwesen zu denken, lehren und schreiben, entweder ganz hintertrieben wurden, oder ihren Urhebern Verfolgungen zuzogen. So wagte es zwar Peter Giannone, ein Rechtsgelehrter zu Neapel, in einer sehr wohlgeschriebenen Geschichte seines Vaterlandes, die Italiäner auf den Ursprung und das ungeheure Wachsthum der geistlichen Macht unter ihnen, das heißt, ihrer Religionslehrer, die ihre gebietende Herren geworden sind, auf die unermeßlichen Reichthümer derselben, welche für die bürgerliche Gesellschaft verloren gegangen sind, und auf die schädlichen Folgen aufmerksam zu machen, welche beydes, sowohl für die Christen überhaupt, als insonderheit auf die Rechte der Fürsten in Kirchenangelegenheiten, gehabt hat. Allein sein Buch wurde verabscheuet und unterdrückt; er selbst gerieth deswegen in Lebensgefahr, und starb endlich doch als ein

Muratori. st. im J. 1749.

Giannone. st. im J. 1748.

Gefan-

Gefangener zu Turin. Unterdessen ist doch nunmehr, durch die weise Begünstigung der Fürsten, in den meisten Ländern des obern Italiens ein beträchtlicher Anfang gemacht worden, auch über so wichtige Gegenstände der Untersuchung freyer zu urtheilen.

XXI. Der übrige Zustand der Gelehrsamkeit und aller feinen Künste bey den Italiänern, in diesem Jahrhunderte, ist zwar auch nicht so vollkommen geworden, als man nach ihrem ältern Fortgange in denselben hätte erwarten können: und das unter andern auch darum, weil sie die großen Vorbilder des griechischen und römischen Alterthums in jeder Gattung nicht mehr mit so anhaltendem Fleiße und ausnehmender Geschicklichkeit, wie ehemals, nützten. Doch haben sie immer noch ihren Platz unter den vornehmsten europäischen Völkern, bey welchen die schönsten Früchte des Verstandes und Witzes reifen, behauptet. Sie haben viele gelehrte Kenner des römischen und übrigen Alterthums gehabt; dergleichen außer dem schon genannten Muratori, Maffei, Corsini, und andere mehr, waren. In der Naturkunde und Mathematik hat man nicht allein feine Beobachtungen, sondern auch nützliche Entdeckungen von ihrem Grafen Marsigli, dem Vallisnieri, und andern Gelehrten, erhalten. Wie verdient sie sich um die Arzneywissenschaft gemacht haben, können die Namen des Lancisi und des Johann Baptista Morgagni, des größten Arztes, welchen sie in den neuern Zeiten gehabt haben, beweisen. Es sind von Zeit zu Zeit einige treffliche Redner, Dichter, Mahler, und andere Künstler dieser Art, unter ihnen aufgestanden. Ihren alten Vorzug, Dichtkunst und Tonkunst

Fortsetzung.

überaus rührend mit einander zu vereinigen, haben sie sich durch die gefälligsten neuern Werke dieser beyden Künste versichert. Der Abt Metastasio, eigentlich Trapasso, ein Römer, kaiserlicher Dichter zu Wien, zugleich auch der größte jetztlebende Dichter seiner Nation, hat sich dadurch ungemeinen Ruhm erworben. Carl Goldoni, ein Venetianer in unsern Zeiten, hat in seinen zahlreichen Lustspielen, die er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit geschrieben hat, die Welt und die Menschen so natürlich, fein und lehrreich abgeschildert, daß er in diesem Theil der Dichtkunst ein Verbesserer des Geschmacks für die Italiäner geworden ist. Ihre Tonkünstler, unter welchen Pergolese einer der reizendesten war, werden noch allgemein hochgeschätzt. Noch versorgt Italien die meisten europäischen Höfe mit den künstlichsten Sängern. In der unvergleichlichen, aber äußerst mühsamen und kostbaren Kunst, welche die Alten die musivische nannten, die Neuern aber, mit einer Verfälschung dieses Namens, die mosaische nennen, haben es die Italiäner in dem jetzigen Jahrhunderte, hauptsächlich zu Rom, zu einer erstaunlichen Vollkommenheit gebracht. Diese Kunst, eine Art von Mahlerey, die durch das Zusammensetzen kleiner Stücke von gefärbten Gläsern und gefärbten Steinen verfertiget wird, hat bisher vornehmlich dazu gedient, die herrlichen Gemählde in der Peterskirche zu Rom auf das genaueste zu kopiren, und dadurch nicht allein von ihrem Untergange zu retten, sondern auch so frisch und lebhaft, als sie aus den Händen der Künstler gekommen waren, darzustellen.

XXII. So weit sind die Italiäner in den letzten dreyhundert Jahren in den Künsten und Wissenschaften aller Art gekommen. Aber während dieses Zeitraums haben sich auch viele andere Veränderungen bey den Fürsten, Staaten und Nationen Italiens ereignet. Schon am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und noch mehr in der ersten Hälfte des sechszehnten, wurde dieses Land durch eine Reihe von Kriegen sehr beunruhigt und verwüstet, welche die Franzosen wegen ihrer Ansprüche auf das Königreich Neapel und das Herzogthum Meyland daselbst führten. Die Spanier widersetzten sich ihnen; ganz Italien theilte sich in zwo Partheyen: und jene Länder blieben endlich in spanischer Botmäßigkeit. Einen andern Krieg erregte die Eifersucht vieler Fürsten in und außerhalb Italien gegen die blühende Macht und die Reichthümer der Venetianer, welche dadurch viel von ihren italiänischen Besitzungen einbüßten. Unter diesen günstigen Umständen erweiterten die Päpste ihr weltliches Gebiet; sie bekamen die Provinz Romagna, wurden Herren des Fürstenthums Urbino, und geboten auch über Modena, Reggio, Parma und Piacenza. Der ganz kriegerische Papst Julius der zweyte war es, der durch Staatsklugheit und auch durch offenbare Gewalt den jetzigen Kirchenstaat recht gründete. Er strebte sogar nach der Herrschaft von ganz Italien, wie einige Zeit vorher die Venetianer. Aber bald litten die nächsten Päpste, welche auf ihn folgten, einen desto größern Verlust an ihrem geistlichen oder kirchlichen Gebiete, indem mehrere europäische Nationen aufhörten, sie als Oberhäupter der Kirche zu ver-

Bürgerliche Veränderungen Italiens im 16 Jahrh.

ehren. Ob sie gleich noch immer ansehnliche weltliche Fürsten blieben; so wurde doch, durch die ungemeine Verringerung ihrer geistlichen Unterthanen und Einkünfte, auch ihre Macht sehr geschwächt: und daher befleißigten sie sich nach und nach mehr schlauer als heftiger Maßregeln. Ihr Hof wurde fast der Mittelpunkt der feinsten und verborgensten Staatskunst. Einer von ihnen, Paul der dritte, erhob Parma und Placenz, für einen Herrn seines Hauses Farnese, zu Herzogthümern. Das Haus Medices behauptete sich nicht nur in der obersten Gewalt über Florenz, und das dazu gehörige Gebiet, sondern erlangte auch die herzogliche, und bald darauf die großherzogliche Würde. Die Genueser setzten sich nunmehr durch Hülfe ihres Mitbürgers Doria auf immer in Freyheit. In ihrer Nachbarschaft hörten die Herzoge von Meyland und die Markgrafen von Montferrat gänzlich auf, deren Länder spanische Provinzen wurden. Aber die Herzoge von Savoyen wurden desto mächtiger: und Carl Emanuel unter ihnen bemächtigte sich auch der Markgrafschaft Saluzzo, wodurch er den Franzosen das Eindringen in Italien erschwerte. In diesem sechszehnten Jahrhunderte, da sich der Zustand des gedachten Landes auf so mancherley Weise veränderte, litt es auch lange Zeit durch eine Menge kühner Räuberbanden, oder Banditen, bis der standhafte Geist des Papstes Sixtus des fünften sie auszurotten, und die öffentliche Sicherheit herzustellen anfieng. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, dem seine Länder ihre Aufnahme, und seine Nachfolger ihre Stärke zu danken haben, führte zuerst ein recht regelmäßi-

mäßiges Kriegswesen in Italien ein. Auch waren die vornehmsten Kriegsbaukünstler dieser Zeiten, welche wichtige Festungen aufführten, Italiäner. Aber obgleich der sinnreiche Fleiß der Italiäner sich damals sehr vergrößerte, auch viele Fremde bey ihnen lernten, oder ihre beständige Wohnung aufschlugen; so verminderte sich doch die Anzahl von Einwohnern in ihrem Vaterlande. Denn die neuen oder wachsenden Mönchsorden, und die Geistlichen überhaupt, entzogen der bürgerlichen Gesellschaft immer mehr nützliche Mitglieder: und nicht wenige Italiäner flüchteten sich wegen der Religionsverfolgungen in andere Länder.

XXIII. Neue Veränderungen in der allgemeinen Verfassung von Italien entstanden im siebzehnten Jahrhunderte. Vorher hatten die Spanier unter allen Ausländern in diesem Lande das meiste Ansehen behauptet. Jetzt fiengen die Franzosen an, sich über dieselben empor zu schwingen: nicht selten machten beyde Italien zum Schauplatze ihrer Kriege, und die dortigen Fürsten suchten, so gut sie konnten, das Gleichgewicht zwischen ihnen zu erhalten. Die Herzoge von Savoyen wandten darauf insonderheit ihre Bemühungen. Da die Lage ihrer Länder an den Alpengebirgen sie zu Herren des Eingangs in Italien, von der Seite Frankreichs her, machte: so kam bey jenen Kriegen, ja überhaupt bey dem Zustande Italiens viel darauf an, mit welchem auswärtigen Fürsten diese Herzoge in Verbindung traten. Die Großherzoge von Florenz stellten ebenfalls sehr ansehnliche Fürsten vor. Den Päpsten gelang es jetzt, außerdem, daß sie sich in dem Be-

Eben dergleichen im 17 Jahrhund.

sitze ihrer übrigen Länder befestigten, auch das Herzogthum Urbino damit zu vereinigen. Doch wurden sie, als weltliche Fürsten betrachtet, immer schwächer, weil diese aus so vielerley Familien herstammende Herren mehr für ihre Häuser oder für ihre Kirche, als für ihre Länder und Unterthanen insgesamt sorgten; überhaupt aber, weil diese Regierung von Geistlichen sich zur Besorgung des weltlichen Wohlstandes von Ländern wenig schickt. Zwar litten auch die Venetianer in diesem Jahrhunderte einen neuen Verlust an ihrem Gebiete auf der See; aber ihre weisen Staatseinrichtungen erhielten ihnen doch immer viel Ansehen und innerliche Stärke. Unter einander lebten die italiänischen Nationen in diesen Zeiten ziemlich ruhig; sie wurden auch durch den mächtigen Einfluß der Ausländer genöthigt, sich der Einigkeit zu befleißigen. Zum Dienste der letztern gaben sie mehrere treffliche Feldherren her, wie einen Spinola bey den spanischen Kriegsheeren, und einen Montecuculi bey den kaiserlichen. Bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts trieben die Italiäner noch einen sehr beträchtlichen und einträglichen Handel mit andern Nationen. Viele ihrer Handarbeiten, selbst die trefflichen Gemählde, und andere solche Kunstwerke, welche sie in großer Anzahl verfertigten, dienten auch durch die Begierde, mit welcher sie von den Ausländern gekauft wurden, zu ihrer Bereicherung. Allein um die gedachte Zeit verloren die Italiäner einen nicht geringen Theil von diesem vortheilhaften Gewerbe. Die künstlichen Arbeiten, Erfindungen und Moden der Franzosen wurden auch bey ihnen so beliebt, daß sie ihnen vieles

Geld

Geld kosteten. Sogar die unvergleichlichen Schätze von Mahlereyen, welche die Italiäner besaßen, verursachten ihnen nach und nach einen neuen Aufwand zum Besten der Ausländer, die ihnen jene Meisterstücke in den schönsten Kupferstichen abgedruckt verkauften.

Italiänische Staatsveränderungen im 18 Jahrh.

XXIV. In dem gegenwärtigen Jahrhunderte haben die Italiäner noch immerfort die Uebermacht ausländischer Nationen, vornehmlich der Deutschen, Franzosen und Spanier, in ihrem Vaterlande empfunden. Mehr als einmal sind von diesen Nationen wegen der Ansprüche, die sie auf gewisse Länder in Italien machten, Kriege daselbst unter einander geführt worden, durch welche sie sich im Besitze derselben befestigt haben. Die Spanier herrschen noch über Neapel und Sicilien. Ein spanischer Prinz regiert auch die beyden Herzogthümer Parma und Placenz, nachdem das Haus Farnese, welches dieselben ohngefähr zweyhundert Jahre besessen hatte, ausgestorben ist, und jene Herzogthümer seitdem eine kurze Zeit unter österreichischer Botmäßigkeit gewesen waren. In seiner Nachbarschaft, im obern Italien, hat das österreichlothringische Haus die Herzogthümer Meyland und Mantua erworben. Eben dieses Haus ist dem nunmehr ausgestorbenen berühmten Mediceischen Geschlechte in der Oberherrschaft des Großherzogthums Toskana oder Florenz nachgefolgt. Noch in den neuesten Jahren haben die Genueser die ihnen gehörige Insel Corsica an die Franzosen abgetreten. Da solchergestalt das Gebiet der einheimischen italiänischen Fürsten und Staaten so sehr von ausländischen und mächtigern Regierungen

unge-

umgeben ist: so haben sie es immer schwerer gefunden, ihre Macht zu vergrößern, oder auch sich gegen die Ausländer zu vereinigen. Die Päpste haben in diesem Jahrhunderte, aber bereits vor siebzig Jahren, zum letztenmal ein Kriegsheer ins Feld gestellt: ein Versuch, der ihnen auch sehr übel gelungen ist. Ihre, außer Rom, wenig bevölkerten, nicht einmal hinlänglich angebaueten, und auch zu einer vortheilhaften Handelschaft beynahe gar nicht genützten Länder, gewinnen hauptsächlich nur durch den ungemeinen Zufluß von Fremden in ihre mit Alterthümern und Kunstwerken so erfüllte Hauptstadt. Auch bey den sogenannten heiligen Oertern des Kirchenstaats, worunter man besonders das Haus rechnet, in welchem die Jungfrau Maria zu Nazareth gewohnt haben soll, und welches die Engel vor fünfhundert Jahren nach Loretto getragen haben sollen, finden sich unzählige andächtige Ausländer ein, die ihr Geld daselbst für geistliche Wohlthaten, welche sie zu erhalten glauben, zurücklassen. Besser haben die italiänischen Freystaaten oder Republiken, wie Venedig und Genua, den Fleiß ihrer Einwohner ermuntert und angewandt. Selbst der kleine Freystaat von Lucca genießt durch dieses Mittel, durch seine kluge Regierung und Einigkeit seiner Mitbürger, nicht allein Freyheit und Ruhe, sondern auch eine einträgliche Handelschaft.

Die Herzoge von Savoyen werden Könige von Sardinien.

XXV. Unter allen italiänischen Fürsten und Staaten aber hat keiner im jetzigen Jahrhunderte sein Ansehen und seine Macht merklicher vergrößert, als die Herzoge von Savoyen. Mit ihrer gewohnten Staatsklugheit haben sie sich der Kriege, welche die

Aus-

Ausländer in Italien führten, bedient, um durch abwechselnde Bündnisse mit denselben ihr Gebiet zu erweitern. So haben sie endlich das ganze Herzogthum Montferrat, und einen beträchtlichen Theil des Herzogthums Meyland, ingleichen eine Vormauer von Festungen in den Alpengebirgen, gegen die Einfälle der Franzosen, erlangt. Die Insel Sardinien ist ihnen zugleich mit dem königlichen Titel, den sie Im J. 1720. seitdem von derselben führen, zu Theil geworden. Aber nicht damit zufrieden, daß sie einen solchen Zuwachs an Ländern und Einkünften erhalten hatten, haben diese Fürsten auch den Ertrag ihrer alten Länder, Piemont und Savoyen, sehr zu erhöhen gewußt. Der erste König von Sardinien, Victor Amadeus, der schon zwanzig Jahre im vorigen Jahrhunderte als Herzog von Savoyen regiert hatte, war ein so scharfsichtiger und kluger Herr, daß er die wichtigsten Angelegenheiten, ohne seine Staatsbedienten darüber zu befragen, allein behandelte. Er vermehrte seine Reichthümer und seine Kriegsvölker ungemein, führte die öffentliche Sicherheit erst recht nachdrücklich in seinem Lande ein, und war so genau mit seinen nothwendigen Ausgaben, mit dem Werthe und Preise von allem bekannt, wie es sonst kaum Personen von geringerm Stande oft zu seyn pflegen. Die Kriege, in welche er verwickelt wurde, nöthigten ihn auch zu einer hoch getriebenen Sparsamkeit: und diese wurde von vielen seiner Unterthanen fälschlich für Geiz angesehen. Als er einmal mit einem Soldaten, der auf der Schildwache stand, sich lange unterredet, und von demselben erfahren hatte, wie lange er Dienste gethan habe, auch wie oft er dabey verwundet worden sey: sagte er

Victor Amadeus I.

am

am Ende weiter nichts, als: Lebt wohl! worauf der Soldat gleichfalls: Leben Sie auch wohl! zur Antwort gab. Der König wandte sich, nachdem er etliche Schritte gethan, wieder um, und sagte zu dem Soldaten: Nun! bittet ihr euch denn gar nichts von mir aus? Was sollte ich mir von Ihnen ausbitten? antwortete der Soldat; Sie schenken ja niemals einem Menschen etwas. Darüber gieng der König lächelnd weg, und schickte dem Soldaten funfzig Thaler. Am folgenden Tage, als er wieder bey dem Soldaten vorbeygieng, sagte dieser zu ihm: Ich danke Eurer Majestät für die mir erzeigte Gnade; aber heute bitte ich Sie um nichts. Dieser berühmte Fürst, der auch seine Rechte in Kirchensachen herzustellen, und seine Unterthanen vom Aberglauben zu befreyen suchte, legte endlich, nach einer funfzigjährigen Regierung, dieselbe
J. 1730. nieder, und übertrug sie seinem Sohne Carl Emanuel. Allein dieser neue König sah sich bald darauf in die traurige Nothwendigkeit versetzt, seinen Vater gefangen nehmen, und in seinem übrigen kurzen Leben bewachen zu lassen, weil derselbe sich heimlich des Throns durch solche Mittel zu bemächtigen suchte, welche nichts als Unruhe und Verwirrung stiften konnten. Das war einer von den außerordentlichen Fällen, wo kindliche Liebe und Ehrerbietung der Sorgfalt des Fürsten für das gemeine Beste des Reichs weichen
Carl Emanuel. mußten. Carl Emanuel bauete übrigens glücklich auf den Grund, den sein Vater gelegt hatte, weiter fort. Er fand seine Unterthanen nunmehr in thätige, arbeitsame und kriegerische Leute verwandelt, auch einen guten Anfang unter ihnen zur Ver-

fertigung mancher Waaren gemacht, welche sie sonst den Ausländern bezahlten. Alles dieses befestigte und erweiterte er, munterte die Handelschaft noch mehr auf, vergrößerte insonderheit seine Einkünfte, und legte auch Proben seiner Kriegserfahrung ab. Sein Sohn, der jetzt regierende König von Sardinien, Victor Amadeus, der zweyte dieses Namens, hat die gleichsam von seinen Vorfahren geerbte Klugheit, seine Staaten in der besten Ordnung, und sein Ansehen gegen andere Fürsten geschickt zu erhalten, immer fortgepflanzt. Victor Amadeus II. seit 1773.

XXVI. Dieses ist die allgemeine Geschichte der Italiäner bis auf unsere Zeiten. Freylich findet man darinne nicht die Geschichte einer einzigen Nation, die von einem Fürsten beherrscht wurde, oder sich selbst durch einige aus ihrem Mittel, die von den übrigen abhängig wären, regierte. Unter dem allgemeinen Namen der Italiäner werden mehrere Nationen begriffen, welche nicht allein in Ansehung ihrer bürgerlichen Verfassung, sondern auch durch ihre Neigungen, Sitten, Lieblingsbeschäftigungen, und andere Eigenthümlichkeiten, weit genug von einander unterschieden sind. Sie stehen daher auch so wenig in einer gemeinschaftlichen Verbindung mit einander, daß vielmehr unter ihnen zum Theil eine merkliche Abneigung herrscht; wie zum Beyspiel zwischen den Römern und Florentinern, den Römern und Venetianern, zwischen den letztern und den Genuesern. Die Piemonteser und Savoyarden rechnen sich nicht einmal zu den Italiänern. Auch die Mundarten dieser Nationen entfernen sie einigermassen von einander. Die venetianische und neapoli- Verschiedenheit zwischen den italiänischen Nationen.

tanische Mundart kömmt der edeln römischen und florentinischen gar nicht nahe. Die Einwohner von Piemont und Savoyen sprechen gebrochen Französisch, mit dem Italiänischen vermischt. Aus dem letztern dieser Länder, welches seine Einwohner nicht alle ernähren kann, gehen jährlich einige tausend in fremde Länder, wo sie sich mit Murmelthieren, die in ihrem Vaterlande häufig hervorkommen, mit Schornsteinfegen, Schuhputzen, Zauberlaternen, und andern Mitteln, nähren. So sehr die Piemonteser den Krieg lieben, so wenig sind die übrigen Italiäner demselben ergeben. Die Römer haben einen hohen Geist und feinen Geschmack; aber zum Arbeiten sind sie nicht sonderlich aufgelegt. Hingegen kömmt an Betriebsamkeit und Geschicklichkeit in der Handelschaft nicht leicht eine andere italiänische Nation den Genuesern bey. — Man hat unterdessen auch einige allgemeine Eigenschaften aller Italiäner zu bemerken geglaubt. Diejenigen, welche sie eine Zeit lang in der Nähe betrachtet haben, beschreiben sie als ernsthafte, mäßige und haushälterische, für ihren guten Namen äußerst besorgte, erfindsame, schlaue und verschlagene, aber auch heimliche, hinterlistige, und überaus mißtrauische Leute. Doch diese allgemeinen Abschilderungen ganzer Nationen, zumal so sehr von einander verschiedener, als die italiänischen sind, treffen selten richtig zu. Und wenn gleich eine jede Nation gewisse vorzügliche Gaben, oder auch auffallende Fehler an sich hat; so giebt es doch bey einer jeden Personen genug, die an bessern oder schlechtern Eigenschaften den andern Nationen ähnlich sind. — Sicherer und nützlicher ist es, über die Kenn-

Charakter der Italiäner.

zeichen

zeichen des Geistes und der besondern Denkungs- und Handlungsart einer Nation, welches man zusammen genommen ihren Charakter nennt, die Geschichte zu befragen. Sie lehrt uns zuverläßig, was dieselbe Ausnehmendes versucht, erfunden, ausgeführt und überhaupt bewirkt hat, welchen Weg sie am liebsten gegangen sey, wo sie am öftersten gestrauchelt habe, und was man ihr entweder überhaupt, oder auch vielen einzelnen Mitgliedern derselben, beylegen könne. Bisweilen erinnert sie uns auch, nicht zu schnell Nationalausschweifungen, oder Laster, die einer Nation vor andern zugeschrieben werden, zu glauben, weil sie den Grund von einer solchen Beschuldigung ganz anders angiebt, als flüchtige Beobachter dieser Nation zu thun gewohnt sind. So hat man es längst als bekannt angenommen, daß keine europäische Nation zum Meuchelmorde so geneigt sey, als die Italiäner, weil derselbe in ältern und neuern Zeiten sehr häufig von ihnen begangen worden ist. Gleichwohl rührt dieses große, noch nicht in allen italiänischen Ländern ausgerottete Uebel hauptsächlich von dem Mangel einer guten Polizey, und von unvorsichtigen Begünstigungen her, welche die Regierung jenem Verbrechen angedeihen läßt. Diese Fehler herrschen noch insonderheit im päpstlichen Gebiete, wo sie schon glücklich aufgehoben waren. Man bestraft daselbst einen Mörder kaum alsdann, wenn er mehr als Einen Menschen ums Leben gebracht hat; ja sobald er sich in eine Kirche oder in ein Kloster flüchtet, entgeht er dadurch seiner Strafe. Unter allen europäischen Nationen giebt es eine Menge rachgieriger und wütender Menschen, die sehr leicht und oft das Blut

ihrer Mitbrüder vergießen würden, wenn sie nicht die Furcht vor der unausbleiblichen Todesstrafe zurückhielte. — Zu einer solchen historischen Kenntniß und Beurtheilung der Italiäner ist es dienlich, nach dem allgemeinen Abrisse ihrer Geschichte, auch von den Schicksalen und Unternehmungen einiger der merkwürdigsten italiänischen Nationen, eine kurze Nachricht zu ertheilen.

Erster Abschnitt.

Grundriß der Geschichte der Venetianer.

I.

Ursprung des Staats von See-Venetien.

Lange vor Christi Geburt gab es bereits im obern Italien, am Ausflusse des Padus, oder des jetzigen Po, ins adriatische Meer, bis gegen die Gränzen des heutigen Herzogthums Crain und der Landschaft Istrien hin, ein gallisches Volk, die Veneter, von welchem auch diese Gegenden den Namen Venetien bekommen hatten. Padua und Aquileja waren ihre vornehmsten Städte. Sie wurden endlich, wie alle übrige italiänische Völker, den Römern unterthan. Außer dem festen Lande, welches sie bewohnten, hatten sie sich auch auf den nahgelegenen zahlreichen Inseln niedergelassen, unter denen Ricumaltum, nachher Rialto genannt, gleichsam den Hafen der Paduaner ausmachte. Als aber seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts viele auswärtige Völker, zum Theil eben von dieser Seite her, in Ita-

lien eindrangen, und dasselbe verwüsteten: da flüchteten sich viele Einwohner aus Venetien auf jene Inseln, zu ihrer Sicherheit. Das geschah insonderheit bey dem Einfalle des Attila, Königs der Hunnen, um die Mitte des gedachten Jahrhunderts. Nach J. 452.
und nach entstanden aus den Hütten, die man daselbst gebauet hatte, Flecken: und Venetia, oder das heutige Venedig, war noch funfzig, sechszig Jahre darauf nichts weiter als ein solcher Inbegriff von schlechten Wohnungen der Fischer und Schiffer zu Rialto und auf den übrigen Inseln, die sich kümmerlich nährten, und einen kleinen Handel mit Salz trieben. Aber dieses Seevenetien, wie man es zum Unterschiede von Venetien auf dem festen Lande nennen kann, wurde gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts immer volkreicher, und durch den Fleiß seiner Bewohner besser angebauet. Städte stiegen daselbst empor; die Handlung und Schifffahrt wurden ansehnlicher. Damals war es auch, daß sich mehrere dieser Inseln mit einander vereinigten; allein jede derselben hatte doch, unter dem Namen eines Zunftmeisters, ihr eigenes Oberhaupt. Endlich wählten sie sich am Ende des siebenten Jahrhunderts einen gemeinschaft- J. 697.
lichen Fürsten, den sie ihren Doge oder Herzog nannten. Eigentlich ist dieses das veränderte lateinische Wort Dux, statt dessen die Italiäner sonst Duca sagen. Jede Insel behielt zwar noch ihre besondere Obrigkeit, und die Einwohner gaben sich ihre Gesetze noch immer selbst; aber der Herzog entschied nun nach denselben, und vollstreckte sie. Paul Anafeste war der erste derselben.

Entstehung von Venedig.

II. Mittlerweile fielen auf dem festen Lande von Italien die wichtigsten Veränderungen vor, an welchen auch der neuentstandene Staat von See-Venetien einigen Antheil nahm. Die Mitbürger desselben hatten sich zwar darinne verbunden, um sicher und frey zu leben; allein sie konnten doch des Schutzes der griechischen Kaiser zu Constantinopel nicht ganz entrathen. Denn diese erhielten sich, ohngeachtet der abwechselnden Züge und Eroberungen deutscher Völker in Italien, im Besitze eines ansehnlichen Theils von diesem Lande; auch erschienen ihre Flotten nicht selten im adriatischen Meere. Aber im achten Jahrhunderte wurden die Franken daselbst noch weit mächtiger als jene griechischen Römer; sie stellten sogar mit dem Anfange des neunten auch das Kaiserthum zu Rom wieder her. Die See-Venetianer gränzten an dieselben; sie besaßen auch einige Ländereyen in dem italiänischen Gebiete der Franken, und trieben daselbst eine beträchtliche Handelschaft. Allein, anstatt dieser furchtbaren Nachbarn, suchten sie lieber noch ferner die griechischen Kaiser, welche ziemlich entfernt, und weniger mächtig waren, zu ihren Schutzherren zu behalten. Darüber wurden die venetianischen Inseln von den Franken so sehr verwüstet, daß sich die Einwohner derselben auf der Insel Rialto eine neue Stadt baueten, und daselbst, wo sie ihren Besitzungen auf dem festen Lande am nächsten waren, ihren Hauptsitz anlegten. Damit

J. 809. verbanden sie die vielen kleinern Inseln, ohngefähr sechszig, die rund herum liegen, durch Brücken: und dadurch bekam die Hauptstadt, so zu reden, Vorstädte, Bollwerke und Häfen. So erhob sich

gleichsam aus dem Meere das noch so merkwürdige Venedig: eine Stadt ohne Thore, Mauren und Festungswerke, der bloß das Wasser zu ihrer Vertheidigung dient. Zwischen den vereinigten Inseln entstand eine Menge von Canälen, als eben so viele Straßen, auf welchen man mit kleinen Fahrzeugen, welche Gondeln heißen, fährt. Von der See her blieb der Zugang für diejenigen schwer, welche die schiffbaren Gegenden und die Untiefen nicht genau kannten. — Und vom festen Lande wurde die Stadt durch die Laguna, oder durch eine Art von morastiger und seichter See, getrennt. Auf dieser Seite ist sie also auch vor einem feindlichen Angriffe sicher, so lange aus der Laguna nicht festes Land wird; welches man jedoch an manchen Stellen kaum durch öfteres Aufräumen verhüten kann.

III. Von dieser Zeit, oder vom neunten Jahrhunderte an, gewann der Freystaat von Venedig, der des schwachen und unbeständigen Schutzes der griechischen Kaiser immer weniger bedurfte, merklich neue Kräfte und großes Ansehen. Zwar entstanden darinne öfters sehr traurige Unruhen, weil die Rechte der Herzoge und der Nation noch nicht hinlänglich bestimmt waren. Jene wollten nach ihrer Willkühr, als unumschränkte Fürsten, regieren; diese hingegen, welche ihnen nur die Handhabung der Gesetze und Beschützung des Vaterlandes durch eine höhere Gewalt aufgetragen hatte, vertheidigte ihre Freyheit so hitzig, daß mehr als ein Herzog im Aufstande ermordet wurde. Unterdessen behielten doch die Venetianer diese Regierungsart bey, die ihnen von Zeit zu Zeit auch weise, wachsame und tapfere Oberhäup-

Eroberungen, Flotten und Handelschaft der Venetianer im 9 und 10 Jahrhund.

ter verschaffte. Sie brauchten dieselben insonderheit zur Erhaltung der Einigkeit unter einander. Die Nation wurde immer geschäftiger, unternehmender und kriegerischer. Außerdem, daß sie auf dem festen Lande von Italien sich mehrere Besitzungen erwarb, fieng sie auch seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts an, in Istrien und Dalmatien Eroberungen zu machen. Die in diesen Gegenden wohnenden Slaven, und von Mittag her die Araber oder Saracenen, störten die Schifffahrt der Venetianer im adriatischen und im mittelländischen Meere. Daher wurden diese genöthigt, sich beyden Nationen mit Flotten von größern Kriegsschiffen entgegen zu setzen. Es glückte ihnen darinne immer besser: und schon im neunten Jahrhunderte standen die venetianischen Schiffsbaumeister in ganz Italien in ausnehmendem Ruhme. Nunmehr nahmen die Venetianer im adriatischen Meere die Stelle der an Macht sehr gesunkenen griechischen Kaiser ein. Ihr Seehandel erstreckte sich schon bis nach Asien; sie trieben verschiedene künstliche Arbeiten, und verstanden es eine Zeit lang allein, große Glocken zu gießen.

Sie nützen die Kreuzzüge vortrefflich im 11 u. 12 Jahrhund.

IV. Im eilften Jahrhunderte fuhren sie nicht allein fort, ihre Stärke zur See zu zeigen, indem sie den griechischen Kaisern gegen die normännischen Fürsten beystanden, die denselben das untere Italien entrissen hatten, und nunmehr auch Griechenland angriffen; sondern sie nahmen auch am Ausgange des gedachten Jahrhunderts an den Kreuzzügen Antheil, welche damals zuerst von den Franzosen ins gelobte Land unternommen wurden. Aber

anstatt daß diese letztern aus abergläubischer Frömmigkeit einen kostbaren und wenig überlegten Feldzug unternahmen, ergriffen die Venetianer vielmehr diese Gelegenheit, ihre Handlung in den Morgenländern weiter auszubreiten. Sie trugen durch ihre zahlreichen Flotten viel zur Eroberung der wichtigsten Seestädte in Asien bey; dergleichen Smyrna, Aleppo, Joppe oder Jaffa, Ptolemais und Tyrus waren; ingleichen Damietta in Aegypten. Ueberall verschafften sie sich eine vollkommene Handlungsfreyheit in dem nunmehrigen christlichen Königreiche Jerusalem, bekamen sogar den dritten Theil von Tyrus zum Besitze, und führten viele Beute, auch seltene Waaren in ihr Vaterland. Da sie kurz darauf mit den griechischen Kaisern in Mißhelligkeit geriethen: so plünderten sie einen Theil der Inseln des Archipelagus zwischen Europa und Asia aus; standen ihnen aber bald wieder gegen den König von Sicilien bey, der den Thron jener Kaiser gewaltig erschütterte. Selbst das Vermiethen ihrer Schiffe an die Kreuzfahrer, in den häufigen Kriegen derselben, bereicherte sie nicht wenig.

Sie wollen Herren des adriatischen Meeres seyn.

V. Solchergestalt brachten die Venetianer die so einträgliche Handlung nach Griechenland, Syrien, Aegypten, und selbst nach und nach die ostindische, nach Italien, und auch in das übrige südliche und westliche Europa. Dieser wichtige Zuwachs ihrer Einkünfte und ihrer Seemacht ereignete sich zuerst im zwölften Jahrhunderte. In eben demselben waren sie Bundsgenossen des Papstes gegen den deutschen Kaiser, schlugen die Flotte des letztern: und Venedig war der Ort, wo der Kaiser einen erniedrigenden J. 1177.

Vergleich mit dem Papste schließen mußte. Bey einem so glücklichen Fortgange der Venetianer zur See war es nicht zu verwundern, daß sie sich schon seit ihren Eroberungen in Istrien, und mit noch mehrerer Zuversicht in der Folge, die Herrschaft über das adriatische Meer zueigneten. Eigentlich kann zwar das Meer von keiner Nation beherrscht werden; die Fahrt auf demselben steht allen offen: und wenn sich eine davon wirklich einbilden sollte, daß sie über das Meer gebieten könne, so würden Sturmwinde und hoch aufgethürmte Wellen, welche ihren Schiffen den Untergang drohten, sie bald eines Bessern belehren. Unterdessen hatten es doch die Venetianer so weit gebracht, daß nicht leicht wider ihren Willen kauffahrende oder bewaffnete Schiffe im adriatischen Meere, besonders in dem Meerbusen: desselben gegen das feste Land zu, wo auch Venedig selbst liegt, erscheinen durften. Dieses nannten die Venetianer ihre Oberherrschaft über das gedachte Meer. Zu einem in die Augen fallenden Merkmale oder Sinnbilde davon, führten sie eine jährliche feyerliche Cärimonie ein, die noch

III. Kupfertafel.

jetzt zu Venedig begangen wird. Jedesmal am Feste der Himmelfahrt Christi — aber doch nur alsdann, wenn das Wetter günstig und die See still ist; sonst wird die Feyerlichkeit verschoben — fährt ihr Doge in dem Bucentauro, einem großen, inwendig schön vergoldeten und ausgeschmückten, von außen aber mit Bildhauerarbeiten verzierten Schiffe, begleitet von dem Senat und von der vornehmsten Geistlichkeit, ein wenig in die See hinaus. Unzählige kleinere Schiffe aller Art, mit Zuschauern angefüllt, umgeben

III.

B. Rh. in. et Del.

J. W. M. fc. 1792

Venetianische Meeresherrschaft.

ben das seinige. Indem es fortgerudert wird, werden unter einer rührenden Musik Lieder abgesungen, und nach denselben Gebete gesprochen. Hierauf wirft der Doge einen goldenen Ring in die See, wobey er auf lateinisch folgende Worte spricht: Wir vermählen uns mit dir, o Meer, zum Zeichen einer wahren und beständigen Herrschaft. Er kehrt sodann nach Venedig zurück, wo noch andere Freudensbezeigungen angestellt werden. Diese Cärimonie hatte ohne Zweifel in den ältern Zeiten für sehr viele Venetianer ihren guten Nutzen; wie überhaupt dem großen Haufen durch sinnbildliches Gepränge heilsame Gesinnungen auf eine eindrucksvolle Art eingeprägt werden können. Fest überzeugt, daß sie Herren des adriatischen Meeres wären, auf welchem ihnen ihre Schifffahrt so viel Ruhm und noch mehr Vortheil brachte, wurden sie desto mehr durch den Anblick der sogenannten Vermählungsfeyerlichkeit angefeuert, noch ferner Fleiß, Muth und Standhaftigkeit zur Behauptung jener, wenn gleich etwas eingebildeten Herrschaft, anzuwenden. Ehemals gaben die Päpste vor, daß sie den Venetianern die oft gedachte Oberherrschaft über das adriatische Meer ertheilt hätten. Allein nicht zu gedenken, daß diese Bischöfe dasjenige nicht verschenken konnten, was sie selbst nicht besaßen: so haben auch die Venetianer diesem Vorgeben immer widersprochen. Ein Papst, der in den spätern Zeiten des zwölften Jahrhunderts zu Venedig gegenwärtig war, hat die beschriebene Cärimonie erweitert und gesegnet; aber sie war lange vorher schon beobachtet worden. J. 1177.

VI. Um

Sie schränken ihre Herzoge ein;

VI. Um gleiche Zeit, gegen den Ausgang des zwölften Jahrhunderts, fiengen die Venetianer an, die Gewalt ihrer Herzoge einzuschränken, weil sie selbst in den Händen eines edelgesinnten Mannes für einen Freystaat zu groß schien; von einem bösen Fürsten aber desto ärger gemißbraucht werden konnte.

J. 1173. Sie setzten ihm sechs Räthe an die Seite, die jährlich gewählt werden, und deren Einwilligung zu allen seinen Verordnungen nöthig seyn sollte. Zugleich aber wußten die edeln oder vornehmen Familien, welche bisher die obrigkeitliche und fürstliche Würde bekleidet hatten, den übrigen Bürgern ihren allgemeinen Beytritt zur Wahl eines Herzogs zu entreißen, und dieselbe nur wenigen Personen anzuvertrauen. Diese Veränderungen dienten auch zur Befestigung der öffentlichen Ruhe, die bisher so viel gelitten hatte; desto leichter wurden sie eingeführt. Die Dogen fuhren, ohngeachtet ihrer ziemlich verminderten Macht, fort, für das allgemeine Beste des Vaterlandes zu sorgen. Besonders that sich gleich darauf unter denselben Heinrich Dandulo ungemein hervor. Er war in einem fast neunzigjährigen Alter, und seines Gesichts beynahe gänzlich beraubt, zum Herzoge gewählt worden; aber er verband alles Feuer und alle Kühnheit der Jugend mit der reifsten Klugheit des Alters. Als daher im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts einige französische und flandrische Herren mit ihrem Kriegsheere einen Kreuzzug in die Morgenländer unternahmen, und sich dazu venetianischer Schiffe bedienten, leitete sie Dandulo so geschickt und schlau, daß ihre Kriegsvölker und die damit vereinigten venetianischen, ganz wider die Absicht

und erobern einen Theil des griechischen Kaiserthums.

jener

jener Ausländer, zur Vergrößerung des Gebiets von seinem Vaterlande, in Europa selbst dienen mußten. Er gebrauchte die damaligen Unruhen in der Hauptstadt des griechischen Kaiserthums, wegen welcher sich auch ein kaiserlicher Prinz nach Venedig geflüchtet hatte, zum Vorwande, um die Flotte dahin zu führen, und diese Stadt selbst zu erobern. Dandulo, der bey dem Sturme seine Venetianer unerschrocken angeführt hatte, und eine unbeschreiblich grosse Beute aus Constantinopel nach Venedig zurückbrachte, verschaffte auch bey der darauf geschehenen Theilung der europäischen Länder des griechischen Reichs, zwischen den Franzosen und Venetianern, den letztern gerade dasjenige, was ihrer Schifffahrt und Handelschaft am zuträglichsten war. Sie bekamen verschiedene Seestädte in Romanien, oder dem alten Thracien, mit einem beträchtlichen Landesstriche; einen Theil der Insel Negropont, oder des ehemaligen Euböa; mehrere Inseln des Archipelagus; in der griechischen Halbinsel, Lacedämon; ein ansehnliches Stück vom eigentlichen Griechenlande und Epirus, auch einige Inseln an der Seeküste dieser Länder. Doch kostete es den Venetianern Mühe und Soldaten genug, um sich in diesen Eroberungen gegen die Empörungen der Griechen zu behaupten; besonders auf der Insel Candia, die sonst Creta hieß. Und als die griechischen Kaiser nach ohngefähr sechszig Jahren Constantinopel wieder einnahmen, verloren die Venetianer auch einiges, was sie auf dem festen Lande denselben entzogen hatten. J. 1204.

VII. Vom dreyzehnten Jahrhunderte also an ist die ausgebreitetste und reichste Handlung der Sie bereichern sich durch den ostindischen Handel.

der Venetianer zu rechnen. Nachdem sie sich so vieler Inseln und Seeplätze in Europa und Asia bemächtigt hatten, drangen ihre Schiffe allmählich auch in das schwarze Meer ein, und sie näherten sich endlich selbst dem caspischen. Der ostindische Handel wurde damals durch das innere Asien auf einem zweyfachen Wege getrieben. Der eine gieng aus den indianischen Häfen durch den persischen Meerbusen in die Mündung des Euphrates vor Bassora; und von daher mit Caravanen, oder zahlreichen reisenden Kaufmannsgesellschaften, durch Armenien in die Häfen des schwarzen Meeres. Der andere Weg zog sich aus dem nördlichen Indien durch die Bucharey und Kaptschak, theils zu Lande, theils auf einigen Flüssen, an das caspische Meer, nach Samarcand und Astracan. Auf beyderley Wegen empfiengen die Venetianer die ostindischen Waaren, indem sie zu Astracan und Caffa ihre Consuls, oder Handlungsvorsteher, und zu Tanais, nachmals Azow genannt, ihr Hauptvorrathshaus hatten. Im vierzehnten Jahrhunderte büßten sie zwar durch die kriegerischen Züge der Mogolen den Zugang zu jenen Gegenden ein; allein dafür eröffneten sie sich eine andere Verbindung mit Ostindien, durch die syrischen und ägyptischen Häfen, nämlich Smyrna, Aleppo, Barut oder Berytus, und Akre, ingleichen Damietta und Alexandria. Zugleich brachten sie seitdem die arabischen, ägyptischen und äthiopischen Waaren. Sie führten insonderheit Nelken, Muskaten, Mastix, Pfeffer, Ingwer, Aloe, Balsam, Myrrhen, Weihrauch, Terpentin, Ambra, Muskus, Zucker, Ebenholz, Seide, Perlen,

Perlen, Diamanten, und andere Waaren mehr, nach Italien, von daraus aber in viele andere europäische länder. Dagegen brachten sie Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, Bley, Queckſilber, Corallen, Bernstein, Oel, Honig, Mandeln, Saffran, Wolle, Tücher, seidene Stoffe, Leinwand, Holz, Pech, und dergleichen mehr. Die Sultane von Aegypten, welche auch Syrien und Palästina besaßen, erlaubten zwar den Venetianern, jene Waaren aus den gedachten Häfen zu holen; aber selbst durch ihre Länder nach Ostindien zu reisen, verstatteten sie denselben nicht. Unterdessen war der Gewinn, den die Venetianer bey diesem Handel machten, sehr wichtig. Allein da die Genueser gleichfalls einen Hauptantheil daran in den asiatischen Häfen hatten: so brach endlich die Eifersucht und der Handlungsneid zwischen diesen beyden mächtigen Nationen, seit der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, in Kriege aus. Nachdem diese in den folgenden hundert und zwanzig Jahren mehrmals waren erneuert worden, ward zuletzt die ganze genuesische See- und Kriegsmacht von den Venetianern gefangen genommen. Seitdem behielten die letztern im Seehandel so völlig die Oberhand, daß sie besonders den asiatischen bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts allein an sich zogen. J. 1380.

VIII. Indem die Venetianer solchergestalt ihr Gebiet, ihre Seemacht, Handlung und Einkünfte beständig vergrößerten, entstanden auch neue Veränderungen in ihrer Staatsverfassung. Am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts entriß der Adel dem Volke auch die wenigen Rechte, welche dasselbe noch

Der Adel maßt sich die Regierung zu Venedig allein an. J. 1297.

noch bey der Regierung des Vaterlandes beybehalten hatte, indem er dasselbe von dem großen Rathe gänzlich ausschloß. Kurz zuvor war auch eine solche neue Art, den Doge zu wählen, eingeführt worden, daß es unmöglich wurde, die Wählenden zu bestechen. Er selbst mußte sich immer mehr Einschränkungen seiner Gewalt gefallen lassen: und die Beobachtung der Gesetze wurde zu einer unerbittlichen Strenge gebracht. Zwar trat nunmehr eine asiatische Macht auf, welche sich seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Meeresherrschaft der Venetianer widersetzte. Das waren die Türken, durch
J. 1477. welche sie die große Insel Negropont verloren. Allein sie behaupteten doch im Seekriege immer die Ueberlegenheit über dieselben, und gewannen auf andern Seiten desto mehr. Denn es hatte ihnen nicht allein

Die Venetianer erwerben Cypern, J. 1473.

um eben diese Zeit der letzte König von Cypern dieses sein Reich vermacht; sondern sie bemächtigten sich auch im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte eines sehr ansehnlichen Theils vom obern Ita-

und ein beträchtliches Stück von Italien.

lien, insbesondere der Städte Padua, Verona, Vicenza, Brescia, Trevigio, und anderer mehr, mit vielen dazu gehörigen Flecken und Dörfern. Sie besetzten die Provinz Romagna im mittlern Italien, auch sogar schon einige Seestädte im Königreiche Neapel. Es hatte das Ansehen, daß sie nach und nach ihren Inseln die Herrschaft von Italien erwerben würden. Sie waren zugleich mächtig, reich, tapfer, staatsklug, schlaue Handelsleute, von unermüdeter Geschäftigkeit, und einem erfinderischen Geiste. Sie verfertigten viele seidene Stoffe und feine Tücher, nebst andern künstlichen Arbeiten. Vornehmlich aber

waren

waren es ihre Glas- und Spiegelmanufakturen, welche um diese Zeit beynahe ganz Europa versorgten, und ihrer Erfindung Ehre machten.

Sie verlieren den ostindischen Handel.

IX. Aber am Ende des funfzehnten Jahrhunderts erlitt diese Herrlichkeit der Venetianer den ersten empfindlichen Stoß. Bis dahin hatten sie, weil sie Meister vom ostindischen Handel waren, den Spezereyen, welche sie von Aleppo und Alexandrien holten, für ganz Europa einen Preis gesetzt, den sie nur wollten: und auch ihre Stoffe wurden fast von allen Europäern gekauft. Man pflegte daher zu sagen: Schwarz und weiß (das heißt, Pfeffer und Cattun,) haben Venedig reich gemacht. Unter andern zogen die großen handelnden Städte in Oberdeutschland, wie Augsburg, Nürnberg, und andere mehr, diese und viele andere Waaren von Venedig, wo sie deswegen ein eigenes Haus hatten. Und noch jetzt giebt es ein sogenanntes Deutsches Haus daselbst, welches die Niederlage aller Waaren ist, die aus Deutschland kommen, oder dahin gehen. Als jedoch die Portugiesen mit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts einen gera- J. 1498.
den Weg zur See nach Ostindien, um die südliche Spitze von Africa herum, entdeckten, auf welchem sie selbst die ostindischen Waaren holen, und dieselben darauf für einen geringern Preis, als bisher die Venetianer, verkaufen konnten: da verloren die letztern diesen wichtigen Handel auf immer. Dazu kam um gleiche Zeit die Entdeckung von America durch die Spanier, welche ebenfalls dem Seehandel und der Schifffahrt eine ganz neue Richtung gab. Spanier und Portugiesen brachten die Waaren

von beyden Indien nach Antwerpen in den Niederlanden, welches nun noch mehr als schon lange vorher, der große Marktplatz für das übrige Europa wurde: und Venedig hörte auf, dieser Stadt das Gleichgewicht zu halten.

Sie retten sich gegen das große Bündniß von Cambray.

X. Dingeachtet dieses großen Verlustes, blieben doch die Venetianer immer noch eine sehr reiche, mächtige, mit vielem Vortheil handelnde und kriegerische Nation. Gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts kam ihrer Seemacht noch keine andere gleich. Ihre weitläuftigen und schönen Besitzungen versicherten ihnen allein schon die ergiebigste Quelle von Einkünften. Aber eben diese Reichthümer und Länder verursachten einen fast allgemeinen Neid, Eifersucht und Haß der europäischen Fürsten gegen diesen Staat, der, anstatt sich mit seiner Stärke zur See, (die gleichsam sein eigentliches Vaterland war,) zu begnügen, sich unaufhörlich auf Kosten seiner Nachbarn in Italien vergrößert hatte, und im Begriff war, noch weiter zu gehen. Daher vereinigten sich, besonders auf Anstiften des Papstes

J. 1508. Julius des zweyten, mit ihm der Kaiser Maximilian, der König von Frankreich, Ludwig der zwölfte, und Ferdinand, König von Spanien, Neapel und Sicilien, in der Absicht, um den Venetianern ihre Besitzungen in Italien, auf welche nicht nur jene Fürsten, sondern auch andere italiänische, Anspruch machten, wieder zu entreißen. Bey dieser so fürchterlich drohenden Gefahr, wandten die Venetianer zuerst ihren standhaften Muth und ihre Tapferkeit zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Als aber diese Eigenschaften so wenig zureichten, daß sie viel-

vielmehr gar bald ihr meistes Gebiet auf dem festen Lande von Italien verloren: so riefen sie auch ihre Staatsklugheit zu Hülfe. Sie wußten ihre verbundenen Feinde von einander zu trennen. Nachdem sie dem Papste die Landschaft Romagna, und dem Könige Ferdinand die Seestädte, welche er zurückforderte, überlassen hatten: wurden sie nicht allein mit diesen beyden Fürsten ausgesöhnt; sondern der erstere ward auch ihr Bundsgenosse, und gab sich kurz darauf alle Mühe, die kaiserlichen und französischen Kriegsvölker aus Italien zu entfernen. Das ganze Bündniß von Cambray zerschlug sich endlich; die Venetianer bekamen immer mehr Freunde, und die thätigen kriegerischen Anstalten, welche sie fortsetzten, halfen ihnen ebenfalls. Sie, welche anfänglich hatten befürchten müssen, ganz von dem festen Lande Italiens vertrieben zu werden, behielten doch das Allermeiste, Nächste und Wichtigste von ihren dortigen Besitzungen bey.

Ihre Macht fängt an zu sinken.

XI. Gleichwohl fieng sich eben in dem sechszehnten Jahrhunderte, in welchem die Venetianer ihren Staat aus einem so gefährlichen Angriffe gerettet hatten, die Macht desselben einigermaßen zu neigen an. Etwas hatte freylich der Verlust des ostindischen Handels dazu beygetragen. Allein noch mehr that dabey dieses, daß seit der gedachten Zeit fast alle europäische Fürsten und Nationen, besonders auch die mit den Venetianern benachbarten, an Ländern, Handelschaft, Schifffahrt, Kriegsvölkern und Reichthümern unaufhörlich zunahmen; die Venetianer hingegen nur darauf bedacht seyn konnten, ihre übrig gebliebenen, wenn gleich ansehnli-

chen, Kräfte zu erhalten. Sie stellten also im Verhältnisse gegen jene, immer weniger eine mächtige Nation vor. In allem, was sonst ihre Stärke ausmachte, sind sie von andern Nationen in den neuern Zeiten übertroffen worden: und was sie sonst in Ansehung des ganzen Europa waren, sind sie jetzt beynahe nur für Italien. Auch haben sie in den letzten zweyhundert Jahren einige ihrer wichtigsten Besitzungen verloren. Nicht als wenn sie es an dem tapfersten Widerstande bey der Beschützung derselben hätten fehlen lassen; sondern weil sie der Uebermacht der Türken weichen mußten. Sie fochten zur See fast immer siegreich gegen dieselben; aber die ungemein zahlreichen Kriegsheere ihrer Feinde, und die Länge der Kriege in entfernten Gegenden, gaben endlich jenen die Oberhand. So wurde ihnen noch im sechs-

J. 1571. zehnten Jahrhunderte die Insel Cypern von den Türken entrissen. Ohngeachtet des darüber geschlossenen Vergleichs, ließ der treulose Ueberwinder dem venetianischen Befehlshaber Bragadino, der mit edelm Muthe für die ihm anvertrauete Insel gestritten hatte, lebendig die Haut abziehen. Man bewahrt dieselbe noch mit einer rühmlichen Aufschrift für den ehrwürdigen Mitbürger zu Venedig auf, nachdem sie der Bruder desselben mit großen Kosten erkauft hatte. Im siebzehnten Jahrhunderte wurde eine andere vortreffliche Insel der Venetianer, Candia, oder das alte Creta, von den Türken angegriffen. Vier und

Vom J. 1645 bis zum J. 1669. zwanzig Jahre lang währte der Krieg, den sie deswegen führten; bis sie zuletzt erschöpft, und von den übrigen europäischen Nationen verlassen, die verwüstete Insel, und die in Steinhaufen verwandelten Städte derselben,

derselben, den Türken übergeben mußten. Zwar nahmen sie denselben einige Zeit darauf Morea, oder die Halbinsel von Griechenland, sonst Peloponnesus genannt, weg; konnten sie aber nicht länger als bis in die ersten Zeiten des jetzigen Jahrhunderts behaupten. J. 1715. Ueberhaupt haben sich die Venetianer dadurch wirklich geschadet, daß sie sich auf dem festen Lande von Italien immer weiter ausbreiteten, dadurch in viele Landkriege verwickelt wurden, und nicht vielmehr alle ihre Kräfte allein auf die Seemacht wandten, zu welcher doch ihr Staat durch seine Lage und Entstehung vollkommen bestimmt war.

Neuerer Zustand des venetianischen Freystaats;

XII. Dieser mannichfaltige Verlust, den die Venetianer erlitten haben, hat zwar die ehemalige Größe ihres Staats sehr vermindert. Aber dennoch ist derselbe noch mächtig und blühend genug bis auf unsere Zeiten geblieben; so viel kömmt auf die weise Grundlage und Einrichtung eines Reichs oder andern Staats durch Gesetze, und Verbindung aller Gattungen von Einwohnern zur allgemeinen Wohlfahrt, an. Der venetianische Freystaat ist nicht allein der älteste von allen, die jetzt einer ähnlichen Unabhängigkeit genießen; sondern es hat sich auch unter den Freystaaten des Alterthums keiner so lange, weit über tausend Jahre, erhalten, wie dieser. Er ragt, vornehmlich an Seemacht, über die andern italiänischen Staaten sehr hervor. Noch besitzt derselbe in dem obern Italien beträchtliche und sehr fruchtbare Länder zwischen dem kaiserlichösterreichischen und päpstlichen Gebiete; außerhalb Italien aber ein Stück von Dalmatien, einige Städte in Albanien,

und verschiedene in der Nähe gelegene Inseln, unter welchen Corfu, das Corcyra der Alten, als eine Vormauer gegen die Türken, und wegen der darauf befindlichen Salzwerke, die vornehmste ist. Das Zeughaus zu Venedig, worinne alles, was zur Ausrüstung einer Flotte und eines Kriegsheeres erforderlich ist, nicht allein aufbewahrt, sondern auch verfertigt wird, ist das weitläuftigste und am reichlichsten versehene in Europa. Die staatskluge Regierung ist besonders eine Stütze von dem noch fortdauernden Ansehen dieser Republik. Die äußerste Wachsamkeit, ein undurchdringliches Geheimniß der Berathschlagungen und der wichtigsten Entschließungen, eine unerbittliche Strenge in der Ausübung der Gesetze, selbst bey geringern Vergehungen, sind dieser Regierung besonders eigen. Eine Gesellschaft von drey Räthen, welche die Staatsinquisitoren heißen, und immer mit andern abwechseln, hat sogar ein willkührliches Recht über Freyheit und Leben aller Mitbürger des Staats, vom Doge an bis auf den Geringsten herab, und übt dasselbe öfters, wenn alle drey übereinstimmen, so schnell aus, als es das öffentliche Beste zu erfordern scheint, ohne daß darüber weitere Untersuchungen angestellt werden können. Man hält diese Anstalt für ein nothwendiges Uebel zur Aufrechthaltung des Freystaats gegen alle Versuche einer Veränderung, die in demselben angestellt werden könnten. Im Grunde aber können diejenigen nicht wirklich frey heißen, über welche stets von Seiten einiger wenigen ihrer Mitbürger, die bisweilen auch nur von Argwohn eingenommen seyn können, eine so drohende Gefahr schwebt. Unterdessen

lerdessen ist in diesem Freystaate der Adel, ob er eigentlich gleich allein die Regierung führt, den Gesetzen eben so sehr als das Volk unterworfen: und das letztere gehorcht, so sehr auch der niedrige Theil desselben zu Unruhen und Ausschweifungen geneigt ist, durch die klugen Veranstaltungen des Staatsrathes, dennoch vollkommen wohl, ohne daß zu Venedig selbst Soldaten gehalten würden. Dieser Staat, der noch so viele innere Festigkeit besitzt, hat sich dadurch immer in einer gewissen vorzüglichen Achtung bey den mächtigsten Fürsten und Nationen erhalten. Besonders aber hat sich die venetianische Regierung scharfsichtiger und muthiger, als alle andere italiänische, in der Behauptung ihrer Rechte in Kirchensachen gegen die Anmaßungen der Päpste betragen. Bey Gelegenheit der großen Streitigkeit, welche sie darüber mit denselben bald nach dem Anfange des vorigen Jahrhunderts geführt hat, sind jene Rechte der weltlichen Obrigkeit zuerst in den römischkatholischen Ländern recht freymüthig entwickelt worden; obgleich Venedig erst spät im Gebrauche derselben Nachfolger gefunden hat.

und neuerer Zustand der Handlung, der Künste und Wissenschaften bey den Venetianern.

XIII. Nach so vielen Veränderungen, welche mit dem Gebiete, der Handlung, der Macht und den Einkünften dieses Staats vorgegangen sind, scheint zwar auch der kriegerische Geist der Venetianer ziemlich geschwächt worden zu seyn. Allein da sie seit mehr als funfzig Jahren eines ungestörten Friedens genossen haben: so hat sich auch ihr Muth nicht zeigen können. Auf der andern Seite haben sie nicht aufgehört, im Seewesen, in der Handelschaft und in künstlichen Arbeiten sich hervorzuthun. Ihr

Handel geht noch in einen großen Theil von Europa, besonders von dem mittäglichen und westlichen; auch noch in die türkischen Seehäfen, mit nicht geringem Nutzen. Tücher, seidene, goldene und silberne Stoffe, Spiegel und anderes Glas, sind die hauptsächlichsten Waaren, die sie mit Vortheil verkaufen. So sehr auch der Absatz ihrer ehemals sehr berühmten Spiegelfabriken gefallen ist, nachdem man dergleichen auch in andern Ländern angelegt, und durch das Gießen der Spiegel es dahin gebracht hat, sie größer zu machen und wohlfeiler verkaufen zu können, als die Venetianer, welche das Glas auf der nicht weit von Venedig liegenden Insel Murano blasen; so versorgen sie doch Gegenden genug noch mit denselben. Wie verdient sie sich um die Sicherheit und Bequemlichkeit der Handelschaft überhaupt gemacht haben, beweiset die Erfindung der Banken, welche ihnen das übrige Europa schuldig ist. Eine Bank ist eine öffentliche, unter landesherrlicher Versicherung und Aufsicht getroffene Anstalt, da Kaufleute, oder auch andere Personen, theils zur Verwahrung ihres Geldes, theils um des häufigen Auszahlens überhoben zu seyn, ihr baares Geld in einem Gebäude niederlegen, und hernach demjenigen, welchem sie zu zahlen haben, eine gewisse Summe zuschreiben lassen; so wie ihnen hinwiederum von andern, die ihnen Geld schuldig sind, dasselbe durch die Bank zugeschrieben wird. Diese so nützliche Einrichtung ist in verschiedenen andern ansehnlichen Handelsstädten, besonders aber am genauesten nach der venetianischen Bank, zu Amsterdam und Hamburg, nachgeahmt worden. Doch die Venetianer haben sich auch in den

Venetianische Bank.

witzigen

witzigen und sinnreichen Künsten, ingleichen in der Gelehrsamkeit selbst, vornehmlich seit den spätern Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts, vielen Ruhm erworben. Damals war ein edler Venetianer, Hermolaus Barbarus, einer der glücklichsten von denen, welche die eingewurzelte Barbarey in den Wissenschaften, im Geschmack, und in der Denkungsart überhaupt, unter den Italiänern bestritten. Herm. Barbaro.

Um gleiche Zeit bekam Venedig einen würdigen Geschichtschreiber am Sabellicus, dessen Geschichte des Vaterlandes andere beredte und einsichtsvolle Venetianer, wie Petrus Bembus, Baptista Nani, und noch mehrere, sehr geschickt fortgesetzt haben. Die hohe Schule zu Padua ist insonderheit reich an solchen Männern gewesen, die als gelehrte Kenner des griechischen und römischen Alterthums, als Aerzte und Naturkündiger, bewundert worden sind. Doch reicht keiner unter allen venetianischen Gelehrten an den großen und freyen Geist des Paul Sarpi, eines Mönchs zu Venedig im Anfange des vorigen Jahrhunderts, dessen bereits in der allgemeinen Geschichte der Italiäner gedacht worden ist. Sarpi.

Ihm haben es die Venetianer eigentlich zu verdanken, daß sie über manche Religions- und Kirchenangelegenheiten nicht allein freymüthiger, sondern auch richtiger denken, als die übrigen Italiäner. Sie haben in der italiänischen Beredtsamkeit und Dichtkunst nicht wenige gute Muster hervorgebracht. Das Lustspiel der Italiäner, das wegen seiner schlechten Beschaffenheit endlich ganz verächtlich geworden war, hat ein venetianischer Advocat, Carl Goldoni, zuerst wieder im jetzigen Jahrhunderte gereinigt, und zu ei-

nem lehrreichen Gemählde menschlicher Sitten gemacht. Die venetianische Mahlerschule, welche sich im sechszehnten Jahrhunderte durch die großen

Tizian. Künstler Tizian, Tintoret, Paul von Verona, und andere mehr, gebildet hat, ist zwar nicht mehr so berühmt, wie ehemals; aber doch keineswegs untergegangen. Auch hat in eben demselben Jahrhunderte

Palladio. Andreas Palladio, aus Vicenza gebürtig, die wahren Vorschriften der Baukunst, sowohl durch Schriften, an den Werken der alten Römer, als durch seine vortrefflichen Gebäude selbst, glücklich wieder ans Licht gezogen. Daher haben auch die Venetianer, vorzüglich in ihrer Hauptstadt, einen Ueberfluß an den schönsten Kunstwerken aller Art vor den Augen, durch deren Betrachtung ihr Geschmack und ihre Sitten verfeinert worden sind.

Zweyter Abschnitt.

Grundriß der Geschichte der Genueser.

I.

Aehnlichkeit der genuesischen Geschichte mit der venetianischen.

Unter den italiänischen Nationen hat keine mit den Venetianern oft so viel Aehnliches und Gemeinschaftliches gehabt, als die Genueser. Wie jene, haben sie in der Handelschaft und Schifffahrt den Weg zur Macht und Bereicherung gefunden. Die asiatischen Häfen, Länder und Waaren sind von ihnen gleichfalls sehr genützt worden; so wie sie auch selbst ihren erfinderischen Fleiß immer angestrengt haben.

haben. Auch sie haben einen Anspruch auf die Beherrschung eines Theils der Italien umfließenden Meere gemacht. Endlich haben sie auch einen Freystaat gegründet, der noch bis auf unsere Zeiten blüht; ob er gleich lange nicht mehr, wie ehemals, dem venetianischen an Stärke gleich kömmt.

Geschichte von Genua bis zum 9ten Jahrhund.

II. Genua, die Hauptstadt dieses Staats, liegt am ehemals sogenannten ligustischen Meere, welches ein Busen des mittelländischen ist, zwar etwas unbequem, indem sie einen Berg hinan gebauet ist, und daher einen sehr ungleichen Boden hat; aber desto besser in die Augen fallend, fast in der Gestalt eines runden, nach der See zugekehrten Schauplatzes. Diese Stadt scheint von dem großen, aber eben nicht sichern dabey liegenden Hafen ihren Ursprung genommen zu haben. Sie war schon mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt vorhanden, gerieth nebst dem übrigen obern Italien unter die Botmäßigkeit der Römer, wurde als die Hauptstadt von Ligurien angesehen, und trieb immer einen sehr ausgebreiteten Seehandel. Nach dem Untergange des römischen Reichs in den Abendländern fiel sie mit dem Ende des fünften Jahrhunderts unter die Herrschaft der Ostgothen. Und obgleich die griechischrömischen Kaiser im folgenden Jahrhunderte sich Genua wieder unterwarfen; so wurde es ihnen doch in der Folge von den Langobarden entrissen, welche, so lange ihr Reich in Italien dauerte, das heißt, bis in die spätern Zeiten des achten Jahrhunderts, im Besitze dieser Stadt verblieben.

Die Genueser stehen unter den fränkisch.

III. Um die gedachte Zeit brachte Carl der Große, König der Franken, mit dem langobardischen Reiche auch

und deutsch. Kaisern.

auch Genua unter seine Gewalt. Seitdem befanden sich die Genueser unter der Regierung der fränkischen, auch nachmaligen deutschen Könige und römischen Kaiser, bis gegen den Ausgang des eilften Jahrhunderts. Es waren insonderheit Grafen und Markgrafen aus dem Hause Este, welche im Namen der erstgenannten Fürsten die Befehlshaberstelle über die Genueser führten. Allein eben in diesem Zeitraum nahmen die Kräfte der letztern so ungemein zu, daß sie am Ende desselben nach der Unabhängigkeit streben konnten. Sie waren schon längst durch ihre Handlung reich, und zur See mächtig geworden. Als daher die Araber, oder Saracenen, von Africa und Spanien aus, die italiänischen Seeküsten verheerten, nahmen ihnen die Genueser bald nach dem Anfange des neunten Jahrhunderts

Sie erobern Corsica, J. 806.

die Insel Corsica weg, und verschafften dadurch der Schifffahrt in dieser Gegend des mittelländischen Meeres mehr Sicherheit. Zwar hatten sie im zehnten Jahrhunderte das Unglück, daß ihre Stadt, in der Abwesenheit der meisten wehrhaften Bürger, von den Arabern erobert, geplündert, auch viele Einwohner gefangen fortgeführt, oder getödtet wurden. Allein sie hatten schon so viele Vortheile in Händen, daß sie bald wieder das vorige Ansehen behaupteten. Endlich waren ihnen am Ende des eilften Jahrhunderts die damaligen Händel des Kaisers mit dem Papste, wodurch der erstere viel von seiner Macht in Italien

und machen sich unabhängig.

verlor, so günstig, daß sie sich in völlige Freyheit zu setzen beschlossen. Sie wählten sich Consuls auf

Gegen das J. 1100.

zwey oder drey Jahre, von denen sie allein nach ihren Gesetzen regiert seyn wollten.

IV. Die

IV. Die Kreuzzüge, welche eben zu dieser Zeit angefangen wurden, boten den Genuesern eine treffliche Gelegenheit dar, ihre Handlung und Seemacht an den asiatischen Küsten zu verstärken. Sie unterstützten zwar die Kreuzfahrer mit ihren Schiffen bey der Eroberung von Palästina, und wurden deswegen Beschützer der Kirche von Jerusalem genannt. Allein sie erwarben sich zugleich viele Handlungsrechte daselbst, einen Theil der Zölle, welche von den zu Aleppo, Cäsarea und Akre, dem ehemaligen Ptolemais, eingebrachten Waaren gehoben wurden, und die Stadt Byblus in Syrien zum Eigenthum. Die Eroberung von Constantinopel durch eine Anzahl Franzosen und Venetianer, im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, diente auch den Genuesern zu einer neuen Erweiterung ihrer Handelschaft. Sie erlangten nicht allein in Asien noch mehrere Seestädte und Häfen, sondern legten auch in Thrazien und Griechenland Pflanzstädte an, und wurden besonders Herren von der Schifffahrt und Handlung auf dem schwarzen Meere. Hier unterwarfen sie sich unter andern die beyden Städte Caffa und Azow, oder, wie sie bey den Alten hießen, Theodosia und Tanais; wovon jene in der jetzigen Halbinsel Krim, diese aber am Ausflusse des Don oder Tanais gelegen ist. Von Caffa aus, welches ihre Hauptniederlage, und nach und nach volkreicher als Constantinopel selbst wurde, versorgten sie lange Zeit hindurch diese Hauptstadt und einen ansehnlichen Theil von Griechenland mit Getreide und gesalzenen Fischen. Vornehmlich aber theilten sie sich mit den Venetianern in den ostindischen Han-

Sie setzen sich in den asiatischen Seehäfen u. am schwarzen Meere fest.

del, da sie nicht allein am schwarzen Meere, sondern auch nach und nach am caspischen, in Armenien, und bis an das Gebirge Caucasus hin, Niederlassungen errichteten, durch deren Hülfe sie selbst die Bergwerke im innern Asien mit vielem Nutzen bearbeiteten. Die Genueser besaßen auch Pera, eine Vorstadt von Constantinopel, und einige Inseln im Archipelagus, wie Scio, Tenedus, und einen Theil von Cypern.

Sie verlieren nach u. nach ihre Uebermacht zur See und in der Handelschaft.

V. Durch eine so weitläuftige und einträgliche Handlung und Schifffahrt auf vielen Meeren wurden die Genueser nach und nach so mächtig und reich als die Venetianer. Sie bekriegten die Araber, welche durch ihre Seeräubereyen das mittelländische Meer beunruhigten, selbst in Africa, oftmals mit ihren Flotten, eroberten Seestädte daselbst, und schickten im zwölften Jahrhunderte den spanischen Königen gegen eben dieselbe Nation drey und sechzig Galeeren oder Ruderschiffe, nebst hundert und sechzig andern Schiffen, zu Hülfe. Die Handlungsvortheile, welche ihnen die Kreuzzüge nach Palästina und in andere morgenländische Gegenden vorzeigten, machten sie, wie andere seefahrende italiänische Nationen, immer kriegerischer. Aber ihre beständige Vergrößerungsbegierde, und eine zwischen Nationen, welche in einerley Ländern fremder Fürsten eine sehr schätzbare Handelschaft treiben, fast unvermeidliche Eifersucht, verwickelten die Genueser auch mit andern italiänischen Staaten in viele Kriege. Nachdem sie Corsica erobert hatten, brachten sie im zwölften Jahrhunderte auch die Hälfte von Sardinien in ihre Gewalt, und Syracusä, die ehemals so blühende

Haupt-

Hauptstadt von Sicilien, wurde ihnen, nebst dem dazu gehörigen Gebiete, von dem Kaiser Heinrich dem sechsten bald darauf ebenfalls überlassen. Maltha, die balearischen und andere Inseln, vermehrten auch auf eine Zeit lang ihr Gebiet. In der Nachbarschaft von Genua machten sie sich ferner die Städte Savona, Albenga, und andere mehr, unterwürfig. Ein so glücklicher Fortgang, den ihre Macht besonders auf dem mittelländischen Meere gewann, unterhielt häufige Streitigkeiten und feindselige Ausbrüche zwischen ihnen und den Pisanern; welche letztern aber endlich dabey den Kürzern zogen. Desto schlimmer für die Genueser endigten sich ihre langen Händel und Kriege mit den Venetianern, die hauptsächlich um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts an den asiatischen Seeküsten entsprungen waren. Sie erfochten zwar mehrmals wichtige Siege über die letztern, und schlossen, nach einem derselben, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts Venedig zu Wasser und zu Lande ein. Allein da sie den Venetianern zu harte Bedingungen des Friedens vorschrieben, ermannten sich diese von neuem, und nöthigten die ganze genuesische Kriegsmacht, bey der nicht weit von Venedig liegenden Insel Chiozza, sich ihnen zu ergeben. Ob gleich beyde Freystaaten sich im folgenden Jahre mit einander aussöhnten; so verloren doch die Genueser von dieser Zeit an ihre vorzügliche Macht zur See, und allmählich auch ihren Antheil an dem ostindischen Handel. Noch fast hundert Jahre länger erhielten sie sich in ihren Besitzungen am schwarzen Meere, bis die Türken in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Constanti-

J. 1379.

J. 1380.

Nach dem J. 1470. stantinopel eroberten, und die Genueser aus allen dortigen Gegenden, zuletzt auch aus Caffa, vertrieben.

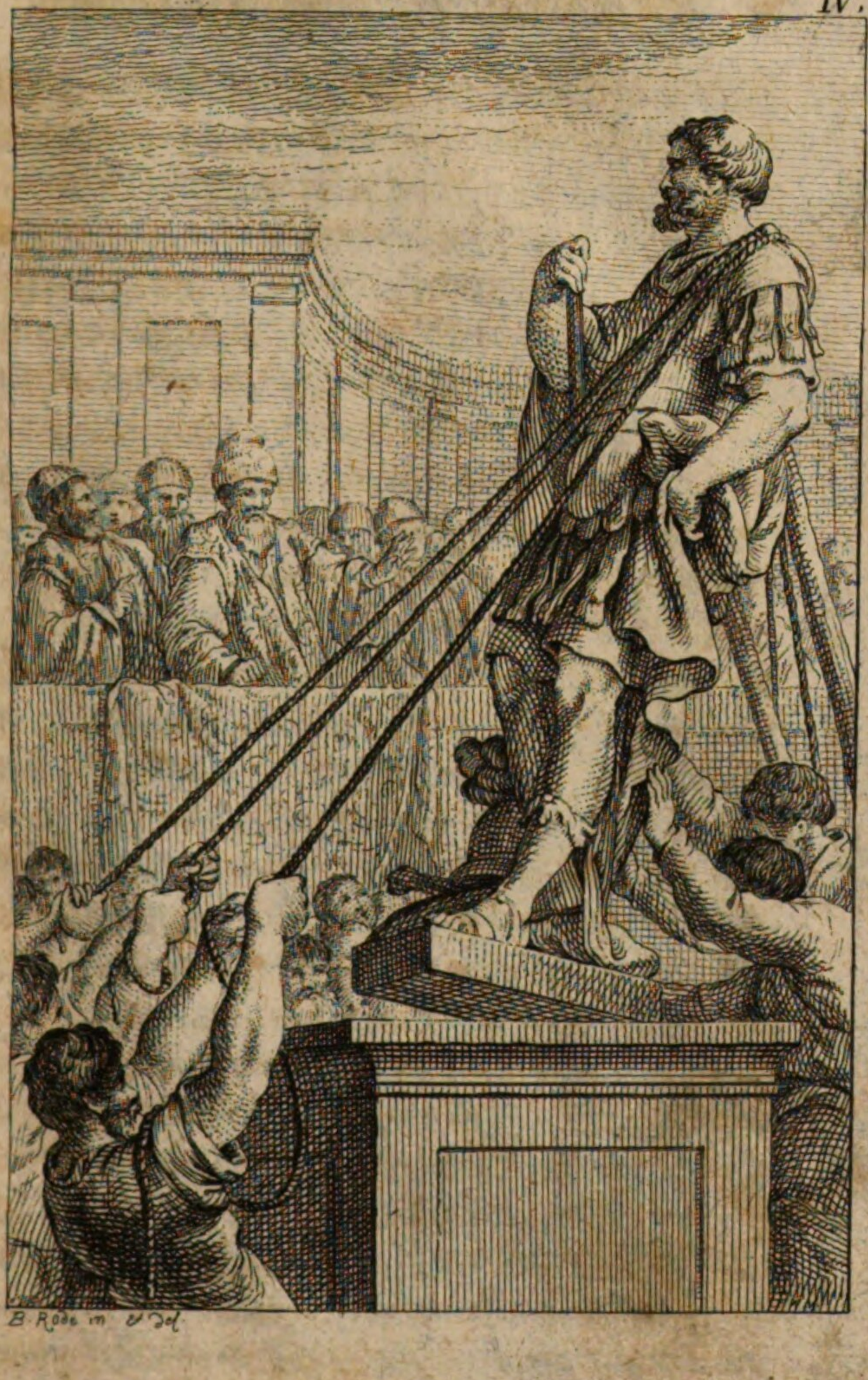
Veränderungen in der genuesischen Regierung.

VI. Unterdessen war die Staatsverfassung der Genueser ziemlich schwankend und unbeständig geblieben. Sie hatten sich zwar frühzeitig, wie schon erzählt worden ist, zur Behauptung ihrer Freyheit von der kaiserlichdeutschen Herrschaft, Consuls gewählt. Allein sie veränderten die Anzahl und das Ansehen derselben sehr oft. Aus Mißtrauen gegen dieselben, setzten sie sich in der Folge einen Fremden zum Oberhaupt, den sie den Erhalter des Volks nannten. Zuletzt vertraueten sie einem Doge oder Herzog das höchste Recht in Staatsverwaltung und Beschirmung der Gesetze an. Gegen die Kaiser, welche ihnen ihre Unabhängigkeit nicht zugestanden, vereinigten sie sich mit den Päpsten. Doch gegen das

J. 1396. Ende des vierzehnten Jahrhunderts ergaben sie sich wegen der Partheyen und innerlichen Unruhen, durch welche sie zerrüttet wurden, an den König von Frankreich. Nach wenigen Jahren schüttelten sie

J. 1409. die Herrschaft desselben, die ihnen zu hart gefallen war, ab, indem sie alle Franzosen in Genua umbrachten. Auf gleiche Art unterwarfen sie sich noch mehr als einmal, im funfzehnten Jahrhunderte, und in den ersten Zeiten des sechszehnten, den Königen von Frankreich, den Herzogen von Meyland, und andern Fürsten, deren Regierung sie auch bald wieder überdrüßig wurden. Sie wurden aber auch mehrmals mit Gewalt bezwungen, und erlitten bey diesen Staatsveränderungen mannichfaltiges Unglück. Nach allen diesen Abwechselungen, legte

endlich



B. Rode in. et del.

Doria gründet die Freyheit von Genua.

endlich Andreas Doria, aus Oneglia gebürtig, das mitten im genuesischen Gebiete liegt, den dauerhaften Grund zur Freyheit seines Vaterlandes, welches wiederum unter französischer Botmäßigkeit stand. Er hatte sich im Seekriege als Befehlshaber der französischen Flotte sehr hervorgethan. Allein da er eben die Flotte der Spanier geschlagen hatte, gieng er in die Dienste des Kaisers Carls des fünften, der zugleich König von Spanien war, über, um mit Hülfe desselben die Genueser von der Herrschaft der ihnen verhaßten Franzosen zu befreyen. Es gelang ihm auch dieses sehr glücklich. Der Kaiser trug ihm darauf die Herrschaft über Genua an, die er so leicht behaupten konnte. Aber Doria schlug dieses Anerbieten großmüthig aus; er begnügte sich an der Ehre, sein Vaterland in Freyheit gesetzt zu haben; wiewohl er während seines übrigen Lebens fast so viele Gewalt zu Genua besaß, als wenn er regierender Herr davon gewesen wäre. Gerührt durch diese edle Denkungsart, und voll Dankbarkeit gegen den Doria, ließ der Senat ihm zu Ehren seine Bildsäule aus weißem Marmor in dem Hofe des Palastes, welchen der Doge bewohnt, noch bey seinem Leben mit einer Aufschrift errichten, in welcher dieser Held der Befreyer und Vater seines Vaterlandes genannt wurde. Auch werden noch jährlich an einem bestimmten Tage, zum immerwährenden Andenken seiner Verdienste um das Vaterland, die Schlüssel des herzoglichen Palastes, von dem Befehlshaber desselben, in Begleitung von zweyhundert Soldaten, an den Prinzen von Doria, das Haupt seiner Nachkommenschaft, gebracht.

Doria gründet die Freyheit seines Vaterlandes.

J. 1528.

st. im J. 1560.

IV. Kupfertafel.

Neuere Geschichte der Genueser.

VII. Von dieser Zeit an haben die Genueser die ihnen von ihrem Mitbürger erworbene Freyheit beynahe ungestört genossen. Freylich hat sich ihre Macht sehr vermindert, nachdem sie, außer dem um ihre Hauptstadt und an der See liegenden Gebiete von einer Anzahl Städte, Flecken und Dörfern, und außer der Insel Corsica, alle ihre übrigen Besitzungen in Europa und Asia eingebüßt hatten. Da sie also außer Stande waren, sich selbst gegen ihre mächtigen Nachbarn hinlänglich zu schützen: so verbanden sie sich mit einem derselben genauer; reizten aber dadurch nicht selten die andern zum Unwillen gegen sich. Besonders hielten sie sich in den beyden letzten Jahrhunderten an Spanien, welches nicht allein in Italien ansehnliche Länder, zum Theil in ihrer Nachbarschaft, besaß; sondern wohin sie auch den einträglichsten Handel trieben. Als sie aber für die Spanier Kriegsschiffe baueten, erbitterte dieses Ludwig den vierzehnten, König von Frankreich, der damals Spaniens Feind war, so sehr gegen sie, daß er, nachdem er ihnen solches vergebens untersagt hatte, eine harte Rache an ihnen ausübte, Genua, welches wegen seiner vielen herrlichen Paläste und Kirchen unter den italiänischen Städten die prächtige heißt, wurde

J. 1684. durch eine französische Flotte, mit Einwerfung vieler Bomben und feuriger Kugeln, zum Theil in die Asche gelegt. Um den gänzlichen Untergang ihrer Stadt abzuwenden, mußten sich die Genueser vor dem Könige demüthigen. Sie sandten, nach seiner Vorschrift, selbst ihren Doge, der sonst nach ihrer Verfassung, sobald er die Stadt verläßt, seiner Würde verlustig wird, nebst vier Senatoren, an Ludwigs Hof, wo sie

sie nicht allein um Verzeihung baten, sondern auch versprachen, daß Genua alle seine Galeren, bis auf sechs, entwaffnen wollte. Als man bey dieser Gelegenheit dem Doge so vieles Sehenswürdige zu Paris und Versailles zeigte, und ihn fragte, was er darunter am meisten bewunderte, gab er zur Antwort: Nichts so sehr, als daß Ich hier bin! — Im jetzigen Jahrhunderte verbanden sich die Genueser, während des österreichischen Erbfolgekriegs, zur Sicherheit ihrer Besitzungen, mit den Franzosen und Spaniern, gegen Oesterreich und Sardinien. Aber dieses Bündniß gereichte ihnen zu einem noch empfindlichern Schaden. Die österreichischen Kriegsvölker eroberten Genua, nebst dem umliegenden Gebiete, und zogen daraus sehr starke Geldsteuern, bis sie im folgenden Jahre von den Genuesern in einem Aufstande daraus vertrieben wurden. — Der Verfall der genuesischen Macht zeigte sich schon in den frühern Zeiten dieses Jahrhunderts, in Ansehung der Insel Corsica. Die Einwohner derselben beklagten sich über die verächtliche, ungerechte und harte Regierung ihrer Oberherren, die ihnen unter andern nicht einmal gestatteten, das benöthigte Salz selbst zu machen, sondern sie nöthigten, das theure genuesische zu kaufen. Nach langen Beschwerden ergriffen die Corsicaner die Waffen, um sich völlig in Freyheit zu setzen. Vergebens suchten die Genueser, bald durch Hülfe kaiserlicher Kriegsvölker, bald durch französische, diese ihre freyheitliebende Unterthanen zu bezwingen. Die Corsicaner wählten sogar einen deutschen Edelmann aus der Grafschaft Mark, den Baron Theodor von Neuhof, zu ihrem Könige. Und obgleich

J. 1746.

Seit dem J. 1730.

Im J. 1736.

obgleich dieser, nach den Bemühungen mehrerer Jahre, seine Krone nicht behaupten konnte, auch zuletzt, seiner Schulden wegen, in einem Gefängnisse zu London starb; so fuhren doch die Corsicaner fort, sich muthig zu vertheidigen. Sie wurden besonders durch einen ihrer Mitbürger von ausnehmender Klugheit, Standhaftigkeit und Tapferkeit, Pascal Paoli, zu diesem Widerstande angeführt und aufgemuntert. Daher befanden es endlich die Genueser für das dienlichste, diese Insel, welche ihnen immer sehr wenig eingetragen hatte, und nunmehr einen so vergeblichen kostbaren Aufwand verursachte, an die Franzosen abzutreten; welche auch durch ihre Uebermacht
J. 1769. die Einwohner genöthigt haben, sich ihnen zu unterwerfen.

Neuerer Zustand der Genueser.

VIII. Solchergestalt ist zwar das Gebiet der Genueser völlig wieder in den Strich festen Landes, wo es entstanden ist, eingeschränkt worden. Ihre Macht ist auch, gegen die ehemalige gehalten, sehr gering; und ihre sonst so furchtbaren Flotten sind auf sechs Galeren heruntergekommen. Dennoch haben sie es ihrer langen glücklichen Uebung im Seewesen und in der Handlung, der vortheilhaften Lage ihrer Stadt, ihrem Fleiße und ihrer Geschicklichkeit in künstlichen Arbeiten, auch einigermaßen den ermunternden Freyheiten, die ihnen zu Theil geworden sind, zu danken, daß ihre Handelschaft noch bis auf die neuesten Zeiten sehr ansehnlich und ausgebreitet geblieben ist. So viel sie an der asiatischen Handlung verloren haben; so führen sie doch in Europa eine stärkere und vortheilhaftere als die Venetianer. Sie ziehen einen ungemeinen

nen Gewinn aus dem Handel mit den Spaniern und Portugiesen, und wissen die Reichthümer, welche besonders die erstern aus der neuen Welt bringen, besser als sie selbst zu nützen, indem sie dieselben mit einer Menge Waaren versorgen, für welche den Genuesern ein großer Ueberschuß an amerikanischem Golde zu Gute kömmt. Sie treiben überhaupt einen sehr starken Durchzugs- und Commissionshandel, ohngefähr wie die Holländer in dem mehr nördlichen Europa. Die Genueser verbreiten die spanischen und portugiesischen Waaren in viele Gegenden von Italien, Deutschland, und noch entferntere Länder; aus welchen sie hinwiederum allerley Erzeugnisse, roh oder verarbeitet, in die mittäglichen Länder führen. Aber ihr Handel mit Arbeiten ihrer eigenen Kunst ist nicht minder beträchtlich und einträglich. Sie verfertigen eine Menge seidener Stoffe von allerley Art; wie denn die Seidenweberey seit vielen Jahrhunderten bey ihnen stets geblühet hat; ob sie gleich die Seide selbst größtentheils aus andern italiänischen Ländern, zum Theil auch aus den asiatischen, geholt haben. Vornehmlich aber sind ihre Sammtmanufakturen berühmt. Der von ihnen verfertigte Sammt, besonders der schwarze, wird noch für den besten von Europa gehalten. Er ist glatt, oder geblümt, wobey der Boden sowohl von Gold und Silber, als auch bloß von Seide ist; ungeschorner, oder ungerissener, bey welchem der Zwerchfaden nicht abgeschnitten ist; ingleichen langhärichter, oder Pelzsammt, der zum Unterfutter gebraucht wird. Eine andere Gattung desselben, von Kameelhaaren bereitet, und in einen leinenen Aufzug geschlagen, heißt Plüsch. Die vielen überaus schönen seidenen Blu-

men, auch getrockneten und eingemachten Früchte, welche die Genueser durch ganz Europa verkaufen, machen ebenfalls einen nutzbaren Theil ihres Handels aus. — Ueberhaupt ist die Handelschaft bey ihnen so geehrt, daß ihr Adel selbst mit vieler Emsigkeit Seiden und Sammtwebereyen, Tuchfabriken, und Wechselhandel, der vorzüglich zu Genua in Aufnahme steht, zu betreiben gewohnt ist. Bey den Venetianern haben die Edeln an der Handlung keinen Antheil; wiewohl sie meistentheils ihren Adel und ihr Ansehen bey der Regierung den durch die Handlung erworbenen Reichthümern schuldig sind. Dagegen findet sich aber auch dieser Unterschied zwischen beyden Freystaaten, daß der venetianische für sich reich ist, und seine Bürger fast durchgehends arm sind; der genuesische aber, ob gleich an sich arm, doch in dem Reichthum seiner Mitbürger zu allen Zeiten auch den seinigen findet. Die Bank, welche Genua, so wie Venedig, zur Beförderung der Handelschaft hat, dient auch dem Staate sehr wohl zu seinen Bedürfnissen. — Die Aehnlichkeit, welche beyde Staaten, in Ansehung der Regierung durch einen Doge, und dessen Einschränkung durch viele Räthe, mit einander haben, wird dadurch vermindert, daß der venetianische Herzog seine Würde auf Lebenslang, der genuesische aber nur auf zwey Jahre behält. — Die Genueser haben sich zwar durch Gelehrsamkeit und witzige Künste weniger hervorgethan, als andere italiänische Nationen. Allein schon das ist Ruhm genug für sie, daß der große Christoph Columbo unter ihnen aufgestanden ist, der zwar nicht für sein Vaterland, wohl aber für das ganze Europa, eine neue Welt entdeckt hat.

Dritter Abschnitt.

Grundriß der Geschichte der Florentiner.

I.

Merkwürdigkeiten der florentinischen Geschichte.

Auch die Florentiner haben sich, wie die Venetianer und Genueser, durch die Handelschaft Ruhm und Reichthümer erworben. Zugleich aber haben sie den Vorzug unter den italiänischen Nationen behauptet, den mit ihnen kaum die neuern Römer theilen, daß sie die italiänische Sprache, und fast alle feine und sinnreiche Künste mit ausnehmender Geschicklichkeit bearbeitet haben. Zwar sind ihnen die Rechte eines Freystaats, welche sie eine Zeit lang besaßen, wieder entzogen worden; allein ihr Wohlstand hat dadurch mehr gewonnen, als verloren.

Aeltere Geschichte von Etrurien oder Tuscien.

II. Das jetzige florentinische Gebiet macht den größten Theil von dem alten Etrurien oder Tuscien, das zwischen dem apenninischen Gebirge, der Tiber, dem tyrrhenischen Meere, und dem Flusse Macra, lag, aus: dem ersten Lande in Italien, wo mancherley Künste und auch einige Gattungen der Gelehrsamkeit geblühet haben; aus welchem daher auch die Römer zuerst einige Begriffe davon schöpften. Nachdem diese die Etrusker genöthigt hatten, sich ihnen zu unterwerfen, welches ohngefähr dreyhundert Jahre vor Christi Geburt erfolgte: wurden verschiedene Städte in diesen Gegenden theils bekannter und ansehnlicher, theils mit römischen Bürgern besetzt; wie

Florentia, jetzt Florenz, und Pisä, jetzt Pisa, beyde an dem Flusse Arnus, der nunmehr Arno heißt, und die letztere zugleich am Meere gelegen; ingleichen Sena Julia, das neuere Siena, und Luca, jetzt Lucca genannt. Man sieht auch noch Spuren von der cassischen Landstraße, welche die Römer von Florenz über Siena nach Rom angelegt haben. Mit dem Fall des römischen Reichs in Italien kamen auch diese und andere benachbarte Städte unter die Botmäßigkeit deutscher Nationen. Die Langobarden insonderheit, welche dieses Land größtentheils seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts beherrschten, regierten es durch mehrere Herzoge von Tuscien, das heißt, durch Befehlshaber der dortigen Städte und des umliegenden Bezirks. Als darauf am Ende des achten Jahrhunderts die Franken auch in diesem Theil von Italien, anstatt der Langobarden, die Oberhand erhielten, blieb diese Einrichtung im Grunde stehen. Nur wurden die bisherigen langobardischen Herzoge nunmehr, nach fränkischer Art, Grafen genannt. So findet man seit Carln dem Großen

Grafschaft Florenz.

die Grafschaft Florenz: und um die Mitte des neunten Jahrhunderts wurde in eben dieser Stadt die allgemeine Schule für das Land angelegt.

Markgrafen von Toskana im 9 und 10 Jahrhund.

III. Zu gleicher Zeit aber kommen in diesen Gegenden zuerst Markgrafen von Toskana vor: denn so hatte man das alte Wort Tuscia mehr nach der italiänischen Mundart gebildet. Weil nämlich die Araber und Normänner damals die Seeküsten Italiens oftmals beunruhigten: so wurde Toskana als eine Mark, oder als ein Gränzenland, vom mittlern Italien angesehen, worinne beschützende Feldherren,

ren, oder Markgrafen, desto nothwendiger waren. Anfänglich gehorchten diese toskanischen Markgrafen den fränkischen Königen und Kaisern. Als aber die letztern gegen das Ende des neunten Jahrhunderts ihr Ansehen in Italien verloren, da standen die gedachten Markgrafen unter den neuen Königen von Italien. Doch bedienten sie sich der italiänischen Unruhen dieser Zeit, um eine immer freyere Regierung in Toskana zu erlangen. Und obgleich die sächsischen Kaiser seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts ihre landesherrlichen Rechte über die Markgrafen von Toskana, als über ihre Statthalter, ausübten: so wurden doch diese von Zeit zu Zeit reicher und mächtiger.

Ihre Macht im eilften Jahrhund.

IV. Vornehmlich aber wurden sie es seit der Mitte des eilften Jahrhunderts. Bonifacius, damaliger Markgraf von Toskana, hatte von dem Kaiser Conrad dem zweyten, außer dieser Würde, auch viele Ländereyen in der Lombardey als Lehen erhalten, und war noch durch andere Besitzungen der reichste Herr seiner Zeit in Italien. Er liebte daher auch die verschwenderische Pracht in einem hohen Grade, und schickte unter andern dem Kaiser Heinrich dem dritten einen ganz silbernen Wagen, an welchem auch neben den wirklichen Pferden noch silberne befestigt waren, zum Geschenke. Seine Tochter, die Markgräfinn Mathildis, ist in der Geschichte noch berühmter. Sie hatte einen Herzog von Lothringen zum ersten Gemahl, der durch diese Vermählung auch Herzog und Markgraf von Toskana wurde; und zum zweyten einen Herzog von Bayern, von dem sie sich selbst schied. Zu sehr mit einem

Die Markgräfinn Mathildis. Seit dem J. 1076.

männlichen Geiste begabt, als daß sie einem Gemahl die höchste Gewalt hätte überlassen können, führte sie die Regierung in Toskana selbst, im Namen der deutschen Könige; behauptete auch in dem übrigen Gebiete ihres Vaters ihr Ansehen, wie zu Modena, Reggio, Mantua, Placenz, und in andern Bezirken mehr. Sie war zugleich voll andächtigen Eifers für die Geistlichen, aber auch staatsklug, immer an schlauen Kunstgriffen und schnellen Entschließungen fruchtbar, so muthig, daß sie sich bisweilen selbst an der Spitze ihrer Kriegsvölker gezeigt hat; so herrschbegierig und geschäftig, daß durch sie ganz Italien in Bewegung gesetzt wurde, und ein großer Schritt zu der Freyheit vom deutschen Reiche geschah, nach welcher sie mit allen italiänischen Großen strebte. Ob sie gleich eine Anverwandtinn des Kaisers Heinrichs des vierten war; so stand sie doch dem Papste Gregor dem siebenten und seinen Nachfolgern gegen denselben mit Gelde, Kriegsvölkern und aller ihrer Macht so nachdrücklich bey, daß die unglücklichen Schicksale des Kaisers in jenen Händeln hauptsächlich ihr zuzuschreiben sind. Endlich verst. im J. 1115. machte sie auch, indem sie das kaiserlichfränkische Haus übergieng, alle ihre Erbgüter den Päpsten: und diese sind wirklich nach langen Streitigkeiten zum Besitze desjenigen Theils davon, der ihnen am nächsten lag, gekommen.

Einige toskanische Städte werden mächtig.

V. Mitten unter diesem Anwachs von der Macht der Markgrafen von Toskana, blieb doch die Oberherrschaft der deutschen Kaiser über dieses Land noch im zwölften Jahrhunderte, und in einem Theil des dreyzehnten, fest genug stehen; zumal da

sie

sie die Regierung desselben öfters ausländischen Herren, die keine Erbgüter in Toskana hatten, anvertraueten. Allein verschiedene Städte daselbst, welche sich von den Markgrafen unabhängig gemacht hatten, fanden Mittel, auch gegen die Kaiser nach und nach eine gewisse Freyheit zu behaupten. Pisa war darunter die vornehmste. Seit dem zehnten Jahrhunderte schickte sie ansehnliche Flotten in die See, bekriegte die Araber in Spanien und Africa, wo auch die Pisaner Niederlassungen für ihre Handlung errichteten, bemächtigte sich gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts der Insel Corsica, bald darauf auch der balearischen Inseln, welche gegen die spanische Küste hin liegen, fieng in Sardinien an, festen Fuß zu fassen, und gewann durch ihren Antheil an den Kreuzzügen, wie Venedig und Genua, nicht allein Reichthum, sondern auch immer größere Stärke zur See. Doch da die Pisaner über den Besitz von Corsica und Sardinien, auch über andere Veranlassungen der Eifersucht, mit den benachbarten Genuesern mehrmals in Krieg geriethen, wurden sie endlich, nach vielen tapfern Thaten, dergestalt entkräftet, daß sie seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ihre Seemacht nach und nach verloren. Von der Landseite her wurden sie durch die Florentiner niedergedrückt, unter deren Botmäßigkeit sie zuletzt ganz gekommen sind. Geschichte von Pisa;

VI. Denn nunmehr erhob sich Florenz unter den toskanischen Städten immer mehr. Ihre Handlung war zwar nur noch mäßig: und ihre Einwohner führten noch um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts eine rohe ungekünstelte Lebensart, wie ingleichen von Florenz.

Leute,

Leute, welche den Ueberfluß nicht kannten. Aber das fast allgemeine Bestreben der italiänischen Städte, unabhängig von der kaiserlichen Gewalt zu werden, bemächtigte sich auch ihrer. Sie ergriffen stets die päpstliche Parthey wider die Kaiser: und da sie in ihrem Gebiete eine große Menge streitbarer Bürger hatten, wurden sie den übrigen Städten in Toskana desto furchtbarer. Um die gedachte Zeit schlugen sie die ersten Gulden, oder Florenen, wie sie von ihrer Stadt genannt wurden; das heißt, goldene Münzen, welche den vierten Theil eines Dukaten ausmachten; die man nachher von Silber prägte, und weil solches auf Befehl der Kurfürsten am Rhein geschah, rheinische Gulden nannte. Die Florentiner überwältigten bald einige benachbarte Städte, und gelangten nach und nach, bey dem sinkenden Ansehen der Kaiser in Italien, und bey der innerlichen Verwirrung, welche daselbst vom Ende des dreyzehnten Jahrhunderts an herrschte, gegen den Anfang des funfzehnten beynahe zum Besitze von ganz Toskana, wenn man Siena und den ihr unterworfenen Landesbezirk ausnimmt. Zugleich aber wurden sie, wie so viele andere italiänische Städte, durch allerhand Angriffe, Partheyen und Staatsveränderungen fast ohne Aufhören beunruhigt. Bald warf sich ein italiänischer Großer eine Zeit lang zum Herrn von Florenz auf; bald bemühten sich einige mächtige Familien der Stadt, diese Herrschaft unter sich zu theilen; die Kaiserlichen und die Päpstlichgesinnten, der Adel und die übrigen Bürger suchten einander stets an der Erlangung der Uebermacht zu hindern. Vielerley Gewaltthätigkeiten und das Unglück

einer

einer Menge Menschen waren die Folgen davon. So sehr die Florentiner alle eigenmächtige Regierung verabscheueten, und gemeinschaftlich mit einander das Beste ihres Vaterlandes zu befördern wünschten; so konnten sie es doch nicht verhindern — wie solches das Schicksal aller Freystaaten gewesen ist — daß einige wenige unter ihnen oftmals alles zu sagen hatten; oder daß sie durch Uneinigkeit zerrüttet wurden.

Die Medices werden Herren des florentinischen Freystaats.

VII. Noch dauerten die Händel der Partheyen unter den Florentinern in den ersten Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts fort, als eine ihrer Familien weit über alle übrigen hervorzuragen anfieng. Diese war das Haus Medices, oder Medici, wie es auch genannt wird: ein bürgerliches Geschlecht, das zuerst durch glückliche Ausübung der Arzneykunst in Aufnahme kam. Denn in diesem Freystaate gelangte man durch die vorzügliche Geschicklichkeit in einer Kunst am ersten in Ansehen; man mußte sich schlechterdings zu einer gewissen Zunft bekennen: und man hält es für wahrscheinlich, daß die Kugeln, aus welchen das Wapen des mediceischen Hauses besteht, entweder Pillen oder Schröpfgläser gewesen sind. Mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts war dieses Haus durch Handelschaft und andere Mittel so reich und vornehm geworden, daß es die Eifersucht der übrigen Florentiner erweckte. Cosmus Medices, das Haupt desselben, wurde daher von seinen Mitbürgern aus dem Florentinischen verwiesen. Im J. 1433. Aber noch war kein Jahr verflossen, so riefen sie ihn schon zurück. Seitdem blieb er fast dreyßig Jahre ihr Regent, ohne einen fürstlichen Namen

zu

zu führen: und sie nannten ihn den Vater ihres Vaterlandes. Es fiel in die Augen, daß sie dabey nicht bloß auf sein Ansehen und seine unermeßlichen Reichthümer, sondern hauptsächlich auf seine Rechtschaffenheit und Klugheit, Rücksicht genommen haben.

st. im J. 1464.

Lorenz Medices, der Wohlthäter der Florentiner.

VIII. Zwar schien es mehrere Jahre nach seinem Tode hindurch, als wenn seine Nachkommen durch die Mißgunst einiger Mitbürger gegen ein so mächtig gewordenes Haus, oder durch die Begierde anderer, selbst im Florentinischen zu herrschen, von dieser höchsten Stufe würden herabgestürzt werden. Aber sein Enkel Lorenz Medices wußte sich ungemein geschickt darauf zu behaupten. Er that nicht allein den größten Fürsten und Staaten von Italien, die sich wider ihn vereinigt hatten, tapfern Widerstand; sondern wußte auch den gefährlichsten dieser Feinde, den König Alfons von Neapel, zu seinem Freunde und Bewunderer zu machen, indem er es, voll Vertrauen auf seine Klugheit und Beredtsamkeit, wagte, ihn unbewaffnet zu besuchen. Wie sein Großvater, war er Herr der Florentiner, ohne es zu heißen, und ohne daß sie es gleichsam empfanden. Sie fühlten es nur, wie erwünscht eine Regierung für sie sey, durch welche alle ihre ehemaligen Zwistigkeiten auf immer gehoben, und auch die Anfälle von außen abgewehrt wurden. Lorenz Medices besetzte die öffentlichen Aemter nicht bloß mit seinen Anverwandten und Freunden, sondern mit würdigen Männern aus allen Familien. Er wandte seine Macht und sein Vermögen auf die wohlthätigste Weise an. Um viele seiner Unterthanen, die er als seine Mitbürger behandelte, Beschäftigung und Nahrung zu verschaffen,

V. Kupfertafel.

V.

Lorenz Medices der Wohlthäter
von Florenz.

schaffen, ließ er häufig Gebäude aufführen, an denen ihm übrigens wenig gelegen war. Wenn das Korn in hohem Preise stand: so kaufte er selbst einen solchen Ueberfluß davon, daß der Preis fallen mußte. Er fand auch ein besonderes Vergnügen daran, die Florentiner durch Schauspiele und andere Ergötzlichkeiten zu belustigen. Vornehmlich aber unterstützte er die Wissenschaften und feinen Künste jeder Art so nachdrücklich und großmüthig, daß, obgleich um eben dieselbe Zeit andere und mächtigere Fürsten als er, darinne gleichfalls ihre Ehre suchten, er dennoch deswegen mehr als die übrigen gepriesen wurde. Seine Aufmunterung machte Florenz zu einem Sammelplatze der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Außer den Florentinern und andern Italiänern, waren es auch Griechen, welche ihr Vaterland aus Furcht vor den Türken verlassen hatten, und die bessere Gelehrsamkeit damals in Italien wieder herstellten. Alle wurden vom Lorenz Medices gütig aufgenommen und belohnt; er pflegte selbst sich täglich mit ihnen zu unterreden. Er vermehrte die von seinem Großvater gestiftete Büchersammlung mit starkem Aufwande, insonderheit durch viele Handschriften der vortrefflichsten alten griechischen Werke: sie ist noch unter dem Namen der mediceischen Bibliothek berühmt. Auch suchte er der Stadt Pisa, zu einigem Ersatze ihrer verlornen Freyheit, durch die daselbst angelegte hohe Schule, die er in den blühendesten Zustand setzte, möglichst aufzuhelfen. Sein Ansehen war nicht allein in ganz Italien, sondern auch bey auswärtigen Fürsten, so groß, daß die innere Einigkeit und der Wohlstand

von

von Italien sehr viel litten, als er gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in einem Alter von nur vier und vierzig Jahren aus der Welt gieng.

st. im J. 1492.

Die Medices werden Herzoge von Florenz.

IX. Aber auch der Ruhm und die Größe seines Hauses fielen auf einmal nach seinem Tode darnieder. Sein Sohn Peter verlor durch seine unbesonnene Handlungen die Oberherrschaft von Florenz, und mußte sich aus seinem Vaterlande flüchten. Die Medices befanden sich seitdem, dreyßig Jahre nach einander, in einem sehr abwechselnden Glückszustande: bald vertrieben aus dem Florentinischen, bald mit Gewalt daselbst wieder herrschend. Zween Päpste aus ihrem Hause, unter welchen Leo der zehnte, (eben derjenige, zu dessen Zeit die Kirchenverbesserung entstanden ist,) ein Sohn des Lorenz Medices war, arbeiteten so eifrig an der Wiederherstellung desselben, und der Kaiser Carl der fünfte begünstigte diese Absichten mit einem Kriegsheere so unwiderstehlich, daß sich die Florentiner endlich den Medices wieder unterwerfen mußten.

Alexander, erster Herzog. J. 1531.

Alexander war der erste aus diesem Geschlechte, den der Kaiser zum Herzoge von Florenz ernannte: und von dieser Zeit an hat dasselbe über zweyhundert Jahre den gedachten Staat beherrscht. Das ganze alte Toskana, so weit es nicht an die Päpste gekommen war, nur den kleinen Freystaat Lucca, und einige Seeplätze, die den Spaniern überlassen worden sind, ausgenommen, machte dieses neue Herzogthum aus. Ohngefähr vierzig Jahre darauf wurde dasselbe von dem Kaiser Maximilian dem zweyten zu einem Großherzogthum erhoben: und der Herzog

zog Franz war der erste, der diese Würde, als ein Lehn des deutschen Reichs, doch wie die bisherige, besaß. Auch sah man an diesen Standeserhöhungen nicht bloß eine Vergrößerung von Titeln und Namen. Die Großherzoge von Toskana oder Florenz gehörten immer unter die ansehnlichsten Fürsten von Italien. Sie führten nicht allein eine prächtige Hofhaltung, sondern wandten auch auf die Errichtung der herrlichsten Werke der Baukunst, Bildhauerkunst, und anderer Künste, große Schätze. Ueberhaupt unterhielten sie stets den alten eigenthümlichen Ruhm ihres Geschlechts, vorzügliche Beförderer der Wissenschaften und Künste zu seyn. Die so berühmte großherzogliche Gallerie, oder Kunstkammer und Sammlung von Alterthümern, zu Florenz, hat daher auch nirgends ihres gleichen. Diese Fürsten belebten zugleich immer den Fleiß, die Handelschaft und Schifffahrt ihrer Unterthanen mit glücklichem Erfolge. Nach diesen lange fortgesetzten edeln Bemühungen, starb endlich das Haus Medices in unserm Jahrhunderte mit dem Großherzoge Johann Gasto gänzlich aus. Das Großherzogthum Toskana kam hierauf unter die Botmäßigkeit des Herzogs von Lothringen, Franz Stephan, der in der Folge als Kaiser Franz der erste hieß. Kraft seiner Verordnung, folgte ihm nach seinem Tode in dem Besitze desselben, sein zweyter Sohn, der Erzherzog von Oesterreich, Peter Leopold. Der erhabene Geist dieses noch regierenden Großherzogs, seine sanfte, liebenswürdige Regierung, und die weisen Gesetze, durch welche er schon manche Mißbräuche verbessert hat, werden von der Nachwelt richtiger erkannt, und un-

Franz, erster Großherzog. J. 1576.

Das Haus Medices geht unter. J. 1737.

J. 1765.

partheyischer gepriesen werden, als von seinen Zeitgenossen.

Neuere Geschichte der Florentiner.

X. Eine Nation, die seit mehr als dreyhundert Jahren so viele ruhmwürdige Fürsten gehabt hat, wie die Florentiner, oder überhaupt die Toskaner, konnte unmöglich an Ausbildung des Verstandes und Witzes, an Erfindung und nützlicher Thätigkeit zurückbleiben. Eigentlich hatten sie sich zwar schon in frühern Zeiten, seit dem dreyzehnten Jahrhunderte, um die italiänische Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit so verdient zu machen angefangen, daß die toskanische Mundart vor den übrigen italiänischen den Preis behalten hat, wie bereits oben in der allgemeinen Geschichte der Italiäner gezeigt worden ist. Aber seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts haben sie auf diesen Grund noch glücklicher gebauet. Einige unter ihnen gehören zu den vornehmsten Gelehrten, welche damals den feinern Geschmack in den Wissenschaften und Künsten erneuerten; wie Marsilius Ficinus, Franciscus Poggius, Angelus Politianus, und andere mehr. Wie vollkommen die Mahlerey, die Baukunst und Bildhauerkunst durch den Leonhard da Vinci, den Michael Angelo, und den Ritter Bernini geworden sey, ist auch schon bemerkt worden. Diese Künste haben zu Florenz immer so sehr geblüht, daß man diese Stadt in Italien als die zweyte nach Rom betrachtet, die wegen ihrer vielen und schönen Kunstwerke höchst sehenswürdig ist. Der Florentiner Amerigo Vespucci erwarb sich durch seine Reisen in die neuentdeckte Welt die Ehre, daß dieselbe von ihm America genannt wurde. Auch von den ungemeinen

Ihr Fortgang in Künsten und Wissenschaften;

Ver-

Verdiensten des Galiläi um die Mathematik und Naturkunde, hat man bereits in dieser Geschichte eine Abschilderung gelesen. Und es ist sehr leicht, diese Anzahl trefflicher Gelehrten und Künstler in Toskana, bis auf die neuern Zeiten, stark zu vermehren. Dieses so angenehme, größtentheils so wohl angebauete, und auf so mancherley Art fruchtbare Land, ist überdieß stets ein Hauptsitz der Handelschaft geblieben. Der Adel selbst hat dieselbe bisher so lebhaft getrieben, daß daraus einige Theurung der Lebensmittel entstanden ist. Es giebt Schriftsteller, welche den Florentinern auch die Erfindung des Wechselhandels zuschreiben; ob man gleich dieselbe ordentlich von den Juden herleitet. So viel ist gewiß, daß diese Gattung des Handels, außer Amsterdam, fast nirgends so lebhaft getrieben wird, als zu Livorno, einer toskanischen Seestadt, welche ein Freyhafen für alle Nationen ist, das heißt, wo sie alle, unter ziemlich erträglichen Abgaben, ohne weitere Einschränkung, Waaren einbringen und ausführen können, und wo daher auch ein sehr ausgebreiteter Handel herrscht, der beynahe alle Länder von Europa, und selbst asiatische mit europäischen, durch ihre Erzeugnisse unter einander verbindet. Viele rohe und auf eine künstliche Art verarbeitete Seide, Corallen, Oel, Wein, und andere Früchte, oder verfertigte Waaren, unterhalten hauptsächlich den eigenen Handel der Florentiner oder Toskaner. Eine Art von musivischer Kunst ist den Künstlern dieses Landes besonders eigen, und wird deswegen auch florentinische Arbeit genannt. Sie wird aus lauter Edelgesteinen und kostbaren Marmorstücken dergestalt

auch in der Handelschaft.

zusammengesetzt, daß daraus die vollkommenste Nachahmung der Natur und der Gemählde entsteht. Einige Aehnlichkeit hat sie mit der eingelegten Arbeit der Tischler; erfordert aber ungemein viel Zeit und Mühe.

Vierter Abschnitt.

Grundriß der Geschichte der Neapolitaner.

I.

Neapel, und natürliche Beschaffenheit des dazu gehörigen Landes.

Von allen diesen italiänischen Nationen, deren Unternehmungen und Schicksale bisher beschrieben worden sind, unterscheiden sich noch die Neapolitaner, welche den untern Theil von Italien bewohnen. Die Stadt Neapolis — das heißt auf griechisch die neue Stadt — jetzt Napoli genannt, von welcher sie den Namen führen, ist lange vor Christi Geburt von den Griechen in einer ungemein reizenden Gegend erbauet worden. Denn sie liegt an einer weitläuftigen Bucht, welche das mittelländische Meer daselbst macht, wo mitten unter Weinbergen, und andern fruchttragenden Bäumen, mit Städten, Dörfern und Vorwerken umgeben, Neapolis, gleich einem halbrunden Schauplatze, von den Hügeln gegen das Meer herabhängt. Das ebenfalls von dieser Stadt genannte Königreich Neapel begreift nicht allein denjenigen Theil vom untern Italien in sich, der ehemals Großgriechenland hieß, weil die Griechen, deren Vaterland davon nur durch das Meer getrennt ist, dort so

viele

viele Pflanzstädte und Niederlassungen angelegt hatten; sondern auch noch andere Bezirke, bis an das jetzige päpstliche Gebiet hin. Dieses Land ist, in Absicht auf seine natürliche Güte und Fruchtbarkeit, eines der trefflichsten in Europa. Es bringt alle Arten des Getreides, das schönste Obst und andere Gartenfrüchte, Oel, Wein, Reis, und dergleichen mehr, in großer Menge und Vollkommenheit hervor. Unter vielen andern Vorzügen des Landes dürfen auch die neapolitanischen Pferde, die man so hoch schätzt, nicht vergessen werden. Selbst der Vesuvius, dieser feuerspeyende Berg nahe bey Neapel, welcher öfters die umliegende Gegend durch ausgeworfene Asche und feurige Steine, geschmolzenen Schwefel, Harz und Metall, die einen glüenden Strom verursachen, gänzlich verwüstet, befördert doch die Fruchtbarkeit, indem er eben durch jene schwefelichte und salpetrige Theile das Erdreich gleichsam dünget. Er ist den Neapolitanern noch auf manche andere Art nützlich. Wenn bisweilen gemäßigte Ausbrüche desselben erfolgen, so sind die Erdbeben, welche sonst in Italien, besonders in diesen südlichen Ländern, fürchterlichen Schaden anrichten, seltener, und auch weniger gefährlich. Sogar der gedachte heiße Strom, den man Lava nennt, giebt, wenn er kalt und hart geworden ist, Steine zum Pflastern der Straßen her.

II. Die Herrschaft der Römer über dieses Land nahm, wie in dem übrigen Italien, mit dem fünften Jahrhunderte der christlichen Zeiten ein Ende. Es fiel darauf in die Gewalt der Ostgothen: und ob es gleich die griechischrömischen Kaiser im sechsten Jahrhunderte wieder eroberten; so mußten sie doch am

Veränderungen in der Beherrschung dieses Landes bis ins 10te Jahrhund.

Ende desselben den Langobarden einen Theil davon überlassen. Diese errichteten daselbst das Herzogthum Benevent, oder Beneventum, nach der römischen Schreibart, welches sich nach und nach beynahe über das gesammte heutige Neapolitanische ausbreitete, nur das Herzogthum Neapel, von Cumä bis Amalfi, und einige Städte im Lande der Brutier und in Calabrien ausgenommen. Als daher Carl der Große, König der Franken, gegen das Ende des achten Jahrhunderts das langobardische Reich in Italien zerstörte, war es unter allen Ständen desselben der mächtige Herzog, oder vielmehr Fürst von Benevent, Arechis, allein, der sich noch eine Zeit lang unabhängig erhielt. Im neunten Jahrhunderte wurde dieses Herzogthum zertrümmert: es entstanden daraus die Fürstenthümer Salerno und Capua; aber die Oberherrschaft der Franken über diese Gegenden kam in eben diesem Jahrhunderte allmählich an italiänische Großen. Dabey blieb es bis um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, da die deutschen Könige und Kaiser aus dem sächsischen Stamme mit weit mehrerm Nachdrucke an die Stelle der Franken traten. Mittlerweile waren auch die Araber, aus Sicilien, welche Insel nur durch eine Meerenge vom untern Italien abgesondert wird, schon im neunten Jahrhunderte in dieses Land eingedrungen. Sie verwüsteten es öfters, wurden bisweilen zurückgeschlagen, kamen wieder, und setzten sich auch in einigen Gegenden auf längere Zeit fest. Dadurch wurde nicht allein das dortige Gebiet der griechischen Kaiser sehr beunruhigt und eingeschränkt, sondern es hatten auch die Fürsten von Benevent, Salerno und Capua, die zwar fast immer

mer noch aus langobardischem Geschlechte waren, aber unter der Landeshoheit der deutschen Kaiser, als Könige von Italien, standen, mit den Arabern viel, und nicht allemal glücklich, zu fechten.

Eroberungen der Normänner im untern Italien.

III. In diesem zerrütteten Zustande des untern Italiens, kam mit dem Anfange des eilften Jahrhunderts eine kleine Schaar von Normännern, bey Gelegenheit einer Wallfahrt, die sie ins gelobte Land vornahmen, dahin. Ursprünglich waren es Deutsche, aus den nordischen oder mitternächtigen Ländern von Europa herstammend; die sich aber in einem Theil vom heutigen Frankreich festgesetzt hatten, der von ihnen die Normandie genannt wurde. Als dieser Haufen großgewachsener, starker, zum Krieg abgehärteter und tapferer Leute in dem gedachten Lande anlangte, wo die weichlich gewordenen Einwohner einer mässigen Anzahl Araber nicht zu widerstehen vermochten, galt derselbe fast so viel als ein Kriegsheer. Diese Normänner fielen über die Araber her, welche eben mit mehrern Schiffen bey Salerno gelandet waren, und den dortigen Fürsten nebst seinen Unterthanen auf die trotzigste Art mißhandelten, erschlugen eine große Anzahl derselben, und trieben die übrigen in ihre Schiffe zurück. Die Ueberwinder zogen zwar wieder in ihr Vaterland; aber die herrlichen Früchte und prächtigen Geschenke, welche ihnen mitgegeben worden waren, reizten einige Zeit darauf viele andere Normänner, in eben diese Gegenden zu reisen. Anfänglich dienten sie mit ihrem Muthe und Arm bald J. 1016
den Unterthanen der Griechen wider ihre harten Herren, bald den langobardischen Fürsten wider die Griechen, bald diesen selbst wider die Araber in Sicilien.

Da sie aber von den letztern für ihren glücklichen Beystand übel belohnt wurden: griffen sie die Länder derselben an, bemächtigten sich gar bald Apuliens, und wählten einen ihrer heldenmüthigsten Anführer, Wilhelmen mit dem eisernen Arme, zum Grafen von Apulien. Der Kaiser Heinrich der dritte belehnte zwar die Normänner mit dem von ihnen eroberten Landesstrich, und gedachte diese herzhaften Krieger zur Beschützung der dasigen Gränzen seines Reichs zu gebrauchen. Allein die Päpste wußten vielmehr dieselben kurz darauf zu ihren Bundsgenossen wider die kaiserliche Gewalt zu machen. Nachdem einer von ihnen vergebens an der Spitze eines Kriegsheers versucht hatte, die Normänner in ihren Eroberungen einzuschränken, und vielmehr von ihnen gefangen worden war: so unterstand sich einer seiner Nachfolger, der Papst Nicolaus der zweyte, sich zum Lehnsherrn der Normänner aufzuwerfen. Ob er gleich nicht das geringste Recht hatte, über die Länder des untern Italiens einige Verfügungen zu treffen; so bediente er sich doch der abergläubischen Verehrung, welche man damals gegen die Päpste hegte, dazu, sich ein solches Recht anzumaßen; zumal da die Christen, und ihre Fürsten selbst, schon seit einigen Jahrhunderten die Unvorsichtigkeit begangen hatten, von diesen Bischöfen zuweilen entscheidende Aussprüche über den Besitz von Thronen und Ländern zu begehren. Ihrer Seits fanden auch die Normänner dabey ihren Vortheil. Sie hatten um diese Zeit den griechischen Kaisern, außer Apulien, auch bereits Calabrien, und den langobardischen Fürsten Capua mit seinem Bezirke entrissen. Da sie aber an die eroberten

J. 1041.

J. 1043.

Sie werden Lehnsleute der Päpste. J. 1059.

oberten Länder kein anderes Recht hatten, als daß sie durch ihre Tapferkeit den ehemaligen Besitzern derselben überlegen geworden waren: so mußte es ihnen, nach der Denkungsart ihrer Zeiten, sehr erwünscht seyn, unter den mächtigen Schutz der Päpste, oder, wie man nach ihrem Willen zu reden pflegte, des Apostels Petrus, zu gelangen, wodurch ihre Anmaßungen sich in eine geheiligte Gültigkeit zu verwandeln schienen. Der Papst erklärte also Robert Guiscard, den vornehmsten Feldherrn und Fürsten der Normänner, zum Herzoge von Apulien und Calabrien, wobey er ihm eine Fahne in die rechte Hand gab, welche er im Namen der römischen Kirche führen und vertheidigen sollte.

Robert Guiscard, erster Herzog von Apulien und Calabrien.

IV. Robert setzte unterdessen seine Eroberungen immer fort. Er überwältigte die Araber, welche Sicilien eingenommen hatten, ganz und gar: und da ihm sein Bruder Roger dabey tapfere Hülfe geleistet hatte, belehnte er denselben mit dieser großen, anmuthigen und ungemein fruchtbaren Insel, indem er ihn zum Grafen derselben machte. Er unterwarf sich auch die meisten übrigen Ländereyen im untern Italien: die Fürstenthümer Salerno, Benevent, und andere mehr. Allein die Stadt Benevent nebst der umliegenden Gegend überließ er den Päpsten, um sich desto mehr ihre Freundschaft zu erhalten: und sie besitzen dieselbe noch bis auf unsere Zeiten. In den Händen Gregors des siebenten mit dem Kaiser Heinrich dem vierten, beschützte Robert diesen Papst: er verhinderte es, daß derselbe nicht in Heinrichs Gewalt fiel, den er so übermüthig behandelt hatte. Das Mißvergnügen, zu welchem Robert gegen die griechischen

chischen Kaiser gereizt worden war, brachte ihn endlich sogar zu dem Entschlusse, dieselben anzugreifen: und dieser Fürst, der kaum seine Herrschaft in Italien festgesetzt hatte, wurde dem alten und mächtigen griechischen Reiche, das noch dazu des Beystandes der Venetianer genoß, durch Verwüstungen und Siege furchtbar. Er starb mitten unter neuen Kriegsrüstungen. Den Ruhm eines großen Kriegers und sehr klugen Fürsten kann man ihm nicht absprechen — wie er denn auch deswegen Guiscard, das heißt im Normännischen, der Schlaue oder Verschlagene, genannt worden war; — aber unbegränzter Ehrgeiz, Herrschbegierde, und andere Fehler, waren ihm eben sowohl eigen. Sein Bruder Roger, Graf von Sicilien, wich ihm an Tapferkeit nicht; übertraf ihn aber an Güte und Freygebigkeit. Da er auch seine fürstlichen Rechte in Kirchensachen zu behaupten suchte: so ernannte ihn der Papst zu seinem Legaten, oder Verweser und Statthalter, in Sicilien. Daher leiten die Besitzer dieses Reichs das Recht der sogenannten sicilianischen Monarchie her, kraft dessen sie in kirchlichen Angelegenheiten etwas mehr Ansehen ausüben, als andere römischkatholische Fürsten.

ſt. im J. 1085.

Roger, Graf von Sicilien. ſt. im J. 1101.

V. Eine Zeit lang herrschten die Nachkommen dieser beyden berühmten Brüder, getheilt über die nachgelassenen Länder derselben, sowohl im untern Italien, als in Sicilien. Nachdem aber Roberts Nachkommenschaft, ohngefähr vierzig Jahre nach ihm, ausgestorben war, bemächtigte sich Rogers Sohn, Roger der zweyte, Graf von Sicilien, gar bald der Herzogthümer Apulien und Calabrien, ingleichen

Roger II. stiftet das Königreich beyder Sicilien. Im J. 1129.

der

der andern umliegenden Länder, auch des kleinen Herzogthums Neapel, des letzten Ueberbleibsels von der ehemaligen Oberherrschaft der griechischen Kaiser in diesen Gegenden. Diese Verbindung eines so ansehnlichen Theils von Italien mit Sicilien, wo bereits vor Christi Geburt Könige regiert hatten, brachte Rogern zu dem Entschlusse, sich zum Könige von Sicilien krönen zu lassen: und Palermo wurde die Hauptstadt seines neuen Reichs. Anfänglich hieß es nur das Königreich Sicilien: denn diese Insel machte das Haupt desselben aus, und die Provinzen auf dem festen Lande stellten gleichsam seine Glieder vor. Nachher aber wurde es gewöhnlich, die zween Hauptttheile, aus welchen das Reich bestand, beyde Sicilien, oder auch Sicilien und Napoli, zu nennen. Da die Päpste sich als Lehnsherren aller dieser Länder betrachteten: so waren sie mit dieser eigenmächtigen Vergrößerung Rogers nicht eher zufrieden, als bis er ihnen den Lehnseid geleistet, und für sich und seine Erben ferner eine jährliche Summe Geldes, zum Zeichen der Abhängigkeit versprochen hatte. Die Besitzer dieses Königreichs lassen daher noch alle Jahre dem Papste ein weißes Pferd und einen Beutel mit ohngefähr zwölftausend römischen Speciesthalern überreichen; ob sie gleich schon lange sich erklärt haben, daß dieses nur ein Geschenk, nicht aber ein Lehnszins, sey. Roger wurde zwar in der Folge von einem andern Papste und von dem Kaiser Lothar aus vielen seiner Besitzungen verdrängt; eroberte aber alles wieder, und nahm den Papst, der ihn als Feldherr angegriffen hatte, gefangen. Einige Zeit darauf überzog er die Araber, jene alten Feinde

der

der Christen, in Africa mit Kriege; dort nöthigte er den König von Tripolis, ihm ein jährliches Schutzgeld zu zahlen. Von einem griechischen Kaiser beleidigt, ließ er die Seeküsten und das feste Land von Griechenland verwüsten. Bey dieser Gelegenheit brachte sein Befehlshaber zur See, außer vieler andern Beute, auch griechische Künstler in das sicilianische Reich, welche seidene Stoffe zu verfertigen wußten; an welcher Kunst es bisher nicht allein in Italien, sondern auch in dem ganzen abendländischen Europa, gefehlt hatte. Nach allen diesen Thaten starb

st. im J. 1154. Roger um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Ob er gleich ziemlich länderbegierig, auch im Kriege und gegen aufrührische Unterthanen bis zur Grausamkeit strenge war; so gebührt ihm doch auch das Lob eines sehr weisen Gesetzgebers, großen Feldherrn, und eines Fürsten, der verdiente Männer von jeder Gattung aufsuchte, schätzte, und reichlich belohnte.

Das sicilian. Reich kömmt an das kaiserlichschwäbische Haus;

VI. Zwar folgten auf ihn noch vier Könige, seine Nachkommen, in dem Besitze des sicilianischen Reichs. Aber schon am Ende des zwölften Jahrhunderts war dieses normannische Geschlecht ausgestorben, und ihr Reich durch die Vermählung der Constantia, einer Prinzeßinn aus demselben, mit einem Sohne des Kaisers Friedrichs des ersten, dem nachmaligen Kaiser Heinrich dem sechsten, an das schwäbische Haus der Hohenstauffen gekommen. Unter den Regenten aus diesem Hause war der Kaiser Friedrich der zweyte der merkwürdigste. Da er

J. 1224. insonderheit zu Neapel eine hohe Schule anlegte, und sich daselbst wegen des obersten Gerichtshofs

dieser

dieser Länder, den er dahin versetzte, häufig aufhielt: so fieng diese Stadt an, nach und nach über alle andern des Reichs hervorzuragen. Endlich ist sie die Hauptstadt desselben geworden: und das Reich selbst hat von ihr den Namen des neapolitanischen bekommen. Allein die Päpste sahen die Nachbarschaft dieses mächtigen Hauses mit so vielem Widerwillen, daß sie nicht eher ruhten, als bis sie demselben das sicilianische Reich entrissen, ja es endlich gar ausgerottet hatten. Davon ist schon in der Geschichte der Deutschen Nachricht gegeben worden. Die Päpste also, welche Sicilien und Neapel als ihre Reiche und Lehne betrachteten, wußten dieselben Carln von Anjou, Grafen von Provence, einem Bruder des Königs von Frankreich, zu verschaffen. Doch dieser König, der sich den afrikanischen König von Tunis zinsbar machte, und den Titel eines Königs von Jerusalem annahm, verlor nach einiger Zeit die Hälfte seines neuen Reichs wieder. Die harte und grausame Regierung der Franzosen in Sicilien, hatte eine allgemeine Erbitterung der Einwohner dieser Insel gegen sie gestiftet. Man fiel daher fast zu gleicher Zeit über sie her, und ermorderte viele tausende, die sich daselbst befanden. Weil dieses Blutbad in der Hauptstadt Palermo zur Zeit des Nachmittags-Gottesdienstes, welchen man die Vesper nennt, am zweyten Osterfeyertage seinen Anfang nahm: so heißt dasselbe in der Geschichte die sicilianische Vesper. Peter, König von Aragonien, der mit einer Prinzessinn aus dem ehemaligen schwäbischen Hause vermählt war, bediente sich dieses Aufruhrs so glücklich, daß er zum Besitze von Sicilien kam, und Carl nur

darauf an das französische Haus Anjou, J. 1266.

J. 1282.

und zur Hälfte an Aragonien.

das

das Neapolitanische behaupten konnte, wo Neapel um desto mehr die Hauptstadt wurde.

Neue Vereinigung von Sicilien und Neapel.

VII. Seine Nachkommen aus dem Hause Anjou behielten also auch nur das nunmehr allein sogenannte neapolitanische Reich, bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Robert ist unter diesen französischen Königen von Neapel der berühmteste und hochachtungswürdigste. Er war eben so klug als tapfer, freygebig und liebreich, in der Handhabung der öffentlichen Ruhe und der Gerechtigkeit für seine Unterthanen so geschickt, daß sein Reich in dieser Betrachtung noch nicht so wohl regiert worden war. Aber ist im J. 1343. nach seinem Tode wurde es oft durch Uneinigkeit in der königlichen Familie selbst, Empörungen der Großen, und unglückliche Kriege, sehr zerrüttet. Endlich mußte Renatus, der letzte König aus diesem Hause, welches beynahe hundert und achtzig Jahre über Neapel geherrscht hatte, das Reich durch die Flucht verlassen. Alfonsus der fünfte, König von Aragonien und Sicilien, bemächtigte sich desselben kraft des Rechtes, das ihm die Königinn Johanna die zweyte daran ertheilt hatte, und vereinigte also die so lang getrennten Reiche wieder mit einander. Alfons ragte sehr unter den Fürsten seiner Zeit hervor; man hat ihm den Beynamen des Weisen mit allem Rechte gegeben. Außer den schon genannten Reichen, waren ihm auch Valentia und Catalonien, Roußillon, und die Inseln Majorca, Corsica und Sardinien unterworfen. Aber er zog Neapel selbst seinen angeerbten Reichen vor, verlegte sein Hoflager dahin, und die Hauptstadt dieses Namens hatte vorher noch keinen so blühenden Zustand erreicht.

Im J. 1442. Alfons, K. von Aragonien, Sicilien und Neapel.

Er

VI.

B. Rode inv: et del:

F. C. Krüger. sc.

K. Alfons von Neapel geneſet durch den Curtius.

Er nannte sich König beyder Sicilien: und seine Nachfolger in der Regierung haben diesen Namen beybehalten. In der That scheint Sicilien mit dem Neapolitanischen in den allerältesten Zeiten Ein Land ausgemacht zu haben; das aber durch Erdbeben und Heftigkeit der Meereswellen von einander getrennt worden seyn mag. In diesem Reiche traf Alfons die schönste Ordnung, verbesserte die Gerichtshöfe, stiftete einen wichtigen neuen, begnadigte seine Unterthanen mit vielen Freyheiten, und schien nur durch eine übertriebene Freygebigkeit, in Ansehung mancher von ihnen, einen Fehler zu begehen. Dabey war er ein ungemeiner Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, zog viele der letztern, Griechen und Italiäner, in seine Dienste, und sammlete sich selbst aus den vortrefflichsten Schriftstellern, besonders des Alterthums, Lehren der Klugheit. Als man ihm einst in einer Krankheit die Geschichte Alexanders vom Curtius brachte, half das Vergnügen, welches er aus dem Lesen derselben empfand, seine Gesundheit wieder herstellen. Weg mit den Aerzten! rief er aus; Curtius, der mich allein gerettet hat, soll leben! Ein Mann von vielem Verstande hat über diese merkwürdige Heilung geurtheilt, daß Alfons durch das Lesen jener Geschichte desto angenehmer gerührt worden seyn müsse, da er bey aller Tapferkeit, an welcher er Alexandern nachahmte, doch nicht, wie dieser, durch Zorn und Trunkenheit überwunden worden sey. Man hat eine ganze Sammlung von seinen sinnreichen und klugen Reden, auch witzigen Einfällen. Allein noch rühmlicher ist es für ihn, daß er nicht bloß artig zu sprechen, sondern auch sehr richtig

Er wird durch das Lesen des Curtius gesund. VI. Kupfertafel.

richtig und wohlthätig zu handeln wußte. Seine glückliche Regierung dauerte nur sechszehn Jahre, und endigte den Wohlstand dieses Reichs auf lange Zeit.

st. im J. 1458.

Das sicilian. Reich kömmt unter die Herrschaft der Spanier.

VIII. Denn unter seinen nächsten Nachfolgern entstand, aus den Ansprüchen auswärtiger Fürsten auf das Reich, mehr als ein trauriger Krieg, zum Nachtheil der rechtmäßigen Könige. Verschwörungen ihrer Großen wider sie, Einfälle und Verwüstungen der Türken in ihrem Reiche, beunruhigten sie nicht weniger. Endlich behielten die Spanier, welche mit den Franzosen über den Besitz dieser Länder stritten, vor den letztern die Oberhand: und Ferdinand der katholische, oder rechtgläubige, der ganz Spanien unter seine Gewalt vereinigt hatte, wurde im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts auch Herr von Neapel und Sicilien. Diese große Veränderung stiftete in dem gedachten Reiche viele andere. Anstatt daß die Könige desselben bisher darinne ihren Sitz genommen, und gegenwärtig für Sicherheit und Ueberfluß gesorgt hatten, wurde es seit dieser Zeit, über zweyhundert Jahre hindurch, durch Statthalter oder Vicekönige regiert, mithin als eine Provinz des spanischen Reichs angesehen. Es ward in alle, zum Theil langwierige, und meistentheils unglückliche Kriege verwickelt, welche die Spanier im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte, fast immer außerhalb Italien, geführt haben. Dazu mußte das Königreich beyder Sicilien, als das reichste und fruchtbarste Land der Spanier, so große Geldsummen und so viele Soldaten beytragen; es wurde eben deswegen mit solchen außerordentlichen Auflagen und Steuern beschwert, daß es um die Mitte des verflos-

Im J. 1504. Ueble Folgen davon.

senen

senen Jahrhunderts äußerst erschöpft und schmachtend geworden war. Diese drückenden Abgaben und andere Beschwerden erregten sogar um die gedachte Zeit eine Empörung zu Neapel, durch welche Spanien Gefahr lief, einen Theil dieses Reichs zu verlieren. Da auch die spanische Monarchie im siebzehnten Jahrhunderte immer ohnmächtiger wurde: so empfand das sicilianische Reich diese Schwäche in Kriegszeiten und im Frieden auf eine unangenehme Art. Es wurde zwar mit demselben schon im sechszehnten Jahrhunderte der sogenannte Besatzungs-Staat, das heißt, eine Anzahl Städte und Festungen im Toskanischen, an der See gelegen, verbunden. Aber diese Vergrößerung gab nur zu einem neuen Aufwande und Verluste von Menschen Gelegenheit, um dieselbe zu behaupten. J. 1647.

IX. Endlich starb das regierende spanische Haus, gerade mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts, in dem Könige Carl dem zweyten, völlig aus. Die Franzosen halfen darauf einem ihrer königlichen Prinzen, dem Herzoge Philipp von Anjou, den sie, unter dem Namen Philipp des fünften, als König von Spanien erkannten, auch zum Besitze des Königreichs beyder Sicilien. Allein nach wenig Jahren eroberte ein kaiserliches Kriegsheer das Königreich Neapel für den Bruder des Kaisers, den König von Spanien, Carl den dritten. Es wurde also nunmehr eine Provinz des deutschen österreichischen Hauses, dem dreyzehn Jahre darauf auch das eigentliche Königreich Sicilien überlassen wurde. Doch Carl, der nachher, als Kaiser, Carl der sechste hieß, Es erhält wieder eigene Könige aus königl. spanischem Hause. Im J. 1707.

Im J. 1734. verlor Neapel und Sicilien in kurzem wieder. Die Spanier bemächtigten sich desselben mit geringer Mühe, und ihr königlicher Prinz Carl, ein Sohn Philipps des fünften, wurde König beyder Sicilien. So bekam also das Reich von neuem seine eigenen Könige, die mitten in demselben ihren Sitz nahmen. Nachdem der König Carl viele Jahre darüber geherrscht hatte, bestieg er den spanischen Thron, und erklärte seinen dritten Sohn, den Prinzen Ferdinand, zu seinem Nachfolger im sicilianischen Reiche, wo derselbe noch glücklich regiert. Zugleich aber war auch ausgemacht worden, daß dieses Reich niemals wieder mit dem spanischen vereinigt werden sollte.

Im J. 1759.

Veränderungen, welche mit den Neapolitanern und Sicilianern vorgefallen sind.

X. Unter allen diesen abwechselnden Schicksalen, welche das Reich und dessen Oberherren betroffen haben, darf, unserer Hauptabsicht gemäß, die Nation selbst, die dasselbe bewohnt, auch nicht aus den Augen gelassen werden. Sie ist eigentlich aus einer Vermischung mehrerer Nationen entstanden, nachdem Griechen, Römer und Araber, Langobarden, Normänner, und andere Deutschen, Spanier und Franzosen, sich in diesen Ländern nicht allein eine Zeit lang behauptet, sondern auch viele Nachkommen daselbst hinterlassen haben. Da aber die Griechen den ersten Grund zur Ausbildung und Verfeinerung dieser Nation gelegt haben, und die Römer nachmals in ihre Fußstapfen getreten sind: so ist es nicht zu verwundern, daß beydes die Sicilianer und die Neapolitaner, zumal durch die ungemeinen natürlichen Schönheiten ihres Vaterlandes noch mehr aufgemuntert, immer für sehr lebhaft und witzig, zu Künsten

und

und Wissenschaften vorzüglich geschickt, auch für freyheitliebend und kriegerisch gehalten worden sind. Die italiänische Dichtkunst hat in Sicilien ihren Anfang genommen: und die dortigen Versmacher wurden so beliebt, daß man bis zum vierzehnten Jahrhunderte alle gelehrte Werke, und selbst die gemeine Sprache der Italiäner sicilianisch nannte. Philosophie, Arzneywissenschaft und Rechtsgelehrsamkeit, sind seit dem eilften Jahrhunderte im Neapolitanischen ziemlich wieder empor gekommen, nachdem in den vorhergehenden unruhigen Jahrhunderten die Gelehrsamkeit daselbst sehr gefallen war. Insonderheit hat sich die mediciniſche Schule zu Salerno, von deren Lehrern man noch eine Anzahl Gesundheitsregeln in lateinischen Versen hat, durch eine gelehrtere Bearbeitung ihrer Kunst, als damals in dem übrigen abendländischen Europa gewöhnlich war, seit dieser Zeit einen ausgebreiteten Ruhm erworben. Wenn gleich die gemeine Meynung unerweislich ist, daß ein Bürger zu Amalfi im Neapolitanischen zuerst im vierzehnten Jahrhunderte den Compaß, oder die Magnetnadel, zum Besten der Schifffahrt gebraucht habe; so glaubt man doch wahrscheinlich genug, daß eben in diesen Gegenden die gedachte wichtige, aber früher gelungene Erfindung, vor andern christlichen Ländern genützt worden sey. Es fehlte auch diesen Ländern nicht an berühmten Schriftstellern und weisen Staatsmännern, worunter der Kanzler des Kaisers Friedrichs des zweyten im dreyzehnten Jahrhunderte, Petrus de Vineis, eine Hauptstelle einnimmt. Mit dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte entstand auch daselbst durch die Wie-

derherstellung der wahren Gelehrsamkeit, ingleichen der Freyheit zu denken und zu untersuchen, ein neuer und edlerer Eifer für die Wissenschaften. Die beyden trefflichen Dichter Sannazario und Tasso waren Neapolitaner; der schätzbare Geschichtschreiber Fazello trat in Sicilien auf. Auch die Mahlerey, die Baukunst, und die andern verwandten Künste, gelangten jetzt in diesen Ländern zu einer merklichen Vollkommenheit. Schon hatte es das Ansehen, daß die Neapolitaner insonderheit aus der allgemeinen Verbesserung des Christenthums, die im sechszehnten Jahrhunderte unternommen ward, wichtige Vortheile für ihren Verstand, ihre Religion, Gelehrsamkeit und Sitten ziehen würden. Denn viele der angesehensten unter ihnen nahmen die gedachte Verbesserung gleich in den ersten Zeiten ihres Ursprungs willig und dankbar an. Allein der Fortgang derselben wurde gar bald durch die schärfsten Gesetze und Drohungen der Landesfürsten, auch durch Verfolgungen der Päpste und der ihnen getreuen Geistlichkeit unterdrückt. Die Neapolitaner haben zwar einen kleinen Schatten von Freyheit in Religionssachen dadurch behauptet, daß sie sich in den letzten drittehalbhundert Jahren allemal sehr muthig widersetzten, so oft die Geistlichkeit das Ketzer- und Blutgerichte der römischen Kirche, oder die Inquisition, in ihrem Reiche einführen wollte, welche die Sicherheit und das Leben aller Menschen bedroht, die sich nach den Vorschriften jenes Standes nicht in allem richten. Im übrigen aber sind die Neapolitaner und Sicilianer in der Aufklärung und freyern Anstrengung ihres Geistes sowohl bey der Religion,

ligion, als bey manchen Wissenschaften, zum Theil viel weiter zurückgeblieben als die andern italiänischen Nationen. Sehr abhängig von ihrer überaus zahlreichen Geistlichkeit, der sie nach und nach aus abergläubischer Freygebigkeit den Besitz und die Einkünfte von mehr als der Hälfte ihres Vaterlandes eingeräumt haben, sind sie zwar eifrig im äußerlichen Religionscärimoniel; aber an Einsichten wenig gewachsen. Wenn noch in den neuern Zeiten scharfsichtige und freymüthige Gelehrte unter ihnen, wie Giannone und Genovesi, es versucht haben, ihnen die Augen über viele grobe Mißbräuche und Vorurtheile zu öffnen: so sind sie entweder für ihre Wahrheitsliebe hart gedrückt worden, oder haben doch wenig Eindruck gemacht. Auch in andern Betrachtungen sind diese Nationen nicht so hoch gestiegen, als mehrere europäische Völker in den neuern Jahrhunderten. Der Ackerbau wird von ihnen viel zu nachläßig getrieben: und anstatt daß Sicilien sonst die Kornkammer eines großen Theils von Italien war, liegen jetzt darinne beträchtlich große Striche Landes wüste; wiewohl auch die häufigen und verheerenden Erdbeben einigermaßen daran Schuld sind. Die Handelschaft hat auch in diesen Ländern lange diejenige Ausdehnung und Lebhaftigkeit nicht, deren sie fähig wäre. Zwar führt man aus denselben, nächst vielerley Früchten, auch eine Menge roher Seide und seidener Stoffe zu den Ausländern. Aber eine beträchtliche Anzahl künstlicher Arbeiten, welche die Einwohner selbst verfertigen könnten, holen sie aus andern Ländern her; sogar aus der Seide bereitete, an der sie doch so ungemein reich sind. Der

Ueberfluß und wohlfeile Preis der Lebensmittel, der herrschende Hang zu Vergnügungen, und der Mangel an einer stärkern Aufmunterung, sind hier der Arbeitsamkeit sehr hinderlich. Dreyßigtausend Troßbuben, die man Lazaroni nennt, Leute ohne alles Vermögen, und sogar meistentheils ohne eigene Wohnungen, ziehen daher täglich auf den Straßen von Neapel herum, und finden es eben so leicht als angenehm, für eine sehr kurze, oder auch gar keine Bemühung, sich den nothdürftigsten Unterhalt zu verschaffen; alle übrige Stunden aber als Müßiggänger zu verleben.

Zehntes

Zehntes Buch.

Geschichte der Franzosen.

Erster Zeitraum.

Von der Gründung des fränkischen Reichs in Gallien, bis auf die gänzliche Absonderung Westfrankens, oder des eigentlichen Frankreichs, von Ostfranken, oder von dem eigentlichen deutschen Reiche.

Vom Jahr nach C. G. 486 bis zum Jahr 887.

Ein Zeitraum von vierhundert Jahren.

I.

Von der Geschichte der Italiäner ist der Uebergang zu den Franzosen der natürlichste. Beyde Nationen gränzen an einander; die letztern haben oft in Italien Kriege geführt, und ihre Ansprüche auf dortige Länder lange Zeit, aber ohne Glück, fortgesetzt. Sie haben nicht wenig von den Italiänern gelernt, sie in einigen Stücken nachgeahmt, in andern übertroffen. Allein die Gemüthsart beyder Nationen ist niemals recht übereinstimmend gewesen. Verbindung der italiänischen Geschichte mit der französischen.

II. Die Franzosen stammen eigentlich von den Franken her: von dieser deutschen Nation, welche seit dem dritten christlichen Jahrhunderte in der Geschichte bekannt wurde, da sie längst dem Niederrhein, im heutigen Westphalen, und bis in die jetzigen verei-

nigten Niederlande hinein, ihre Wohnplätze hatte. Von daher beunruhigten sie Gallien oftmals durch ihre Streifereyen. Gallien begriff damals weit mehr in sich, als das heutige Frankreich. Alle zwischen dem Rhein, dem großen Weltmeere, dem mittelländischen Meere, den pyrenäischen Gebirgen, und den Alpen, gelegene Länder, wurden dazu gerechnet; mithin außer dem nunmehr sogenannten Frankreich, der größte Theil der Niederlande, ein ansehnliches Stück von Deutschland, und von der Schweiz. Ja die Römer hatten selbst das obere Italien das diesseitige, oder diesseits der Alpen liegende Gallien genannt, weil diese Gegenden von gallischen Völkern bewohnt wurden. Die Franken fielen insonderheit häufig in das belgische Gallien ein, das heißt, in diejenigen Länder, welche zwischen dem Rhein auf der einen Seite, und der Seine und Marne auf der andern, an der Maaß, Mosel und Schelde, also theils in den heutigen Niederlanden, theils in dem angränzenden Frankreich lagen. Hier setzte sich schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts eine ziemliche Anzahl derselben fest. Aber in den frühern Zeiten des fünften bemächtigte sich Chlodio, oder Klodio, König eines Stamms der Franken, der Stadt Cameracum, jetzt Cambray genannt, und trieb seine Eroberungen bis an die Somme, in der heutigen Picardie. Einer seiner Nachfolger, Childerich, erweiterte sein Gebiet bis an die Loire. Der damalige allgemeine Verfall des römischen Reichs in den Abendländern, wo es von so vielen deutschen Völkern bestürmt wurde, erleichterte auch den Franken ihren siegreichen Fortgang in Gallien.

Nach dem J. 430. Childerich. † im J. 481.

III. Chil-

III. Childerichs Sohn, der König Klodwig, oder Chlodowich, machte endlich der römischen Herrschaft in Gallien, die bereits durch die Burgunder und Westgothen eingeschränkt war, gänzlich ein Ende. Er überwand den römischen Feldherrn in diesem Lande, und ließ ihn hinrichten. Auch die Alemannen, und andere deutsche Nationen, theils in Gallien, theils in der Nachbarschaft, wurden von ihm gezwungen, sich ihm entweder zu unterwerfen, oder ihm ein Stück Landes abzutreten. Und da er eigentlich nur König des salischen Stamms der Franken war: so wußte er die Fürsten der übrigen Stämme mit arglistiger Grausamkeit aus dem Wege zu räumen, um ihre Länder an sich zu ziehen. Zwar nahm er die christliche Religion an, bewies immer vielen äußerlichen Eifer für dieselbe, und veranlaßte dadurch auch eine Menge seiner Unterthanen, sich taufen zu lassen. Aber eine bessernde Veränderung war doch bey ihm nicht vorgegangen. Unterdessen legten ihm die römischen Bischöfe den Ehrennamen des allerchristlichsten Königs bey, welchen die Könige von Frankreich bis auf unsere Zeiten führen, und der bey ihm die Bedeutung hatte, daß er der erste unter den Königen deutscher Nationen war, der den christlichen Glauben ohne damals gewöhnliche Irrthümer angenommen hatte. Noch ein anderes Ueberbleibsel aus Klodwigs, oder, welches einerley ist, Ludwigs, Geschichte, soll noch jetzt zu Rheims das Oelfläschchen mit dem heiligen Oele seyn, welches bey seiner Salbung zum Könige eine Taube vom Himmel gebracht haben soll, und woraus noch immer etwas Oel zu der Salbung der Könige von Frankreich genom-

Klodwig stiftet das fränkische Reich in Gallien. J. 486.

men wird. Bey solchen Erzählungen von wundervollen Begebenheiten, muß es allemal die erste Frage seyn: wie viele unpartheyische Zuschauer von aller Art dieselbe gesehen, genau untersucht, und sich von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugt haben. Hier aber weiß man von keinem einzigen dergleichen Zeugen etwas: und der erste, welcher von diesem vermeynten himmlischen Oele Nachricht giebt, hat weit mehr als dreyhundert Jahre darauf gelebt, nachdem sich dieses zugetragen haben soll.

Klodwig. st. im J. 511.

Geschichte des fränkischen Reichs bis zum Ursprunge des eigentlichen Frankreichs.

IV. Klodwig also hinterließ bey seinem Tode, der bald nach dem Jahr 500 erfolgte, das von ihm gestiftete fränkische Reich in einem beträchtlichen Umfange und Ansehen. Es erstreckte sich schon über den größten Theil vom jetzigen Frankreich, ingleichen in Deutschland und in den Niederlanden, bis an den Rhein und Mayn. Zwar wurde es nunmehr in zwey Reiche getheilt: in Austrasien, oder Ostfranken, welches nicht allein die Länder an den eben gedachten beyden Flüssen, sondern auch die an der Mosel und Maaß gelegenen, auch ein großes Stück vom heutigen Frankreich in sich begriff, und Metz zur Hauptstadt hatte; — und in Neustrien, oder Westfranken, wozu alle übrigen gegen Abend zu, bis an das Weltmeer hin, liegende Länder des fränkischen Reichs gerechnet wurden. Auch theilten sich Klodwigs vier Söhne dergestalt in sein Reich, daß der älteste ganz Austrasien, oder das Osterreich, bekam; die drey jüngern aber eben so viele besondere Reiche in Neustrien stifteten, deren Regenten zu Orleans, Paris und Soißons, (wie jetzt diese Städte heißen,) die damals noch die römischen Namen Aurelianum,

num, Lutetia Parisiorum, und Augusta Suessionum führten,) ihren Sitz nahmen. Allein im Grunde blieb es doch Ein Reich. Die Könige dieser besondern Linien machten nicht nur Eroberungen, welche dem Reiche überhaupt zu gute kamen; dergleichen im sechsten Jahrhunderte das thüringische und burgundische Reich, ingleichen mehrere Länder in Deutschland und in der Schweiz waren, die den Bayern und Alemannen abgenommen wurden; sondern es ward auch das gesammte Reich mehr als einmal im sechsten und siebenten Jahrhunderte unter die Botmäßigkeit eines einzigen Fürsten von Klodwigs Nachkommen wieder vereinigt. Und obgleich eben diese Könige das Reich nach und nach, durch ihre schlechte Regierung, sehr entkräfteten; so wurde es doch, da es schon merklich zu sinken anfieng, von gewissen Hof- und Staatsbedienten, welche ursprünglich Oberaufseher des königlichen Hofs, oder, wie man sie damals nannte, Majores Domus waren, desto glücklicher unterstützt. Doch hatte dieses die Folge, daß eben diese Staatsbedienten seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts mächtiger als die Könige selbst wurden, und daß endlich einer von ihnen, statt dieser, sich auf den fränkischen Thron setzte. Das Reich wurde solchergestalt zwar gerettet; aber die bisher regierende königliche Familie, welche von einem der nächsten Vorfahren Klodwigs, dem Könige Merovens, die merovingische hieß, wurde gänzlich gestürzt. Nun kam mit dem Könige Pipin das carolinische Haus, wie es von seinem großen Sohne, Carl, genannt ward, zum Besitze des fränkischen Reichs. Doch gelangte dasselbe um den Anfang des

Im J. 752. K. Pipin.

ft. im J. 768.

neunten

neunten Jahrhunderts zu einer Größe und Stärke, die es vorher niemals erreicht hatte. Jetzt machte dasselbe schon das gesammte heutige Frankreich, und ein beträchtliches Stück vom angränzenden Spanien, die völligen Niederlande, Deutschland, so weit es nicht von den Slaven eingenommen war, einen ziemlichen Strich vom nachmaligen Ungarn, und den größten Theil von Italien, in sich. Aber alle diese Veränderungen, die Geschichte der vornehmsten fränkischen Fürsten, der Franken selbst, und ihrer Verfassung, sind in der allgemeinen Geschichte der Deutschen, wovon die fränkische um diese Zeiten gleichsam die Grundlage abgiebt, an einem andern Orte dieses Werks bereits ausführlich beschrieben worden. Hier müssen sie nur, um des Zusammenhangs und der Folgen willen, die sie gehabt haben, kürzlich wiederholt werden.

Carl der Große. ft. im J. 814.

Th. III. S. 132 bis 184.

Carl der Kahle stiftet das Königreich Frankreich.

V. Durch Carln den Großen war das fränkische Reich, mit welchem er auch das römische Kaiserthum der Abendländer verbunden hatte, auf das höchste gestiegen; mit seinem Sohne aber, dem Kaiser Ludwig dem Frommen, oder dem Gutherzigen, fieng es schon merklich an zu fallen. Noch mehr zerrütteten es die drey Söhne des letztern durch ihre Uneinigkeit, die selbst in einen Krieg der beyden jüngern, Ludwigs und Carls, mit dem ältern, Lothar, ausbrach. Darauf kam es um die Mitte des neunten Jahrhunderts zwischen diesen drey Brüdern zu einem Vergleiche, der zu Verdun geschlossen ward. Kraft desselben wurde das große fränkische Reich in drey kleinere, aber immer noch sehr ansehnliche Reiche getheilt: in Lothringen, oder Lothars Reich;

Im J. 843.

Reich; in Ostfranken, oder das noch sogenannte deutsche Reich, welches Ludwig bekam; und in Westfranken. Dieses letztere ist der Grund von dem heutigen französischen Reiche. Carl, welcher nachher der Kahle genannt wurde, erhielt nämlich in der gedachten Theilung einen großen Theil von dem jetzigen Frankreich. Eigentlich waren es diejenigen Länder, welche zwischen der Rhone, Saone, Maaß und Schelde, bis an das Weltmeer hin, lagen; mithin außer mehrern jetzt sogenannten französischen, auch ohngefähr diejenigen, welche man in den neuern Zeiten die französischen und österreichischen Niederlande nennt. Er wußte sich nachmals auch durch unrühmliche Mittel das römische Kaiserthum und das Königreich Italien zu verschaffen. Uebrigens munterte dieser Stifter des Königreichs Frankreich zwar die Gelehrsamkeit in demselben auf; aber er war nicht muthig und tapfer genug, um es zu beschützen und in Ansehen zu erhalten; ob er gleich voll stol- st. im J. 877.
zer Eitelkeit, mit Verachtung des fränkischdeutschen Hofcärimoniels, die Pracht der griechischen Kaiser nachzuahmen anfieng. Bald nach ihm hatte seines Bruders Sohn, Carl der Kahle, das Glück, ausser dem römischen Kaiserthum, die Königreiche Italien, Ost- und Westfranken, überhaupt fast alle diejenigen Länder wieder allein zu besitzen, die Carln dem Großen unterwürfig gewesen waren. Aber er verlor sie auch insgesammt, weil er seine Länder den Verwüstungen der Normänner und anderer ausländischen Völker auf die schimpflichste Weise Preis gab.
In allen seinen Reichen wurde er zu gleicher Zeit Im J. 887:
abgesetzt; jedes wählte sich einen andern König: und

West-

Westfranken insonderheit ist seitdem niemals wieder mit dem ostfränkischen Reiche vereinigt worden.

Noch regieren Franken, nicht Franzosen.

VI. Bis auf diese Zeit ist in der Geschichte noch nicht von Franzosen, oder von einem französischen Reiche, die Rede. Es sind Franken, und nach allem, was ihnen eigenthümlich war, Deutsche, welche in jedem Theil des fränkischen Reichs die herrschende Nation vorstellten. Man würde sich sehr irren, wenn man sagen wollte, daß Carl der Große und andere fränkische Fürsten dieses Zeitalters Franzosen gewesen wären, da ihre Sprachen, ihre Sitten, Neigungen, und Namen selbst, so augenscheinlich deutsch gewesen sind. Zwar fieng in den spätern Jahrhunderten dieses Zeitraums die nachmals sogenannte französische Sprache bereits an, sich in Westfranken zu bilden. In diesem Theil des ehemaligen Galliens, das über fünfhundert Jahre den Römern gehorcht hatte, verfiel nach und nach mit ihrer Oberherrschaft auch ihre Sprache. Die Gallier, und die Römer selbst unter ihnen, gedrängt und überwunden von Westgothen, Burgundern und Franken, mit denselben vermischt, und an ihre Töne immer mehr gewöhnt, wichen von der Reinigkeit, Richtigkeit und guten Aussprache der lateinischen Sprache, die ohnedieß schon seit einiger Zeit an allem diesem gelitten hatte, nunmehr desto häufiger und schneller ab. Es entstand eine Mundart, darinne Worte, Klang und Bedeutung noch großentheils altrömisch, aber auch viele neue Wörter, neue Endigungen, überhaupt Verfälschungen und Verstümmelungen ohne Zahl waren. Man nannte es daher anfänglich das Bauern-

Ursprung der französischen Sprache.

Latein,

Latein, weil es hauptsächlich bey dem gemeinen Haufen, der stets die Sprachen am ersten verdirbt, gebräuchlich war. Eben deswegen wurde es auch in kurzem die gemeine Sprache in Westfranken; obgleich die deutsche Mundart der Franken sich bey diesen keineswegs sogleich verlor. Als daher, wie man schon in einer andern Stelle dieser Geschichte gelesen hat, die beyden Brüder und Könige, Ludwig und Carl der Kahle, sich einander öffentlich vor ihren Kriegsheeren mit einem Eide fernern beständigen Beystand wider ihren unruhigen ältesten Bruder versprachen: bediente sich Ludwig dabey des Bauernlateins, das man auch fälschlich die römische Sprache nannte, weil Carls Soldaten ihn auf diese Weise am besten verstanden; so wie Carl in gleicher Absicht für Ludwigs Heer sich in der fränkischen Sprache ausdrückte. Es ist der Mühe werth, mit der Probe von Carls fränkischen Worten, die am gedachten Orte mitgetheilt worden ist, auch eine von der Sprache, die Ludwig geredet hat, zu vergleichen, um darinne den ersten rohen Anfang des nachmaligen Französischen zu erblicken. Ludwig hub also mit folgenden Worten an: Th. III. S. 190.

Pro Don amur
Um Gottes Liebe
et pro Christian poblo
und um des christlichen Volkes
et nostro commun salvament
und unserer gemeinschaftlicher Erhaltung
dist di en avant
von diesem Tage aufs Zukünftige

in

in quant Deus savir et potir me dunat
so weit Gott Wissen und Vermögen mir schenkt
si salvarai eo cest meon fradro Carlo.
so halte ich dieses meinem Bruder Carl.

Man sieht leicht, wie aus dem lateinischen pro das nachmalige französische pour, aus poblo, peuple, aus savir und potir, savoir und pouvoir, aus meon statt meum, mon, aus fradra, frere, und dergleichen mehr, erwachsen sey. Aber es hat viele Jahrhunderte gewährt, und es sind noch starke Zumischungen von andern Sprachen vorher erfolgt, ehe die französische ihre jetzige Gestalt und ihren Wohlklang erhalten hat. Genug, weder die beyden königlichen Brüder, noch ihre Franken, hatten diese ausgeartete lateinische Mundart zu ihrer angebornen Sprache; wenn sie gleich dieselbe verstanden und redeten. Die Franzosen sind also Deutschland, aus welchem ihre Vorfahren gekommen sind, und der deutschen Sprache, deren sich dieselben lange Zeit bedient haben, desto mehr Achtung schuldig.

Zweyter

Zweyter Zeitraum.

Von der gänzlichen Trennung des westfränkischen Reichs, oder Frankreichs, von dem ostfränkischen deutschen Reiche, bis zum Tode des heiligen Ludwigs.

Vom J. nach C. Geb. 887 bis zum J 1270.

Ein Zeitraum von beynahe vierhundert Jahren.

I.

Aus Westfranken werden Franzosen.

In diesem Zeitraum ist es eigentlich geschehen, daß die Westfranken, welche ursprünglich Deutsche waren, eine von den übrigen Deutschen ziemlich verschiedene Nation geworden sind. Sie kommen daher nunmehro unter dem Namen der Franzosen vor: und obgleich ihr Reich auch noch in seiner neuern bis jetzt fortdauernden Benennung, Frankreich, oder das Reich der Franken, seine deutsche Abstammung beybehielt; so wurde es doch zugleich mit der Nation auch das französische genannt, und unterschied sich allmählich sehr von andern deutschen Reichen. Diese Veränderung entstand bey den Westfranken aus folgenden Ursachen. Ihre völlige Absonderung von den Ostfranken, mit welchen sie niemals wieder unter einerley Fürsten standen, unterhielt und vergrößerte die Eifersucht, welche schon seit einiger Zeit zwischen beyden verwandten und an einander gränzenden Nationen entstanden war; diese brachte vielerley Ansprüche, Händel und Kriege unter

ihnen hervor: und es war desto weniger zu verwundern, daß sie nach und nach ihren gemeinschaftlichen Ursprung vergaßen. Da die Westfranken weiter ein Land in Besitz nahmen, wo Gallier, Römer, Westgothen, Burgunder und flüchtige Britten unter einander, zum Theil seit vielen Jahrhunderten, wohnten, zu welchen in der Folge noch die Normänner kamen: so betrachteten sie zwar dieselben anfänglich als Ueberwundene und Unterthanen; vermischten sich aber bald mit denselben, und nahmen, wie es mehrern Siegern in andern Ländern gegangen ist, nicht wenig von den Sitten derselben an. Dieses läßt sich auch besonders aus dem Zustande Galliens und seiner Einwohner, zu der Zeit, als die Franken dahin eindrangen, leicht erklären. Schon vor Christi Geburt war dieses Land weit besser angebauet, fruchtbarer und angenehmer, als die von den deutschen Völkern bewohnten Länder. Ueberdieß hatten nicht allein die Römer, seitdem sie sich unter der Anführung des Julius Cäsar Galliens bemächtigten, feinere Sitten, Künste und Wissenschaften darinne eingeführt, und immer blühender gemacht; sondern es waren auch die Gallier den Griechen in dieser Betrachtung einiges schuldig. Denn diese hatten lange vor den Römern im südlichen Gallien, am mittelländischen Meere, ihre Pflanzstadt Maßilia angelegt. Das war eine sehr ansehnliche Handels- und Seestadt geworden. Die artige Lebensart der Griechen, und ihre Liebe zur Gelehrsamkeit, verbreitete sich aus derselben unter die Gallier, welche sogar schon um die Zeiten der Geburt Christi anfiengen, sich der griechischen Sprache in ihren Kaufbriefen und

andern

andern feyerlichen Aufsätzen zu bedienen; und die Römer selbst reisten um des Studierens willen in diese Stadt. Aus derselben ist das heutige Marseille erwachsen, das durch seine Handelschaft noch so berühmt ist. Nun begreift man wohl, wie es gekommen sey, daß die Westfranken in einem Lande, und unter Einwohnern, die bereits so viele Vorzüge der Natur, des Fleißes und der Kunst besaßen, sich anders, geschwinder, und gewissermaßen auch vortheilhafter ausgebildet haben, als die Ostfranken, die in Deutschland, einem noch rauhern, weniger bebaueten, und durch Wissenschaften oder Künste nur erst mäßig aufgeklärten Lande, unvermischt mit andern Nationen, lebten. Daß die römischen Gallier, ob sie gleich unter die Herrschaft der Franken gerathen waren, dennoch selbst die Sprache der letztern nach und nach verdrängt, und ihr ungestaltetes Latein an deren Stelle gesetzt haben, zeigt allein die Größe des Einflusses der Ueberwundenen auf die Sieger an.

Carolingische Könige von Frankreich.

II. Hundert Jahre noch, seit der gänzlichen Trennung Frankreichs von dem ostfränkischen oder deutschen Reiche, wurde das erstere von Nachkommen Carls des Großen beherrscht. Allein sie waren fast alle entweder so ungeschickt, oder so unglücklich, als die kurz vorhergehenden. Einer derselben, Carl der Einfältige, sah sich sogar genöthigt, einem Haufen Normänner, welche Nation seit der Mitte des neunten Jahrhunderts Frankreich, ohne sonderlichen Widerstand zu erfahren, verwüstet hatten, einen sehr beträchtlichen Landesbezirk abzutreten. Zwar wurde der Im J. 912.
Feldherr der Normänner, Rollo, für dieses Land,

welches man in der Folge die Herzogthümer Normandie und Bretagne nannte, ein Lehnsmann des Königs; trat auch zum Christenthum, und hieß seitdem der Herzog Robert. Allein eben diese zu mächtigen Lehnsleute der Könige von Frankreich verminderten das Ansehen derselben ungemein. Die Herzoge von Frankreich, oder von dem Lande zwischen der Seine und Loire, von Aquitanien, Burgund und von der Normandie, die Grafen von Flandern und Vermandois, und andere solche Großen, welche ihre Statthalterschaften und andere Lehnsgüter erblich zu machen gewußt hatten, gehorchten nun den Königen nur so viel, als ihnen beliebte, und widersetzten sich ihnen oft mit den Waffen in der Hand, übten auch die oberherrliche Gewalt selbst in ihren Ländern aus. Carl wurde wirklich von einem derselben
St. im J. 929. gefangen genommen, verlor seine Krone, und starb als ein Gefangener. Auch die Regierungen der nächstfolgenden Könige wurden auf diese Art unruhig und verächtlich. Endlich wollten die Großen nicht einmal das Aussterben des karolingischen Hauses abwarten;
Im J. 987. sondern nach Ludwigs des fünften Tode schwang sich ein Herr aus einem andern Geschlechte auf den königlichen Thron.

Erste Könige aus dem capetingischen Hause.

III. Dieses war Hugo Capet, Herzog von Frankreich, oder Isle de France, Graf von Paris und Orleans; der die dritte königliche Linie, die capetingische, angefangen hat. Ob ihm gleich die gedachten Besitzungen eine ziemliche Macht gaben, auch seine Klugheit und Tapferkeit ihn in den Stand setzten, seine Würde rühmlich zu behaupten; so empfand er doch ebenfalls die Uebermacht seiner großen

Lehns-

Lehnsleute. Ein Graf von Perigord belagerte Tours: diese noch jetzt wegen der starken seidenen Zeuge, die daselbst verfertigt, und davon Gros de Tours genannt werden, bekannte Stadt. Als ihm Hugo befohl, die Belagerung aufzuheben, und ihn zugleich fragen ließ, wer ihn denn zum Grafen gemacht hätte, gab der Graf den Abgeordneten zur Antwort: „Eben dieselbe Macht, die euren Herrn zum „Könige gemacht hat.“ Hugo machte Paris zur Hauptstadt seines Reichs, befestigte die Seekisten desselben gegen weitere Einfälle der Normänner, und nahm nicht allein seinen Sohn Robert zum Mitregenten an, sondern entledigte sich auch, um ihm mehr Ansehen zu verschaffen, der königlichen Ehrenzeichen, indem er gleichsam nur den ersten Staatsbedienten und Führer desselben abgab. Dieser Hugo Capet, das heißt Großkopf oder Breitkopf — denn Capet ist eigentlich das lateinische Capito — ist zugleich der erste aus seinem Hause auf dem französischen Throne, und auch der Stammvater aller Könige gewesen; wenn gleich die seit dem vierzehnten Jahrhunderte regierenden nicht in gerader Linie, sondern in Seitenlinien, von ihm abstammen. Sein Sohn und Nachfolger Robert wurde durch eine noch fürchterlichere Macht, als die Großen seines Reichs waren, eingeschränkt und beunruhigt. Die Franzosen hatten um diese Zeit sich eben so, wie die meisten übrigen europäischen Christen, unter die Befehle des neuentstandenen geistlichen Regenten, des Bischofs zu Rom, oder des Papstes, gedemüthigt: und das durch die Schuld ihrer Fürsten und Lehrer,

Hugo Capet. st. im J. 996.

Robert der Fromme. st. im J. 1031.

hauptsächlich seit dem neunten Jahrhunderte; aber auch für sich durch Aberglauben und Unwissenheit in Religionssachen fortgerissen. Als daher Robert eine Gemahlinn genommen hatte, die in einer entfernten Verwandtschaft mit ihm stand, und der Verordnung des Papstes, der diese Ehe für ungültig erklärte, nicht gehorchen wollte, belegte ihn dieser mit dem Kirchenbann. Das machte in den damaligen elenden Zeiten einen so gewaltigen Eindruck bey Roberts Unterthanen, daß sie ihn alle, bis auf zween Bediente, die für seine Mahlzeit sorgten, verließen: und auch diese warfen die Geschirre, in welchen ihm die Gerichte aufgetragen wurden, ins Feuer, weil sie von einem durch die Geistlichkeit aus der Kirchengemeinschaft gebannten berührt worden waren. Man hat diesen König den Frommen und den Weisen genannt: und er hatte nicht wenig von beyden Eigenschaften an sich. Weit er aber noch weit mehr gutherzig, meistentheils ohne kluge Entschlossenheit war, und eine Andacht ohne richtige Begriffe bey sich unterhielt: so wurde seine Güte oft gemißbraucht, und manches, was er für Tugend hielt, war Schwachheit. Die Bettler bestohlen ihn selbst in seinem Zimmer: und er wollte sie nicht bestraft wissen, wenn sie ihm gleich Stücken von seiner Kleidung abschnitten. Einst entdeckte man zwölf Verschworne, die ihm nach dem Leben trachteten. Robert ließ ihnen, nach einer besondern Vorbereitung, das heilige Abendmahl reichen, zog sie an seine Tafel, vergab ihnen, und ließ den Richtern, welche sie verurtheilen wollten, melden, er könne sich nicht entschließen, sich an denen zu rächen, die sein Herr an seine Tafel aufgenommen hätte.

Geringe Macht der Könige von Frankreich.

IV. Nicht lange nach Roberts Tode, um die Mitte des eilften Jahrhunders, wurde die Macht der Könige von Frankreich noch mehr verringert, als einer ihrer großen Lehnsleute, Wilhelm, Herzog von der Normandie, das Königreich England eroberte. J. 1066. Er und seine Nachkommen erkannten zwar immerfort, wegen des genannten Herzogthums, die Könige von Frankreich für ihre Lehnsherren, denen sie getreu verbleiben, und ihnen im Kriege beystehen wollten. Allein diese Herzoge von der Normandie, die nun zugleich Könige von England waren, wurden eben dadurch mächtiger, als die Könige von Frankreich, regierten auch in ihrem französischen Gebiete meistentheils unabhängig von denselben, und erwarben sich sogar gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts den Besitz von verschiedenen ansehnlichen Ländern in Frankreich, wie von Anjou, Poitou, Touraine, Guienne, und andern mehr. Die übrigen mächtigen Vasallen der Könige, dergleichen die Herzoge von Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse waren, beherrschten ebenfalls große Länder, welche sie nur dem Namen nach zur Lehn trugen. Sie hießen sämmtlich, so wie auch einige der vornehmsten französischen Bischöfe, welche Herzogthümer und Grafschaften besaßen, Pairs de France, oder ursprünglich im Lateinischen Pares Franciâ, das heißt, diejenigen Großen von Frankreich, die unter sich alle von gleichem Stande waren, niemanden als den König über sich hatten; und doch nur von einander selbst gerichtet werden konnten. Da auch das lothringische Reich schon längst mit dem deutschen vereinigt worden war, und das bur-

gundische gleichfalls um diese Zeit an dasselbe fiel, mithin alle die Länder zwischen der Rhone, Saone, der Maaß, Schelde und dem Rhein, insonderheit Provence, Dauphinee, Lyon mit seinem Gebiete, die Grafschaft Burgund, und andere mehr, keinen Theil des französischen Reichs ausmachten: so war selbst der Umfang desselben nicht sehr ausgebreitet.

Die Franzosen befehden sich unter einander.

V. In diesem Zustande von Frankreich konnten Befehdungen und innerliche Kriege gar nicht verhütet werden. Die Könige hatten nicht Ansehen genug, die feindlichen Anfälle ihrer Unterthanen auf einander zu verbieten, oder zu bestrafen. Die Großen, welche so oft uneins waren, die geringern Edelleute, die Bischöfe selbst und Aebte, die nicht selten Schaaren von Kriegsleuten anführten, zogen fast ohne Aufhören bewaffnet gegen einander los. Zwar suchte die Geistlichkeit diesem Unheil dadurch einigermaßen zu steuern, daß sie diejenigen mit dem Kirchenbanne bedrohte, welche an gewissen Tagen der Woche einen andern feindlich überziehen würden. Man nannte dieses den Stillstand Gottes, weil eine geistliche Strafe dasjenige bewirken sollte, wozu die Gesetze nicht Kraft genug hatten. Aber auch dieses Mittel half nur wenig. Doch einige Zeit darauf, am Ende des eilften Jahrhunderts, wandte sich die herrschende Neigung der Franzosen zu fechten plötzlich gegen sehr entfernte Nationen: und ihr Vaterland bekam dadurch einige Ruhe. Der Papst entflammte nämlich durch eine Rede, welche er vor einer ungemein zahlreichen Ver-

Im J. 1095. sammlung zu Clermont in Frankreich hielt, den Eifer der Franzosen für die Beschützung ihrer Religion so sehr, daß sich sogleich mehrere hundert tausend von

ihnen

ihnen entschlossen, das gelobte Land mit den darinne liegenden sogenannten heiligen Oertern den ungläubigen Besitzern desselben zu entreißen. Ein französischer Einsiedler, Peter, der kurz vorher seine Andacht bey dem vorgegebenen Grabe Christi zu Jerusalem verrichtet hatte, bereitete schon durch klägliche Vorstellungen von dem Zustande der Christen daselbst seine Landsleute zu dieser Unternehmung vor. Als aber der Papst ihnen auf eine rührende Art zeigte, wie sie ihre bisher gegen einander gekehrten Schwerdter wider die Feinde des Christenthums schärfen, ihre Tapferkeit also auf eine weit rühmlichere Art beweisen, sich dadurch, wie er wenigstens behauptete, Vergebung ihrer Sünden von Gott erwerben, auch mit geringer Mühe viele Beute und Eroberungen machen könnten, da rief die ganze Versammlung seiner Zuhörer aus: Das ist Gottes Wille! In dieser falschen Einbildung hefteten sich viele Große des Reichs, selbst der Bruder des damaligen Königs, der Herzog von der Normandie, die Grafen von Toulouse und Flandern, nebst andern mehr, eine unzählige Menge von Edelleuten, Handwerkern, Bauern, Mönchen und andern Geistlichen, auch Landstreichern und anderes schlechtes Gesindel, ein Kreuz auf die rechte Schulter, um dadurch anzuzeigen, daß sie zur Ehre des Kreuzes Christi die Waffen gegen die Araber und Türken ergreifen wollten. An diesem ersten Kreuzzuge, wie man ihn deswegen nannte, hatten, außer den Franzosen, andere Nationen fast keinen Antheil. Doch vereinigte sich auch einer von den großen Vasallen des deutschen Reichs, Gottfried von Bouillon, Herzog in Niederlothringen, an der Spitze

Sie unternehmen den ersten Kreuzzug. Im J. 1096.

eines zahlreichen Kriegsheeres mit jenen Kreuzfahrern, die zum Theil einen sehr unordentlichen und übelgerüsteten Haufen ausmachten. Nachdem endlich der größte Theil dieser ungeheuren Macht in Asien eingedrungen war, vieles in Syrien und Palästina, unter andern auch Jerusalem, erobert hatte, wurde eben
J. 1099. der gedachte Herzog Gottfried, der sich durch Tapferkeit und Klugheit vor vielen andern Feldherren auszeichnete, zum Könige von Jerusalem gekrönt.

Süger, ein Abt, Krieger, Staatsmann und Regent von Frankreich.

VI. Freylich war dieser Heldenmuth der Franzosen, der so vielen unter ihnen das Leben kostete, am unrechten Orte angebracht; wie bereits in einer andern Stelle dieser Geschichte (Th. II. S. 323.) bemerkt worden ist. Auch glaubten anfänglich die französischen Könige nicht, daß sie um solcher vermeynten gottseligen Absichten willen ihr Reich zu verlassen schuldig wären, wo ihre Gegenwart unentbehrlich
st. im J. 1137. war. Vielmehr arbeitete Ludwig der Dicke, welcher im Anfange des zwölften Jahrhunderts regierte, nicht unglücklich daran, das königliche Ansehen, durch Erniedrigung seiner zu mächtigen und unruhigen Lehnsleute, zu erhöhen. Damals kamen die königlichen Gerichte wieder empor; viele Leibeigene wurden in Freyheit gesetzt; und durch noch andere solche Anstalten wurde der Grund zum Bürgerstande gelegt, der bisher in Frankreich so wenig etwas gegolten hatte, daß Geistlichkeit und Adel daselbst alles allein ausmachten. Ludwig bediente sich mit Nutzen der Rathschläge des berühmten Süger. Dieser Abt von St. Denys, oder von dem Kloster des heiligen Dionysius bey Paris, (den man unter allerhand fabelhaften Erzählungen zum Schutzheiligen von

Bürgerstand in Frankreich.

Frank-

Frankreich gemacht hatte,) war eine Zeit lang zugleich Geistlicher, Krieger und Befehlshaber von Festungen gewesen. Nachher ergab er sich zwar ganz den Pflichten seines ursprünglichen Standes; konnte es aber doch nicht verhindern, daß er als Staatsmann gebraucht, und von Ludwigs Sohne, Ludwig dem siebenten, während dessen Abwesenheit zum Regenten von Frankreich bestellt wurde. Vergebens widerrieth es dieser weise Mann dem eben genannten Könige, einen Kreuzzug anzustellen. Der Papst und der sogenannte heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, ein für seine Zeiten sehr beredter und frommer Geistlicher, der aber oft mehr hitzigen Eifer, als gelassene Ueberlegung äußerte, brachten den König desto leichter dahin, einen heiligen Krieg, wie man es damals nannte, zu unternehmen, weil er mit seinen Zeitgenossen in dem irrigen Wahn stand, daß er dadurch ein grobes Verbrechen bey Gott büßen würde, nämlich die Verbrennung einer ganzen eroberten Stadt mit vielen tausend Einwohnern, die er in der Wut seines Zorns anbefohlen hatte. Bernhard predigte das Kreuz einer unzählbaren Menge Zu- J. 1146.
hörern jedes Standes, die in einer weitläuftigen Ebene versammelt waren, von einem Hügel herab. Der König fiel zuerst vor ihm nieder, empfieng das Kreuz aus seiner Hand, heftete sich dasselbe an, betrat hierauf selbst den Rednerstuhl, und setzte durch seine Aufmunterungen die Versammlung so sehr ins Feuer, daß alle Anwesende das Kreuz nahmen. Sogar die Königinn bat sich dasselbe aus; ihr Hoffrauenzimmer und sehr viele andere Frauenspersonen folgten ihrem Beyspiele, bewaffneten sich überdieß, und theilten sich

in

in abgemessene Haufen; schickten auch ihren jungen Bekannten, die das Kreuz nicht genommen hatten, zur Verspottung einen Spinnrocken und eine Spindel: so daß diese, beschämt durch das schwächere Geschlecht, alsbald ein gleiches thaten. Süger allein war mit dieser schwärmerischen Seuche unzufrieden: und der Erfolg rechtfertigte seine Besorgnisse. Der König verlor den größten Theil seines ungemein grossen und zahlreichen Kriegsheeres: der ganze Feldzug war eben so schädlich, als vergeblich. Dagegen nahm Süger, wiewohl er nach den Vorurtheilen seiner Zeit einen doppelten Stand vereinigte, der sich nicht wohl mit einander verträgt, den Ruhm eines klugen und rechtschaffenen, bey seinem hohen Ansehen bescheidenen, gegen sich strengen, aber gegen andere wohlthätigen Mannes, mit aus der Welt. Sein König legte ihm selbst den Namen Vater des Vaterlandes bey.

ſt im J. 1152.

Philipp August vergrössert die königliche Macht.

VII. Mittlerweile stiftete die überwiegende Macht der Könige von England in Frankreich zwischen ihnen und den fränkischen Königen Eifersucht, Händel und Kriege. Philipp August, König von Frankreich, am Ende des zwölften Jahrhunderts, stellte zwar gemeinschaftlich mit dem Könige von England einen Kreuzzug ins gelobte Land an; überzog aber nach seiner Zurückkunft das englische Gebiet in seinem Reiche feindlich; ob er gleich mit einem Eide versprochen hatte, es nicht zu thun, und vermehrte mit einem grossen Theil desselben, insonderheit mit der Normandie, seine Besitzungen: wobey er sich eines schwachen Vorwandes bediente. Er fieng auch an, seine Großen zu demüthigen, und stets Soldaten zu unter-

unterhalten; da sonst die Könige sie von ihren Vasallen begehren mußten. Es fehlte wenig, so hätte er selbst England unter seine Botmäßigkeit gebracht: der Papst nahm sich die Freyheit, es ihm zu schenken, und sein Sohn war bereits mit einem Kriegsheere daselbst aufgenommen worden. Er war ein listiger, geschäftiger, um sein Reich und um seine Nachkommenschaft wohlverdienter und glücklicher, aber eben nicht gewissenhafter Fürst. Daß er es dem Papste verstattete, einen Kreuzzug wider einen Theil seiner Unterthanen zu predigen, wodurch viele tausend vermeynte Ketzer, (das heißt, Gegner der damaligen verdorbenen Religion und Geistlichkeit,) aber auch eine Menge anderer Franzosen, von ihren Mitbürgern, auf Befehl jenes geistlichen Oberherrn, im Lande des Grafen von Toulouse, im mittäglichen Frankreich, umgebracht wurden; gehört unter die Schandflecken seiner Regierung und der christlichen Geschichte. J. 1209. Philipp August st. im J. 1223.

VIII. Liebenswürdiger als Philipp, aber nicht so glücklich, war sein Enkel Ludwig der neunte, den die Franzosen gewöhnlich den heiligen Ludwig nennen. Da seine Mutter Blanche, oder Blanca, während seiner Minderjährigkeit die Staatsverwaltung viele Jahre hindurch geführt hatte: so gewöhnte er sich, aus Ehrerbietung und Liebe gegen dieselbe, daran, auch nachdem er die Regierung selbst angetreten hatte, ihr einen so großen Antheil an derselben zu überlassen, daß er in Absicht auf sie, mehr Sohn als König blieb. Ihre Klugheit schien dieses zu verdienen, obgleich ihre Herrschbegierde nicht geringer war. Was Ludwig selbst für seine Unterthanen, für sein Reich und Haus that, zeugte meistentheils von Weisheit, Ludwigs IX. unglückliche Kreuzzüge.

heit, Muth und Güte. Er ließ ein Gesetzbuch verfertigen, das vollständiger und brauchbarer war, als die Sammlungen, welche man bis dahin in Frankreich gehabt hatte. Grobe Ausschweifungen bestrafte er streng; selbst an seinen Großen, die er überhaupt zu mehrerm Gehorsam gegen die königliche Macht nöthigte. Sein Gebiet vergrößerte er durch gerechte Mittel; wie er unter andern die sehr ansehnliche Grafschaft Toulouse, oder den größten Theil vom heutigen Languedoc, mit seiner Krone verknüpfte. Anstatt, nach einer sehr üblichen Staatsklugheit, die Händel bey und zwischen seinen mächtigen Nachbarn zu unterhalten, schlichtete er dieselben vielmehr: zum Theil auf ihr eigenes Verlangen; einen solchen Ruf hatte ihm die Mäßigung seines Gemüths verschafft. Um insonderheit den so lange gestörten Frieden mit den Engländern wiederherzustellen, überließ er ihnen den geringen Theil von Gascogne, den sie noch besaßen, und woraus er sie leicht hätte vertreiben können; wogegen sie ihren Ansprüchen auf die übrigen beträchtlichen Länder, die sie sonst in Frankreich inne gehabt hatten, entsagten. Selbst den Päpsten that er bisweilen bey der Ausübung ihrer widerrechtlichen Gewalt und ihres Geldgeizes Einhalt. Aber eben auf dieser Seite seiner Gesinnungen hatte Ludwig eine Schwäche, die ihn und unzählige seiner Unterthanen unglücklich machte. Im Aberglauben erzogen, und von der Geistlichkeit immer gestärkt, hielt er denselben für wahre christliche Frömmigkeit, für die er alles, auch sein Leben, wagen müßte. Er gelobte daher Gott in einer gefährlichen Krankheit an, daß er, wenn er wieder genesen würde, einen

Kreuz-

Kreuzzug zur Befreyung des gelobten Landes aus der Gewalt der Ungläubigen vornehmen wollte; — gleichsam als wenn es eine Gott gefällige Dankbarkeit heißen könnte, wenn ein Fürst sein Land und die schuldige Sorge für dasselbe verläßt, um viele hundert Meilen weit von demselben einen Krieg zu führen, der sich durch nichts entschuldigen ließ, als durch irrige Vorstellungen der Andacht. Wie viele andere Menschen, ließ sich Ludwig durch den Rath seiner Mutter und seiner verständigsten Staatsbedienten nicht davon abhalten, ein unbesonnenes Gelübde zu erfüllen. Man mußte ihm in der Kirche den Pilgerstab und die Reisetasche geben, welche man beym Antritt eines Kreuzzugs zu empfangen pflegte. Er griff darauf den Sultan von Aegypten, der auch Palästina besaß, Im J. 1248. in dem erstern dieser Länder mit einer zahlreichen Flotte und einem starken Kriegsheere an. Anfänglich hatte er dabey den besten Fortgang; aber theils die Fehler, welche er selbst in diesem Feldzuge begieng, theils insonderheit die ungestüme Hitze seines Bruders, verursachten es, daß die größere Hälfte seines Kriegsheeres durch Schwerdt, Mangel und Krankheiten umkam, und er selbst mit dem Reste desselben ein Gefangener der Araber wurde. Zwar bewies er in diesen traurigen Unfällen eine so bewundernswerthe Tapferkeit, Standhaftigkeit und Großmuth, mitten unter den augenscheinlichen Gefahren seines Lebens, daß er seinen grausamen Feinden selbst ehrwürdig vorkam. Allein der unsägliche Verlust an Menschen und Gelde, den er litt, wurde dadurch nicht ersetzt. Gleichwohl unternahm er zwanzig Jahre darauf, Im J. 1270. weil er glaubte, sein Gelübde noch nicht erfüllt zu haben,

ben, einen neuen Kreuzzug in das afrikanische Königreich Tunis, dessen König einige Hoffnung gegeben hatte, ein Christ zu werden. Kaum aber war er daselbst gelandet, so wurde sein Kriegsheer durch eine ansteckende Seuche vermindert, welche auch ihn selbst hinriß. Nicht lange darauf ist dieser gutgesinnte, aber etwas schwermüthige und zu wenig aufgeklärte König, von einem Papste unter die Heiligen der römischen Kirche gesetzt worden, damit sich die Gläubigen seiner Fürbitte bey Gott empfehlen möchten. Sein Fest wird noch jährlich in Frankreich am 25sten August gefeyert. Auch ist ihm zu Ehren für verdiente Krieger der Orden des heiligen Ludwigs gestiftet worden, der eine noch rühmlichere Belohnung seyn würde, wenn man ihn nicht bisweilen für Geld ertheilt hätte.

Folgen der Kreuzzüge in Ansehung der Franzosen.

IX. Nach einem so übeln Ausgange von Ludwigs Kreuzzügen, verloren die Franzosen, so wie auch die übrigen abendländischen Europäer, alle Neigung, sich in neue Kriege dieser Art einzulassen. Unterdessen haben die Franzosen von diesen Kriegen eine Spur in den Morgenländern hinterlassen, die noch in unsern Zeiten fortdauert. Weil sie nämlich die ersten waren, welche daselbst mit dem Kreuze bezeichnet so viel Aufsehen erregten, und nachher auch so häufig auf Eroberungen hingezogen sind: so hat man seitdem in diesen Gegenden, besonders im türkischen Gebiete, alle europäische Christen Franken genannt. Es ist sogar bey Gelegenheit dieser seltsamen Züge eine neue Mundart entstanden, welche noch die Frankensprache in jenen Ländern heißt. Weder Europäer noch Asiater hatten eine gemeinschaftliche

Frankensprache.

Sprache,

Sprache, in der sie einander verständlich werden konnten. Mithin bildeten sie sich noch eine solche aus Wörtern, die sie von einander oft gehört hatten: und es wurde daraus eine verstümmelte Mischung vieler französischer, italiänischer, arabischer und türkischer Wörter. Allein die Kreuzzüge haben noch andere merkwürdige Folgen für die Franzosen gehabt. Sie lernten durch dieselben viele Länder, Waaren und Künste kennen. Ihre Handlung und Schifffahrt erweiterten sich dadurch; wiewohl in einem weit geringern Grade, als bey den italiänischen Freystaaten Venedig, Genua und Pisa, indem sie besonders den Venetianern ungemein große Summen für die Ueberfahrt ihrer Kriegsvölker und die Zufuhr der Lebensmittel, noch zu des heiligen Ludwigs Zeiten, zahlen mußten. Auch die Sitten der Franzosen wurden auf diesen Zügen durch den Umgang mit den Griechen, die wegen ihrer feinen Lebensart so berühmt waren, noch mehr gemildert. Doch hatten sie schon in frühern Zeiten den Ruhm einer artigen Aufführung, welche aus den bereits gedachten Vortheilen sich erklären läßt. Der oben genannte Herzog Gottfried von Bouillon hielt zwar die deutschen Ritter für die tapfersten unter allen; empfohl ihnen aber, um ihre Wildheit zu vermindern, den Umgang mit den französischen: wie er denn auch, da er die Sprachen beyder Nationen verstand, ihre fast natürliche Abneigung gegen einander etwas mäßigte. Sitten der Franzosen.

X. Nicht lange vor dem Anfange der Kreuzzüge hatten die Franzosen die Turniere, oder ritterlichen Spiele, eingeführt, welche eben von dem französischen Worte tourner, sich wenden, oder tummeln, den Na- Turniere.

men Tournois bekamen, weil es dabey auf die Geschicklichkeit und Hurtigkeit der Wendungen, mit welchen man einen Lanzenstoß beybrachte, demselben auswich, und andere Uebungen vornahm, hauptsächlich ankam. Diese Spiele, welche zur Führung des Kriegs vorbereiten sollten, unterhielten auch den Ritterstand in seiner lebhaften Geschäftigkeit. Die Edelleute dieser Zeiten waren alle gewohnt, im Kriege nicht anders als zu Pferde zu dienen. Aber Ritter (im Französischen Chevaliers) hießen und wurden nur diejenigen unter ihnen, welche nach vielen Proben körperlicher Fertigkeiten und des herzhaftesten Muthes, von ihrer ersten Jugend an, sich durch besonders edle und tapfere Thaten würdig gemacht hatten, mit gewissen Feyerlichkeiten in jenen Stand aufgenommen zu werden. In demselben waren sie vorzüglich verbunden, nicht allein allen Gefahren im Kriege mit möglichster Unerschrockenheit entgegen zu gehen, und sie sogar aufzusuchen; sondern auch zu andern Zeiten die kühnsten Unternehmungen zu wagen, um sich als großmüthige Beschützer der Leidenden und Unterdrückten hervorzuthun. Die Ehre und die Merkmale dieses Standes der Ritterschaft zu erlangen, war das höchste Ziel der Wünsche des Adels, wie bey andern europäischen Nationen, also auch bey den Franzosen; weil er denjenigen Ruhm wenig kannte, der durch Geist und Wissenschaft erworben wird.

Ritterstand.

Romanen. XI. Die Bewunderung des Ritterstandes wurde auch durch die Romanen genährt, welche man in diesen Jahrhunderten mit so ungemeiner Begierde las. Eigentlich sind Schriften, die jetzt unter diesem Namen begriffen werden, das heißt, erdichtete, aber wahrschein-

scheinliche Erzählungen von sonderbaren Thaten und Begebenheiten der Menschen, und besonders von den außerordentlichen Wirkungen, welche ihre Leidenschaften hervorgebracht haben, eines weit ältern Ursprungs. Die Griechen insonderheit haben mehrere solche Werke von sinnreicher Erfindung, die wir noch besitzen, geschrieben. Aber was man in diesen mittlern Jahrhunderten Romanen nannte, kam vornehmlich unter den Franzosen seit dem neunten und zehnten Jahrhunderte auf. Es waren vielerley Gedichte und Erzählungen, die von der römischen, oder von der nach und nach ins Französische übergehenden, und schon ziemlich unkenntlichen altrömischen Sprache, worinne sie aufgesetzt wurden, den Namen erhielten. Nicht nur die damalige Unwissenheit und Leichtgläubigkeit in der wahren Geschichte, die man mit Fabeln und Mährchen leicht vertauschte, gab dazu Gelegenheit; sondern hauptsächlich das Vergnügen, welches die Menschen stets darinne gefunden haben, die Veränderungen ihres Lebens und sich selbst witzig und rührend abgeschildert zu sehen. Das Alltägliche oder doch oft Wiederkommende gefällt ihnen lange nicht so wohl, wenn es gleich sehr waht und lehrreich ist, als das Ungewöhnliche, Abentheuerliche, durch Witz Ausgeschmückte, das die Einbildungskraft angenehm beschäftigt, unerwartet überfällt, und Erstaunen erregt, wenn es gleich nur einen Schatten von Wahrscheinlichkeit hat. Daher machten die Romanen in diesen Zeiten, zumal da sie auch treue Gemählde der Sitten und der Denkungsart der Nation waren, so viel Glück, und wurden immer zahlreicher. Eine Gattung derselben, die Ritterromanen, wurde nun besonders hoch-

geschätzt. Denn sie priesen die Heldenthaten der Ritter, die durch die Kreuzzüge eine neue Nahrung erhalten hatten, so feurig, daß die Nachahmung derselben dadurch täglich wachsen mußte.

Dichtkunst und Gelehrsamkeit bey den Franzosen.

XII. Ueberhaupt hatten die Franzosen in diesem Zeitalter einigen Fortgang in der Dichtkunst, und in der Gelehrsamkeit selbst. Zuerst, da sie sich in Gallien festgesetzt hatten, bearbeiteten sie ihre Sprache eben so wenig, als andere deutsche Nationen: und ihre Geistlichen waren es allein, die in lateinischer Sprache mittelmäßige Werke zusammenstoppelten. Nachdem sie sich aber an das ausgeartete Latein der übrigen dortigen Einwohner gewöhnt hatten, das doch immer zierlicher, besser klingend und am Ausdruck von Begriffen reicher zu seyn schien, als die fränkische Mundart: so leitete sie diese ihre neue Sprache desto eher zu Versuchen, wie ehemals die Römer in Gallien sie so häufig mit der ihrigen gemacht hatten. Der eigentliche kunstmäßige Anfang der französischen Dichtkunst fällt in die Mitte des zwölften Jahrhunderts; wenn gleich die ersten Spuren derselben schon im eilften vorkommen. Damals aber standen einige witzige Köpfe in Provence, (einem freylich unter die Hoheit des deutschen Reichs gehörigen Lande,) auf, welche auf eine nicht unangenehme Art Gedanken und Bilder von mancherley Werthe, aus der Religion, den Sitten und Neigungen ihrer Zeiten, reimten. Die Kreuzzüge, und die durch dieselben erworbenen neuen Kenntnisse, gaben ihnen auch viel Stoff dazu. Man nannte sie Troubadours, oder Trouverres, das heißt, Erfinder, von dem Französischen trouver, finden: und in der That

Troubadours.

ist

ist die Erfindung das Erste und Vornehmste, was man bey einem Dichter sucht. Sie werden auch die Dichter aus der Provence genannt: unsere schwäbischen Minnesinger ahmten sie bald darauf nach; übertrafen sie aber an einer ungezwungenen Darstellung der Natur. — Um gleiche Zeit erhob sich der Geist der Franzosen auch auf andern Seiten einigermaßen. Aberglauben und Unwissenheit hatten denselben im zehnten Jahrhunderte niedergedrückt; aber nach der Mitte desselben that sich Gerbert unter ihnen sehr hervor. Gerbert.
Seine Wißbegierde, die er in Frankreich nicht genugsam befriedigen konnte, führte ihn zu den Arabern nach Spanien, wo er in der Philosophie, Naturkunde und Mathematik eine damals unter den abendländischen Christen ganz unbekannte Wissenschaft erlangte. Er verfertigte Orgeln, die vom Wasser getrieben wurden, und andere künstliche Werke, die ihm die Beschuldigung der Zauberey zu seiner Zeit, und noch lange nachher, zugezogen haben. Unterdessen weckte er die Liebe zur Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande, als ein Lehrer in der bischöflichen Schule zu Rheims, glücklich auf, und starb, nachdem er, unter dem Na- st. im J. 1003.
men Silvester der zweyte, Papst geworden war, im Anfange des eilften Jahrhunderts. Bald nach ihm kam ein anderer französischer Geistlicher, Berenger, oder Berengarius, der mit philosophischem Scharf- Berengarius
sinne selbst die Religionslehren seiner Zeitgenossen zu st. im J. 1088.
verbessern suchte; wiewohl er auch deswegen verfolgt wurde. Es schien damals, als wenn die Franzosen durch freyeres Philosophiren und Untersuchen die in den Abendländern gesunkene Gelehrsamkeit wieder aufrichten würden. Peter Abeillard, oder Abälar- Abälardus.
dus, war einer von den tiefer sehenden Köpfen, die sie st. im J. 1142.

um den Anfang des zwölften Jahrhunderts hatten. Da er aber freymüthig genug war, herrschende Meynungen zu prüfen und zu bestreiten: so wurde er von mächtigen Gegnern sehr gedrückt. Inzwischen entstand doch aus diesen Bemühungen in Frankreich zuerst die

Scholastische Philosophie und Theologie.

sogenannte scholastische Philosophie und Theologie: eine Veränderung in diesen Wissenschaften, die zwar nicht so nützlich ausfiel, als man nach der rege gewordenen Forschungsbegierde ihrer Urheber hätte erwarten sollen. Denn sie geriethen, anstatt neue Wahrheiten zu entdecken, oder alte mehr zu befestigen, und gemeinnützlicher zu machen, auf unzählige Spitzfindigkeiten und kahle Streitigkeiten. Gleichwohl waren auch treffliche Männer unter ihnen, die hinwieder ihren Mitbürgern mehr Licht anzündeten. Der Ursprung der Universitäten in Frankreich, mit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, konnte ebenfalls der Gelehrsamkeit große Vortheile bringen, wenn es nur nicht ihren Lehrern an der nöthigen Freyheit zu denken, reden und schreiben gemangelt hätte.

Erste Universität zu Paris.

Paris, wo eine der ältesten Schulen war, wurde die erste Universität, oder der erste allgemeine Lehrplatz aller Wissenschaften und feinern Künste: nach ihr haben sich die übrigen hohen Schulen in andern Ländern gebildet. Noch eine wichtigere Verbesserung für die Einsichten und Gesinnungen der Franzosen, kündigten in den spätern Zeiten des zwölften Jahrhunderts

Waldenser.

die Waldenser an. Diese zahlreiche Parthey, welche sich im mittäglichen Frankreich sammlete, wollte die Religion, den öffentlichen Gottesdienst, und den Zustand der christlichen Lehrer von einer Menge Irrthümer und Mißbräuche gereinigt wissen, durch welche dieselben seit langer Zeit theils unkenntlich, theils sogar

den

den Christen schädlich geworden waren. Allein auch dieser große Entwurf mißlang durch die furchtbare Macht derjenigen, welche, anstatt in der Kirche zu lehren, über dieselbe herrschten. Sie verfolgten die Waldenser, als vorgegebene Ketzer, mit grausamer Erbitterung. Tausende derselben verloren das Leben; besonders nachdem im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts im heutigen Languedoc die Inquisition, oder das Ketzer- und Blutgericht, zu ihrer Unterdrückung gestiftet, auch bald darauf der schon oben gedachte Ketzerkrieg wider eine Gattung derselben, die Albigenser, unternommen worden war. Die übrigen von dieser unglücklichen Parthey mußten sich verbergen, und zum Theil nach Italien flüchten. So konnten also die Franzosen noch aus keiner von so vielen Veranlassungen zu einer allgemeinen Aufklärung ihres Verstandes den gewünschten Vortheil ziehen. Und eben die Kreuzzüge, in welche sie sich bis zum Ende dieses Zeitalters, unter der Anführung ihrer Könige, mit abergläubischwilder Tapferkeit stürzten, waren eine von den Hauptursachen, warum sie an Geist, Wissenschaft, guten Gesetzen, Christenthum, und andern Arten der Vollkommenheit, noch sehr zurückblieben.

Dritter Zeitraum.

Vom Tode des heiligen Ludwigs, oder von dem Ende der französischen Kreuzzüge an, bis auf Franz den ersten, oder bis zur Einführung der wahren Gelehrsamkeit in Frankreich.

Vom J. nach C. Geb. 1270 bis zum J. 1515.

Ein Zeitraum von beynahe drittehalbhundert Jahren.

I.

Philipp der Schöne demüthigt die Päpste.

Ein ganz anderer und viel versprechender Geist der Freyheit schien sich der Franzosen mit dem Anfange dieses Zeitraums zu bemächtigen. Philipp der Schöne, des heiligen Ludwigs Enkel, einer ihrer ersten Könige, der darinne regierte, bewies gegen die Päpste einen überaus seltenen Muth; er zeigte allen abendländischen Fürsten und Christen überhaupt die Mittel, sich von jener kirchlichen Knechtschaft loszureißen. Da der Papst manches in Frankreich wider den Willen des Königs anordnete, ihn in der Ausübung seiner Rechte hinderte, und ausdrücklich versicherte, daß ihm alle Fürsten, in weltlichen Angelegenheiten eben sowohl als in geistlichen, unterworfen wären: so widersetzte sich ihm Philipp sehr standhaft. Er handelte als Landesherr in seinem Reiche, verachtete die Strafen, mit welchen der Papst dasselbe

und

und ihn selbst belegte, sagte demselben den Gehorsam gar auf, und züchtigte ihn endlich persönlich, indem er ihn durch einen seiner Staatsbedienten gefangen nehmen ließ. J. 1303. Eben dieser König brachte es durch listige Anstalten dahin, daß einer der nächstfolgenden Päpste zu Avignon seinen Sitz nahm: worinne ihm andere, siebzig Jahre nach einander, nachahmten. Dadurch gewann Philipp für sich und seine Nachfolger den Vortheil, daß die Päpste, welche solchergestalt zwar nicht im französischen Gebiete, aber doch von demselben ziemlich umgeben, ihren Hof hielten, diesen Königen sich sehr gefällig bezeigen mußten. Unterdessen blieb doch Philipp nur auf dem halben Wege stehen: man sah an seinem Beyspiel, wie der Weg zur Wiedererlangung der alten christlichen Freyheit gebahnt werden müsse; allein er vereinigte sich bald von neuem mit denen, welche sie unterdrückten, mit den Päpsten, damit sie ihm bey andern Absichten behülflich wären. So rottete er mit denselben den Orden der Tempelherren aus, von welchen er beleidigt worden war, unter dem Vorwande abscheulicher Verbrechen, die sie begangen hätten: eine Gesellschaft von Rittern, die im Anfange der Kreuzzüge zu Jerusalem, in der Nähe des ehemaligen Tempels daselbst, errichtet worden war, um das gelobte Land gegen die Ungläubigen zu beschützen. Die ansehnliche Stadt Lyon, nebst ihrem Gebiete, verknüpfte er mit seinen übrigen Besitzungen. Er räumte dem Bürgerstande zuerst eine Stelle unter den Reichsständen ein, damit derselbe, durch diese Ehre ermuntert, die ungemein beschwerlichen Auflagen desto williger tragen möchte. Auch bekam erst unter seiner Regierung das Parlement von Paris Parlement zu seinen Paris.

seinen beständigen Sitz in dieser Hauptstadt. Bis dahin war dieser ansehnliche Gerichtshof den Königen überallhin gefolgt, wo sie sich aufhielten. Nur die Pairs waren unveränderlich Mitglieder desselben; die übrigen wurden von den Königen sehr oft anders bestellt. Anfänglich hatte auch der geringere Adel einigen Antheil daran. Als aber das Parlement in seinen Beysitzern unaufhörlich ward, begab er sich nach und nach selbst des edeln Vorzugs, seinen Mitbürgern Recht zu sprechen. Philipp war übrigens ein sehr feuriger, ehrgeiziger, staatskluger und tapferer Herr; aber auch hart und unerbittlich, rachbegierig, und bey aller Geldbegierde verschwenderisch.

Reg. vom J. 1285 bis zum J. 1315.

Das Haus Valois kömmt auf den französ. Thron.

II. Wenige Jahre nach ihm verlosch das kapetingische Geschlecht mit seinen drey Söhnen: und das Haus Valois, oder das valesische, kam mit Philipp dem sechsten auf den Thron. Allein eben dieser König wurde deswegen in einen Krieg mit Eduard dem dritten, König von England, verwickelt, der ein näheres Recht an die französische Krone zu haben behauptete. Philipp war in diesem Kriege sehr unglücklich; aber großentheils durch seine Schuld. Die ungestüme Hitze, von welcher die Franzosen so oft hingerissen worden sind, wenn sie die Waffen führten, verleitete auch ihn, einen übereilten Angriff auf das englische Kriegsheer zu thun, welches in sein Reich eingefallen war, aber sich bereits zurück zu ziehen genöthigt wurde. Im Vertrauen auf die dreymal stärkere Anzahl seiner Soldaten, achtete er die vortheilhafte Stellung und entschlossene Tapferkeit seiner Feinde zu wenig; er litt daher bey Crecy eine gänzliche Niederlage. Darauf konnte er es nicht

Krieg mit England.

J. 1346.

verhin-

B. Rode in. et del.

Die grossmüthigen Bürger von Calais.

verhindern, daß Calais, eine seiner festesten Seestädte, durch welche die Engländer besonders einen nahen stets offenen Eingang in Frankreich gewinnen wollten, in die Hände derselben fiel. Als die Einwohner dieser Stadt, von Eduards Kriegsheer auf allen Seiten eingeschlossen, bereits in die äußerste Hungersnoth gerathen waren, und sich erboten, die Stadt zu übergeben: weigerte sich dieser Fürst, ihnen einen Vergleich zu bewilligen, sondern verlangte, daß sechs ihrer vornehmsten Bürger ihm mit Stricken um den Hals zu Fuße fallen, und sich seiner Willkühr überlassen sollten. Eustach von Saint Pierre war der erste, der sich erklärte, daß er sich für seine Vaterstadt aufopfern wollte: und bald fanden sich fünf andere, welche eben diesen großmüthigen Entschluß faßten. Sie erschienen insgesammt vor dem Könige, im bloßen Hemde, in der vorgeschriebenen demüthigen Lage; aber, anstatt dadurch gerührt zu werden, gab er vielmehr Befehl, sie hinzurichten. Er betrachtete sie als Aufrührer, die sich ihm, als dem rechtmäßigen Könige von Frankreich, widersetzt hätten. Seine Großen, sein Sohn selbst, baten ihn vergebens, diese Unglücklichen zu begnadigen; endlich aber konnte er es der Fürbitte seiner Gemahlinn, die eben so viel Muth als Menschenliebe besaß, nicht abschlagen, ihnen das Leben zu schenken. Philipp belohnte die Treue der Einwohner von Calais, welche sämmtlich ihre Stadt verlassen mußten, damit, daß er ihnen alle Stellen versprach, welche zu seiner oder seiner Söhne Ernennung würden erledigt werden. Ob er aber gleich ein beträchtliches Stück Landes an die Engländer verlor; so erwarb er doch auf andern Seiten desto mehr.

Großmuth einiger Bürger von Calais.

J. 1347. VII. Kupfertafel.

Er

Anwachs des französischen Reichs.

Er brachte nicht nur die Grafschaften Champagne und Brie, ingleichen die Herrschaft Montpellier an sich; sondern es schenkte ihm auch der Dauphin und Graf von Viennois ganz Dauphinee. Dieses Land gehörte eigentlich zu dem burgundischen Reiche, das den deutschen Kaisern unterworfen war. Der letzte

J. 1349. Besitzer desselben aber, Humbert, überließ es, nachdem sein einziger kleiner Sohn, mit dem er spielte, in den nahen Fluß gefallen war, an den König von Frankreich: und der damalige Kaiser, Carl der vierte, willigte darein; doch blieb es eine Zeit lang noch ein deutsches Reichslehn. Seitdem wurde der älteste Prinz und Kronerbe des Königs von Frankreich allemal Dauphin genannt. Auch lassen diese Könige ihre Befehle in das gedachte Land allemal unter dem Namen Dauphin von Viennois ergehen.

Philipp. st. im J. 1350.

Der König Johann wird ein Gefangener der Engländer.

III. Allein Philipps Sohn, der König Johann, war in dem erneuerten Kriege mit den Engländern weit unglücklicher. Er wurde, indem er eben die Fehler, wie ehemals sein Vater bey Crecy, begieng, von Eduards Prinzen in einer Schlacht überwunden und gefangen genommen. Nachdem er etliche Jahre als ein Gefangener in England gelebt hatte, sah er sich genöthigt, dem Könige von England

J. 1356.

J. 1360. die unabhängige Herrschaft über Poitou, und viele andere Länder, von der Loire an, längst dem Weltmeere, bis an die pyrenäischen Gebirge hin, insonderheit das große Herzogthum Guienne, oder Aquitanien, auch Calais mit dem herumliegenden Bezirke, abzutreten, und für seine, seines jüngsten Sohns, und seiner gefangenen Großen Freyheit, noch eine sehr ansehnliche Geldsumme zu bezahlen. Dieser König

suchte

suchte nach seiner Zurückkunft in Frankreich den geschlossenen Vertrag auf das redlichste zu beobachten; da andere Fürsten in diesem Falle vielmehr Ausflüchte gegen ein solches erzwungenes Versprechen erregt haben. Man hat ihn daher wegen seiner Aufrichtigkeit und Großmuth, Johann den Guten genannt. Er stellte sich sogar noch einmal in England, als sich Schwierigkeiten über die Erfüllung des gedachten Vergleichs erhoben: und er ist auch daselbst gestorben. Was er an die Engländer eingebüßt hatte, entriß ihnen sein Sohn Carl der fünfte beynahe alles wieder; aber nicht auf dem offenen geraden Wege, den sein Vater zu gehen pflegte. Man hat ihm den Beynamen des Weisen gegeben. Er war auch wirklich ein kluger Fürst, und ein ausnehmender Gönner der Gelehrsamkeit. Doch bediente er sich im Grunde listiger Ränke und scheinbarer Vorwände, um seine Hauptabsicht zu erreichen. Er unterstützte die Empörung eines Theils der französischen Unterthanen der Engländer so geschickt und nachdrücklich, daß diese dadurch ihre meisten Länder in Frankreich verloren. Selbst führte Carl kein Kriegsheer an; leitete aber alles durch seine Entwürfe, die sein großer Feldherr du Guesclin ausführte; den er daher auch, um das Andenken desselben zu ehren, nach seinem Tode in dem Begräbnisse der Könige beysetzen ließ.

st. im J. 1364.

Carl der Weise entreißt den Engländern ihre französischen Länder.

st. im J. 1380.

IV. Auf diese so vortheilhafte Veränderung in dem allgemeinen Zustande von Frankreich, folgte unter der Regierung seines Sohns, Carls des sechsten, wieder eine sehr traurige. Dieser Fürst war anfänglich so verständig und liebenswürdig, als ihn seine Unterthanen nur wünschen konnten; in einem noch

Frankreich fällt beynahe ganz in die Hände der Engländer.

nicht

nicht zwanzigjährigen Alter führte er schon die Staatsverwaltung selbst mit den besten Einsichten. Er kannte das Mißtrauen so wenig, daß er, als man ihm erzählte, es habe jemand übel von ihm gesprochen, darauf zur Antwort gab: Das ist nicht möglich; denn ich habe ihm Wohlthaten erwiesen. Allein in kurzem fiel er in eine Krankheit, die auch seinen Geist zerrüttete: er ward wahnwitzig, und blieb es beynahe dreyßig Jahre, bis an seinen Tod. Bisweilen hatte er zwar Zwischenzeiten, in denen er seiner Vernunft etwas mächtig war; allein sie dauerten nicht lange, und halfen ihm und seinem Reiche wenig. Da man alles hervorsuchte, um sein Gemüth aufzuheitern: so bediente man sich auch dazu der kurz vorher entweder in Deutschland oder in Frankreich erfundenen Spielkarten, die um diese Zeit eine herrschende Belustigung der Franzosen wurden. Bey diesem elenden Zustande des Königs wurde sein Reich desto leichter durch Partheyen und innerliche Händel beunruhigt. Bisher war dieses zwar sehr häufig durch die großen Lehnsleute desselben, den König von Navarra, den Herzog von Bretagne, und andere mehr, geschehen. Jetzt aber stritten sich selbst zween Prinzen des königlichen Hauses, der Herzog von Orleans, Bruder des Königs, und der Herzog von Burgund, sein Oheim, um die höchste Gewalt in der Regierung. Ganz Frankreich theilte sich zwischen ihnen; allein die burgundische Parthey behielt nach und nach in den ersten Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts, durch die Stärke ihres Anführers, durch grausame Gewaltthätigkeiten, und vornehmlich durch ihre Verbindung mit den Engländern, die Oberhand.

Diese

VIII.

B. Rödelius del.

Das Mägdchen von Orleans.

Diese letztern nutzten die damalige Verwirrung von Frankreich, wo sie mit einem Kriegsheere einrückten, das königliche schlugen, und viele Eroberungen machten. Carls Gemahlinn selbst verband sich endlich wider ihn und den Dauphin mit den Feinden des Reichs. Sie und der Herzog von Burgund schlossen mit Heinrich dem fünften, Könige von Eng- Im J. 1420. land, einen Vergleich, kraft dessen dieser Fürst nach Carls Tode sein Nachfolger auf dem französischen Throne werden sollte. Zwar starb Heinrich noch ei- Im J. 1422. nige Wochen vor Carln. Der bisherige Dauphin behauptete nach dem Tode seines Vaters sein Recht an die französische Krone, unter dem Namen Carl der siebente, mit standhaftem Muthe. Er besaß noch ein ansehnliches Stück von Frankreich, besonders in den mittäglichen Gegenden; auch kam ihm die Abneigung der allermeisten Franzosen gegen die englische Regierung sehr zu Statten. Gleichwohl schien es immer mehr, daß wenigstens der größte Theil von Frankreich unter der Botmäßigkeit der Engländer bleiben würde.

V. Aber ein sehr unerwarteter Auftritt erfüllte auf einmal die Franzosen mit einem so ungemeinen Vertrauen, daß sie gar bald eine völlige Ueberlegenheit über die Engländer erhielten. Indem diese Orleans, eine der vornehmsten Städte, welche Carln getreu geblieben war, mit der Hoffnung einer nahen Eroberung, belagerten: erschien der Stadt eine außerordentliche Hülfe. Ein Bauermägdchen von ohngefähr achtzehn Jahren, aus Domremy in Champagne gebürtig, Johanna von Arc, stark, munter, und zu männlichen Verrichtungen aufgelegt, spürte

Das Mägdchen von Orleans hilft Frankreich retten.

VIII. Kupfertafel.

einen

einen so unwiderstehlichen Trieb an sich, ihr Vaterland gegen die Engländer zu vertheidigen, daß sie sich einbildete, Gott habe sie besonders dazu bestimmt,
Im J. 1429. um Orleans zu entsetzen. Sie meldete dieses Carls Feldherrn und ihm selbst. Man unterließ nicht, sie in diesen Begriffen zu stärken, weil ein so neues und sonderbares Schauspiel die stärkste Wirkung auf die Soldaten thun mußte. Nachdem man ihr eine männliche Kleidung, ein Pferd und eine vollständige Rüstung gegeben, auch allerhand feyerliche Cärimonien mit ihr angestellt hatte, wurde sie mit einer Schaar Kriegsvölker abgeschickt, um eine Zufuhr an Lebensmitteln nach Orleans zu bringen. Sie führte dieses auch glücklich aus. Mit einer Fahne in der einen Hand, und mit einem Schwerdte in der andern, munterte sie ihre Soldaten auf, drang durch das englische Lager in die Stadt hinein, vertrieb darauf die Feinde aus einem sehr festen Posten, und nöthigte sie, die Belagerung aufzuheben. Die Franzosen sahen sie daher fast insgesammt als eine von Gott gesandte Retterinn an; da hingegen die Engländer, dem Aberglauben dieser Zeiten gemäß, glaubten, daß sie alles dieses mit Hülfe des bösen Geistes ausrichte, und daher desto mehr den Muth verloren. Johanna, die man nunmehr, wegen der bewirkten Befreyung von Orleans, das Mägdchen oder die Jungfrau von Orleans zu nennen anfieng, vollbrachte noch viele andere tapfere Thaten; fiel aber zuletzt den Engländern in die Hände, welche sie unter der Beschuldigung der Zauberey und anderer Verbrechen, eigentlich aber aus Rachbe-
J. 1431. gierde, verbrennen ließen. Carl adelte, um ihr seine

Dank-

Dankbarkeit zu bezeigen, ihre Eltern und Anverwandten. Aber mehrere Jahre hindurch gab er gleichsam nur einen Zuschauer der Siege ab, welche seine Feldherren über die Engländer erfochten, nachdem jene Heldinn die Bahn des Glücks, so zu sagen, gebrochen, und viele für seine Feinde nachtheilige Umstände solches erleichtert hatten. Er überließ sich anfänglich mitten in seinen Bedrängnissen den Ergötzlichkeiten so sehr, daß einer seiner Feldherren ihm ins Gesicht sagte, man könne sein Reich nicht lustiger verlieren, als er es thäte. Endlich aber ermannte er sich, griff selbst die Engländer an der Spitze seiner Heere an, und trieb sie dergestalt in die Enge, daß ihnen von allen ihren weitläuftigen Besitzungen in Frankreich nichts als Calais und ein Strich Landes in der Nähe übrig blieb. Da fieng er an, den Ehrennamen des Sieghaften, den man ihm ertheilt hat, einigermaßen zu verdienen. So wie seine Regierung befestigt, und sein Reich ruhiger wurde, traf er immer mehr weise Einrichtungen in demselben. Er hob durch ein Gesetz verschiedene Mißbräuche der päpstlichen Gewalt auf, durch welche bisher die französische Geistlichkeit gedrückt worden war. Er war der erste König in Frankreich, der ein stehendes wohlgeübtes Kriegsheer auch in Friedenszeiten unterhielt; und eben so der erste, welcher ohne Bewilligung der Stände neue Auflagen ausschrieb. Ob er gleich die königliche Macht ungemein vergrößerte; so merkte man doch solches wegen seines gütigen Betragens nicht. Doch wurde er stets von Günstlingen beyderley Geschlechts beherrscht: eine Schwachheit, welche ihn hinderte, seinen Geist genugsam zu erheben. st. im J. 1461.

Carl der eilfte regiert fast unumschränkt.

VI. Ihm war sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der eilfte, sehr unähnlich. Er kam schon mit einem übeln Ruf auf den Thron, indem er sich gegen seinen Vater übermüthig bezeigt, sich von ihm gänzlich entfernt, und vermuthlich dessen Tod beschleunigt hatte. Freylich verstand er die Regierungskunst sehr wohl, wenn man darunter nicht nur die Geschicklichkeit eines Fürsten begreift, sein Ansehen zu erhalten und zu vermehren, sein Gebiet zu erweitern, und darinne Sicherheit mit guter Ordnung zu befestigen; sondern auch dazu die Fertigkeit rechnet, sich der schlimmsten Mittel zur Erreichung solcher Absichten zu bedienen. Er hatte eine finstere, argwöhnische und grausame Gemüthsart; auch waren ihm Verstellung und Bestechungen ziemlich geläufig. Auf diese Art aber, und durch eine ungemeine Herrschbegierde beseelt, legte er den Grund zu einer unumschränkten Regierung der französischen Könige. Er demüthigte die Großen seines Reichs, unter welchen die Herzoge von Burgund und Bretagne noch die furchtbarsten waren. Zwar der erstere, welcher Carl der Kühne hieß, blieb, so lange er lebte, mächtiger als Ludwig selbst. Er besaß, ausser dem Herzogthum Burgund, der Grafschaft gleiches Namens, einem Theil der Picardie, und andern Bezirken, fast die gesammten Niederlande, wegen welcher er die Lehnsherrschaft der deutschen Kaiser erkannte. Er hielt sogar einmal den König auf einem Schlosse so gut als gefangen, und seibst das Leben desselben stand in Gefahr, weil Ludwig zu eben der Zeit, da er mit aller anscheinenden Aufrichtigkeit einen Besuch bey dem Herzoge ablegte, wider ihn

eine

eine Empörung in der Nähe gestiftet hatte, die sogleich ausbrach. Als aber Carl, unersättlich in seiner Eroberungssucht, mit einer Schlacht auch das Leben verloren hatte: da eilte Ludwig, sich des J. 1477.
Herzogthums Burgund, der Grafschaft Artois, und der burgundischen Besitzungen in der Picardie, zu bemächtigen. Er wandte auch viel Mühe und Kunstgriffe an, um die Niederlande an sein Haus zu bringen. Doch diese fielen, wie schon anderwärts in dieser Geschichte erzählt worden ist, an die Erzherzoge Th. III. S.
von Oesterreich: und daraus sind so viele Kriege 472.
zwischen beyden Häusern, unter einem fortwährenden Widerwillen derselben gegen einander, in den folgenden drittehalbhundert Jahren entstanden. Ludwig vereinigte überdieß die Provence, sonst einen Theil des burgundischen Reichs, mit seiner Krone. Er vergrößerte die königlichen Einkünfte weit über dasjenige, was sie bis auf seine Zeiten betragen hatten. Ob er gleich äußerst hart war; so gereicht ihm doch die Liebe zur Gerechtigkeit und die gute Polizey zur Ehre, die er bey seinen Unterthanen beobachten ließ. Er stiftete die Posten in seinem Reiche, J. 1464.
welche nachmals auch in andern Ländern nachgeahmt wurden; im Anfange aber hauptsächlich nur zum Gebrauche des Königs dienten. Gegen das Ende seines Lebens überfiel ihn eine so gewaltige Furcht vor Seine äußerordentliche Todesfurcht.
dem Tode, daß er dadurch unglücklicher wurde, als der elendeste seiner Unterthanen. Er schloß sich in eines seiner Schlösser, wie in ein freywilliges Gefängniß, ein, ließ es stark befestigen, und durch eine beträchtliche Schaar Soldaten bewachen, auch Galgen und Ketten bey demselben anlegen, um alle Uebelge-

sinnte von einem Angriffe auf ihn abzuschrecken; trennte sich nicht allein fast von aller menschlichen Gesellschaft, sondern verbot es selbst seinen Kindern, ohne seinen Befehl in das Schloß zu kommen; demüthigte sich abergläubisch und niederträchtig vor denen, welche, nach seiner Meynung, seine Gesundheit wiederherstellen konnten; untersagte aber seinen Bedienten, den Tod vor ihm niemals zu nennen. Viele dieser Veranstaltungen kamen zwar aus dem traurigen Mißtrauen her, mit welchem er stets erfüllt gewesen war: er befürchtete jetzt desto mehr, daß, da er von sehr vielen gehaßt wurde, sich einer darunter seiner anwachsenden Schwäche zu seinem Nachtheil bedienen möchte. Allein daß er sich vor dem Tode, und selbst vor dem Namen desselben, so sehr entsetzte, das mußte entweder aus der ängstlichen Besorgniß entstehen, sich einer schweren Verantwortung wegen begangener Verbrechen zu nähern; oder aus einer übermäßigen Liebe zu dem gegenwärtigen Leben, und einer zu schlechten Kenntniß von den Vorzügen des künftigen.

st. im J. 1483.

Bretagne wird mit Frankreich vereinigt.

VII. Unter Ludwigs beyden Nachfolgern, die bis zum Ende dieses Zeitraums regierten, wurden die Franzosen zwar in auswärtige, eben nicht glückliche Kriege häufig verwickelt; aber sie hatten doch mehr Ursache, mit ihren Königen zufrieden zu seyn. Carl der achte, Ludwigs Sohn, war freylich schlecht erzogen worden: daher fühlte er, als er zur Regierung kam, seinen Mangel an Einsichten; doch war er ein überaus gutherziger Fürst. Unterdessen ließ sich dieser junge Herr desto eher von seinen schmeichelnden Günstlingen bereden, nach Eroberungen in der Ferne zu trachten. Er zog daher mit einem Heere nach Italien, unter-

unterwarf sich das Königreich Neapel; verlor es aber eben so geschwind wieder. Hingegen gelang es ihm, das Herzogthum Bretagne, wiewohl nicht ohne Kunstgriffe und Gewaltthätigkeiten, auf immer mit der französischen Krone zu verbinden; wofür er die Grafschaft Burgund und Artois an das Haus Oesterreich abtrat. Er starb mitten unter angefangenen heilsamen Verbesserungen seines Hofs und Reichs, st. im J. 1498.

und hatte Ludwig den zwölften, der bisher der Herzog von Orleans hieß, einen Urenkel Carls des fünften, zum Nachfolger. Auch dieser Fürst suchte seine Ansprüche auf verschiedene italiänische Länder zu behaupten. Er brachte auch das Herzogthum Meyland, Genua, und die Hälfte des Königreichs Neapel, unter seine Botmäßigkeit. Allein ob er gleich in dem großen Bündnisse, das in den ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts wider Venedig errichtet ward, das meiste that, büßte er doch, ohngeachtet seiner Siege, alle italiänische Eroberungen wieder ein. Desto wohlthätiger war er für seine Unterthanen. Er war so abgeneigt, dieselben mit Auflagen zu beschweren, daß er dadurch in den Fehler verfiel, sich Mangel an Gelde zuzuziehen. Man spottete über seine Sparsamkeit; allein er sagte, man möchte lieber darüber lachen, als über seine Unterdrückung trauern. Er befohl, die Gesetze sollten stets beobachtet werden, wenn er gleich durch ungestümes Anhalten verleitet werden dürfte, etwas wider dieselben zu verordnen. Ueberhaupt bewunderte man seine Liebe zu seinen Unterthanen so sehr, daß man ihm den Ehrennamen, der Vater des Volks, beygelegt hat. Wie edel er auch sonst gedacht habe, zeigt die Antwort, welche er einem Hofmanne ertheilte, der ihn an den noch lebenden fran- Ludwig XII. der Vater des Volks.

zösischen Feldherrn erinnerte, von welchem er ehemals, da er noch Herzog von Orleans war, in einem Treffen gefangen genommen worden war. „Es schickt sich „für einen König von Frankreich nicht," sagte er, „diejenigen Beleidigungen zu rächen, die einem Her- „zoge von Orleans zugefügt worden sind."

st. im J. 1515.

Zustand der Religion, der Wissenschaften und Künste.

VIII. In den drittehalbhundert Jahren also, welche dieser Zeitraum ohngefähr ausmacht, worinne das französische Reich seine neuere Gränzbestimmung erhielt, giengen die Franzosen durch mancherley Veränderungen, theils in Ansehung ihrer Oberherren, theils in Absicht auf die Regierung derselben. Sie selbst aber thaten noch keine starken Schritte zu einer grösern Vollkommenheit des Geistes; wenn sie gleich kriegerisch, fein, gewissermaßen auch witzig waren. Die Stiftung der Gesellschaft der schönen Künste zu Toulouse, und die Vorstellungen von Materien der Religion und der biblischen Geschichte auf der Schaubühne, beydes seit den ersten Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts, zeigt mehr eifrige Neigung, als richtigen Geschmack an. Sie bekamen auch noch mehr Universitäten; aber unfruchtbare Spitzfindigkeiten und unbedeutende Streitigkeiten herrschten meistentheils auf denselben. Selten standen nützliche oder gar freyer denkende Gelehrte unter ihnen auf. Ein solcher war um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Franziskanermönch, Nicolaus de Lyra, der die gründliche Auslegung der heiligen Schrift beynahe allein unter so vielen französischen Geistlichen zu bearbeiten verstand. Noch mehr that sich im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts der Kanzler der Universität Paris, Johann Gerson, hervor; ein Mann, der viele Mißbräuche seiner Zeit

Lyra. st. im J. 1340.

Gerson. st. im J. 1429.

an

an der Religion, der Geistlichkeit und den Sitten freymüthig und beredt angriff, auch sogar bewies, daß die Kirche des Papstes wohl entbehren könne; der aber wegen seines rühmlichen Eifers viel Ungemach und Gefahr ausstand. Es gab um diese Zeit noch mehrere französische Lehrer, welche sehr nachdrücklich auf eine Kirchenverbesserung drangen; und doch blieb es nur bey Klagen und Vorschlägen, weil die Franzosen, obgleich etwas freyer von den Päpsten denkend, als die meisten übrigen Nationen, doch im Grunde denselben und dem eingeführten Aberglauben unterworfen blieben. Zuweilen schien es, als ob einer ihrer Könige sie von diesem doppelten Joche befreyen wollte; wie insonderheit Ludwig der zwölfte, der den Papst bekriegte, und mit der Zerstörung seiner Oberherrschaft bedrohte. Allein dieses geschah bloß deswegen, weil sich der Papst den Vergrößerungsabsichten des Königs in Italien widersetzte; und es wurde auch durch keine Standhaftigkeit unterstützt. In allen Wissenschaften und sinnreichen Künsten hatten die Franzosen kaum noch einige Versuche angestellt. Der erste gute Geschichtschreiber, den sie um diese Zeit hatten, Philipp von Comines, ein flandrischer Edelmann in Diensten Ludwigs des eilften, schrieb bey aller Wahrheitsliebe und klugen Beurtheilung, welche seine Erzählungen empfiehlt, doch mit einer sehr eingeschränkten Freyheit, und in einer holperichten, unangenehmen, jetzt zum Theil unverständlichen Sprache.

Comines. st. im J. 1509.

Vierter Zeitraum.

Von Franz dem ersten, oder von der Einführung der wahren Gelehrsamkeit unter den Franzosen, bis auf Heinrich den Großen, oder bis zur völligen Beruhigung und neuen Stärke von Frankreich.

Vom J. 1515 bis zum J. 1589.

Ein Zeitraum von fast achtzig Jahren.

I.

Neue und große Aussichten für die Franzosen.

Nunmehr war auch für die Franzosen, wie für alle europäische Nationen, die Zeit der lebhaftesten Aufmunterung und der wichtigsten Veranlassung, ihre Geisteskräfte frey und edel zu gebrauchen, gekommen. Die bessere Gelehrsamkeit regte sich seit einiger Zeit in Italien, und fieng schon etwas an, in Frankreich einzudringen. Dazu kam die auf einmal in Deutschland wiederhergestellte Freyheit, die Religion selbst zu untersuchen, und in ihre erste Verfassung zurück zu führen: eine Freyheit, unter deren Schutze auch die Wissenschaften sehr viel gewinnen mußten. Franz der erste, der jetzt über die Franzosen regierte, ein Enkel von Ludwigs des zwölften Vaterbruder, schien gerade ein solcher Fürst zu seyn, der den Franzosen den Genuß dieses zweyfachen grossen Vortheils auf alle Art erleichtern würde. Er hatte selbst einige gelehrte Kenntniß und Dichterfähigkeit,

keit, war ein sehr munterer, geschäftiger und staatskluger Herr, erwarb sich auch durch Offenherzigkeit und Leutseligkeit viele Liebe bey seinen Unterthanen.

Franz des ersten Kriege und übrige Regierung.

II. Auch Franz glaubte, wie seine Vorfahren, das nächste Recht an das Herzogthum Meyland und an das Königreich Neapel zu haben; allein in dem Bestreben, diese Länder zu erobern, war er noch unglücklicher als sie. Nachdem er das Meyländische schon mehr als einmal in Besitz genommen hatte, wurde er immer wieder, theils durch die Ueberlegenheit seiner Feinde, oder die größere Geschicklichkeit ihrer Feldherren, theils durch die von den seinigen und ihm selbst begangenen Fehler genöthigt, es zu verlassen. Er focht selbst in Schlachten mit der Tapferkeit eines gemeinen Soldaten, oder vielmehr mit außerordentlicher Kühnheit; konnte es aber nicht verhindern, daß er in einer derselben gefangen genommen wurde. Im J. 1525. Damals schrieb der König folgende Worte an seine Mutter: Madame, wir haben alles verloren; nur unsere Ehre nicht! Carl der fünfte, Kaiser und König von Spanien, der ihn in seine Gewalt bekommen hatte, nöthigte ihm zwar einen sehr harten Frieden ab; allein da Franz seine Freyheit wieder erlangt hatte, ließ er denselben durch seine Reichsstände für ungültig erklären: ein Hülfsmittel der vermeynten Staatskunst, das freylich nur zu künstlich war. Vier Kriege wurden zwischen den beyden Fürsten geführt; mehrmals verwüsteten Carls Kriegsheere Frankreich selbst; und doch verlor Franz gegen diesen weit mächtigern Gegner von seinem Reiche nichts: so gute Anstalten wußte er nebst einigen seiner

Feldherren zu treffen. Unter diesen war insonderheit Bayard berühmt, den man den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel zu nennen pflegte, von dem sich auch der König selbst nach einer gewonnenen Schlacht zum Ritter schlagen ließ. Obgleich Franzens fast unaufhörliche Kriege seinen Unterthanen viele Bedrückungen verursachten; so stritten sie doch, wegen seines gütigen Betragens, mit ungemeinem Muthe für ihn. Er würde daher noch größere Dinge
st. im J. 1547. ausgerichtet haben, wenn er mehr Festigkeit des Geistes gehabt, und sich nicht so leicht von andern hätte beherrschen lassen. Unterdessen sorgte er für die genauere Verwaltung der Gerechtigkeit, hob die bisher üblichen lateinischen Ausfertigungen bey den Gerichten auf, und brachte auch die Anwendung seiner Einkünfte in gute Ordnung.

Er befördert die Wissenschaften und Künste ungemein;

III. Beynahe das Vornehmste aber, was Franz zum Besten seines Reichs gethan hat, ist die Aufnahme, welche ihm die Gelehrsamkeit darinne schuldig ist. Er wird deswegen auch von den Franzosen der Vater der Wissenschaften genannt. Und diese Bemühungen gereichen ihm desto mehr zur Ehre, da sie nicht nur aus eigener Einsicht und Liebe geflossen sind, sondern auch während fast unaufhörlicher Kriege, die seine Einkünfte erschöpften, doch seine Freygebigkeit beschäftigt haben. Er ließ sich noch als König über mancherley gelehrte Materien einen Unterricht geben; stiftete verschiedene Lehrstühle bey der Universität zu Paris, um dem Mangel an öffentlicher Unterweisung in einigen Sprachen und Wissenschaften abzuhelfen; bereicherte die bisher nur dürftige königliche Büchersammlung; zog wahre Gelehrte

lehrte aus der Menge hervor, belohnte sie, und bediente sich ihres Raths; suchte auch gelehrte Männer unter den Ausländern, ingleichen treffliche italiänische Künstler, in sein Reich zu ziehen. Diese und andere Aufmunterungen trugen viele gute Früchte; wenn gleich fähige und lernbegierige Köpfe sich, auch ohne allen höhern Antrieb, ganz dem unbeschreiblichen Vergnügen überlassen, täglich an Wissenschaft und Weisheit zuzunehmen. Ein Beyspiel davon war durch bewundernswürdige Arbeitsamkeit Wilhelm Budé oder Budäus, der größte Gelehrte unter den Franzosen seiner Zeit; der auch dem Könige, von welchem er eine ansehnliche Hofbedienung erhielt, in diesen Absichten am kräftigsten beystand. Er war meistentheils sein eigener Lehrer, wurde vor vielen andern der Wiederhersteller der wahren Gelehrsamkeit in Frankreich, indem er sie nach dem Muster der alten Griechen und Römer anbauete; besonders aber führte er daselbst die griechische Sprachwissenschaft, auf die besten Schriftsteller dieser Nation selbst angewandt, die gründliche Auslegung der römischen Rechte, und die Kenntniß der Alterthümer ein. Franz Vatablus, ein Lehrer auf der Pariser hohen Schule, weckte die Bekanntschaft mit der hebräischen Sprache, und dadurch die gelehrte Erklärung eines Theils der heiligen Schrift, wieder auf. Eben daselbst erwarb sich Johann Fernel, der die alten griechischen Aerzte mit scharfsinnigen Beobachtungen, die er selbst anstellte, sehr wohl zu nützen wußte, um die Verbesserung und geschickte Ausübung der Arzneywissenschaft viele Verdienste. Die Gelehrsamkeit überhaupt hatte dem Robert

Budäus. st. im J. 1540.

Vatablus. st. im J. 1546.

Fernel. st. im J. 1558.

Etienne,

Rob. Stephanus. st. im J. 1559.

Etienne, auf lateinisch Robertus Stephanus, einem überaus gelehrten Buchdrucker in der gedachten Hauptstadt, so viel zu danken, als wenigen Gelehrten, die damals in Frankreich zahlreich genug aufstanden. Zum Glücke für die Wissenschaften waren zu dieser Zeit, und noch lange nachher, der einsichtsvolle Schriftsteller, der Buchhändler und Buchdrucker oft in Einer Person verbunden. Einer der ersten und berühmtesten von dieser Art war Stephanus. Seine Ausgaben von Hauptwerken in mehrern Gattungen der Gelehrsamkeit, und seine eigenen nützlichen Schriften, werden unter andern auch wegen des vorzüglich schönen und richtigen Abdrucks noch hochgeschätzt. Am langsamsten gieng es mit der Verfeinerung der Sprache der Franzosen, und ihrer Anwendung auf die sinnreichen Künste. Sie blieb noch eine geraume Zeit rauh und ohne Wohlklang; man sprach alles aus, wie es geschrieben wurde: und der edlere Geschmack konnte nicht bis zur Beredtsamkeit und Dichtkunst durchdringen, die man ohnedieß lieber in der lateinischen Sprache, worinne so herrliche Muster derselben vorhanden waren, versuchte.

Rabelais. st. im J. 1553.

Zwar erlangte Franz Rabelais, ein Arzt, und zuletzt ein Geistlicher, durch seinen Witz und einen mit treffenden Spöttereyen über die Thorheiten seiner Zeit angefüllten Roman, ausnehmenden Beyfall; aber seine belustigenden Einfälle sind oft so grob, als seine Sprache.

hindert aber den Fortgang der Kirchenverbesserung.

IV. So viel Antheil unterdessen Franz der erste an diesem erwünschten Fortgange, oder vielmehr neuen Leben der Wissenschaften und feinen Künste in seinem Reiche hatte; so hinderte er sie doch selbst

selbst wiederum, noch mehr zu wachsen, und ist also nur zur Hälfte würdig, ihr Vater zu heißen. Er begriff nicht, daß die Religionswissenschaft, wie sie bis dahin gelehrt worden war, einer eben so strengen Verbesserung bedürfe, als andere Theile der Gelehrsamkeit; und daß diese vergebens zu blühen anfiengen, wenn jene noch unter knechtischer Denkungsart, Unwissenheit und Aberglauben begraben läge; weil durch diese Feinde des menschlichen Verstandes die freyern Untersuchungen und Entdeckungen der Gelehrten überhaupt bald unterdrückt werden müßten. Als daher die Kirchenverbesserung kurz nach dem Antritte seiner Regierung aus Deutschland sich auch in Frankreich verbreitete, und viele Freunde daselbst bekam: suchte der König seinen Unterthanen gerade das schätzbarste Recht, welches sie als Christen besaßen, das Recht, die herrschende Religion nach den Lehren ihres Stifters selbst zu prüfen, und sich an diese allein zu halten, mit Gewalt zu entreißen. Wider diejenigen, welche sich einer solchen Freyheit bedienen wollten, wurden Gesetze mit den schärfsten Drohungen, Martern und Lebensstrafen gebraucht. Sein blutgieriger Eifer, freylich von der Geistlichkeit angefeuert, war auch etwas widersprechend. Während daß er seine Unterthanen, die der Reformation geneigt waren, verbrennen ließ, unterstützte er die evangelischen Fürsten in Deutschland, um dem Kaiser, wo möglich, mehr Feinde zu erregen: und er, der zuerst unter allen christlichen Fürsten mit den Türken ein Bündniß wider den Kaiser schloß, um der Uebermacht desselben mehr gewachsen zu seyn, auch sie in das Innere von Europa führte, um es zu verwüsten,

J. 1522.

sten, ließ Christen bloß darum hinrichten, weil sie ihre Religion von menschlichen Zusätzen reinigten. Zu seiner Beschämung schützte seine Schwester, die Königinn von Navarra, Margaretha, diejenigen Franzosen, welche sich wegen dieser Verfolgungen in ihr kleines Reich flüchteten. Da es in Frankreich, wie überall, unter den Anhängern der Kirchenverbesserung viele der gelehrtesten Männer gab: so wurden sie durch diese Bedrückungen in ihren gemeinnützlichen Arbeiten gestört und furchtsam gemacht. Einer der allerersten, der eine bessere Theologie in Frankreich vortrug, Jacob Faber, der vorhergedachte Robert Etienne, ingleichen der scharfsinnige Gelehrte, Johann Chauvin, der unter seinem lateinischen, Calvinus, als Beförderer der Reformation so berühmt ist; diese sind einige wenige von denen, die Franz durch seinen grausamen Religionshaß aus ihrem Vaterlande vertrieb. Selbst sein Kammerdiener, Clement Marot, ein witziger Kopf, der die Rauhigkeit der französischen Sprache zuerst etwas milderte, und in derselben einigermaßen erträglich dichtete, dessen Uebersetzung vieler Psalmen Davids in französische Reime der Reformation einen nicht geringen Vorschub that, ja sogar wegen ihrer angenehmen Gesangweisen bey solchen, die über die Religion nicht nachdachten, Beyfall fand; selbst dieser mußte sich mit der Flucht aus Frankreich retten. Dennoch stand es nicht in Franzens Macht, die überhand nehmende Religionsverbesserung in seinem Reiche durch Todesstrafen zu unterdrücken: ihre Freunde machten, als er starb, eine beträchtliche Menge aus, die allen Gefahren muthig entgegen gieng.

Jac. Faber. st. im J. 1537.

Marot. st. im J. 1544.

V. Hein-

V. Heinrich der zweyte, Franzens Sohn und Nachfolger, bekriegte zwar die Spanier mit eben so schlechtem Erfolge, wie sein Vater; aber auf andern Seiten war er glücklicher. Er mengte sich in die damaligen Unruhen in Deutschland, half durch den Einfall, welchen er mit einem Kriegsheere dahin unternahm, den Evangelischen, wider seine Absicht, ihre Religionsfreyheit befestigen; und bemächtigte sich zugleich der drey Bißthümer Metz, Tull und Verdun, die seitdem immer bey Frankreich geblieben sind. Auch nahm er den Engländern Calais und die umliegende Gegend weg; so daß sie nichts mehr in seinem Reiche besaßen. Dagegen wurde er noch mehr als sein Vater von Günstlingen beyderley Geschlechts regiert. Er fuhr auch fort, die Protestanten seines Reichs zu verfolgen, und wohnte sogar, mit einem unmenschlichen Vergnügen, der Verbrennung einiger derselben bey. Allein diese Fehler Heinrichs hatten die schlimmsten Folgen für seine Nachkommen, und für die Franzosen überhaupt. Es entstanden schon bey seinem Leben zwo Partheyen unter den französischen Großen, welche die Staatsverwaltung an sich ziehen wollten. Doch dieses gieng noch viel weiter, als seine unmündigen Söhne, Franz der zweyte und Carl der neunte, nach ihm auf den Thron gelangten. In ihrem Namen führten die Prinzen aus dem herzoglichen Hause Lothringen die Regierung, verfolgten die Protestanten mit aller Hitze, und entzogen daher, aus vermeyntem Eifer für die römischkatholische Religion, dem Hause Bourbon, welches mit dem königlichen nahe verwandt war, aber mit den Protestanten einerley Glauben hatte, jeden

Ein Stück von Deutschland und Calais kommen an Frankreich.

J. 1552.

J. 1558.

Heinrich II. st. im J. 1559.

den Antheil an der höchsten Gewalt. Um diese letztere entstand also der große Streit zwischen den beyden Partheyen, obgleich die Religion dabey zum Vorwande dienen mußte. Die französischen Protestanten, welche anfänglich viele Jahre hindurch Lutheraner hießen, sich aber nach und nach von Luthers Reformation zu der benachbarten schweizerischen neigten, wurden um diese Zeit mit dem Spottnamen Hugonotten belegt, den sie nachher immer geführt haben. Er kam von dem ehemaligen Könige Hugo her, von welchem die Einwohner von Tours, (wo die Protestanten, um ihrer Sicherheit willen, nächtliche Versammlungen zum Gottesdienste außerhalb der Stadt hielten,) erzählten, er reite noch des Nachts in derselben Gegend herum, und begegne denen, welche er anträfe, sehr übel. Sie hatten nunmehr seit beynahe vierzig Jahren alle Arten von Drangsalen, ohne den geringsten Widerstand, erduldet. Jetzt, da ihre Leiden immer fortwährten, und Prinzen aus dem Hause Bourbon sich zu ihren Anführern erklärten, ermüdete endlich ihre Geduld: sie ergriffen die Waffen, theils zu ihrer Vertheidigung, theils um dem gedachten Hause, welches von der Staatsverwaltung durch ausländische Prinzen verdrängt war, zu seinem Rechte zu verhelfen.

Hugonotten. Um das Jahr 1560.

Ursprung der bürgerlichen Kriege. J. 1562.

VI. Carl der neunte, der kaum zwölf Jahre alt war, regierte damals, dem Namen nach, über Frankreich. Seine Mutter, Catharina von Medices, hatte seit ihres Gemahls Tode immer darnach getrachtet, die oberste Macht im Reiche zu behaupten; und sie wollte daher keine von beyden Partheyen zu sehr begünstigen. Allein die lothringische wurde, weil

Der Admiral von Coligny unterstützt das Haus Bourbon und die Protestanten.

weil sich mit derselben alle katholische Großen, und übrige Franzosen von dieser Religion, vereinigten, gar bald die stärkste; zumal da sie unter königlichem Ansehen handelte. Die protestantische Parthey des Hauses Bourbon schien also in diesen Kriegen, welche man mit Unrecht Religionskriege genannt hat, indem es dabey hauptsächlich auf den Anspruch an die Regierung ankam, bald zu sinken. Doch außerdem, daß sie von den Protestanten in Deutschland und in England Kriegsvölker, auch andern Beystand erhielt, hatte sie besonders an dem Admiral, oder obersten Befehlshaber der französischen Kriegsschiffe, Caspar von Coligny, eine vortreffliche Stütze. Er war einer der größten Feldherren seiner Zeit, und hatte Frankreich, ehe noch diese Kriege ausbrachen, bereits wichtige Dienste mit den Waffen geleistet. Aber er war auch ein sehr rechtschaffener Mann, dessen sichere Staatsklugheit alle krumme Wege, die zu seinen Absichten führen konnten, verabscheuete; der protestantischen Religion, die er aus Nachdenken und Ueberzeugung angenommen hatte, seinem Könige und Vaterlande, aufrichtigst ergeben; eben deswegen auch sehr abgeneigt, das Schwerdt gegen einen Theil seiner Mitbürger, die besonders unter dem Schutze des königlichen Befehls fochten, zu ziehen; aber endlich gezwungen, sich der beynahe unterdrückten Sache des Hauses Bourbon und seiner Glaubensgenossen mit den Waffen in der Hand anzunehmen. Wiederum war er auch ungemein bereitwillig, dem Kriege sogleich ein Ende zu machen, wenn sich einiger Anschein zu einem anständigen Frieden zeigte. Denn eine gesetzmäßige Versicherung des dauerhaften

Genusses von den gebührenden christlichen und bürgerlichen Freyheiten, war alles, was er verlangte. Obgleich die Prinzen des Hauses Bourbon die Oberhäupter derjenigen Parthey waren, für welche er stritt; so war er doch gleichsam die Seele derselben. Seine Rathschläge und Unternehmungen nützten ihr mehr, als alles übrige; er verbesserte die von den andern Feldherren begangenen Fehler, that mit kleinen Kriegsheeren große Dinge, rettete diese Parthey mehrmals nach ausgestandenem vielem Verlust und Unglück, und machte sie der königlichen, oder eigentlich lothringischen furchtbar. Da auch diese Kriege mit wütender Grausamkeit geführt wurden, weil die katholische Parthey glaubte, daß sie den sogenannten Ketzern keine Pflichten der Menschlichkeit schuldig sey: so suchte es Coligny auf alle Weise zu verhüten, so weit es nur die Erbitterung und Kriegshitze der seinigen möglich machten, daß dieses Betragen nicht erwiedert wurde.

Ermordung der Protestanten in der Pariser Blutshochzeit. Im J. 1570.

VII. Mehr als einmal bewilligte daher die königliche Parthey der protestantischen, obgleich immer schwächern, die aber einen so großen Mann an ihrer Spitze hatte, den Frieden; jene übertrat ihn aber gar bald wieder. Der letzte dieser Friedensschlüsse, der für die Protestanten sehr vortheilhaft war, schien auch der dauerhafteste zu werden. Carl der neunte wollte denselben genau beobachtet wissen, überhäufte den Admiral mit Liebkosungen, Ehrenbezeigungen und Belohnungen, nahm ihn zu seinem vertrautesten Rathgeber an, und alles gewann das Ansehen der glücklich wiederhergestellten Einigkeit und Ruhe. Gleichwohl lag bey dieser Aufführung des Königs die schändlichste

lichste Verstellung und Betrügerey zum Grunde. Dieser zwanzigjährige Fürst, der sich also in einem Alter befand, welches den Ruhm der Offenherzigkeit vorzüglich besitzt, hatte die Lehren seiner unwürdigen Mutter und der Großen seines Hofs nur zu geschickt in Ausübung gebracht, daß man die Parthey, welche durch die Waffen unbezwinglich war, durch treulose Arglist einschläfern, und sodann desto leichter stürzen könne. Coligny empfand dabey nicht das geringste Mißtrauen: denn dieses regt sich in dem redlichsten Manne am wenigsten; und als man ihn warnte, wurde er sogar unwillig darüber, daß man von seinem Könige eine so üble Meynung hätte. Doch dieser legte den Protestanten noch mehr Fallstricke. Er vermählte seine Schwester mit dem Könige von Navarra, ihrem Oberhaupte; bey welcher Gelegenheit sich der vornehmste Adel der Protestanten zu Paris einfand. Und einige Tage darauf gab er geheime Befehle, daß alle in der Hauptstadt befindliche Protestanten mitten in der Nacht ermordet werden sollten. Auf ein gegebenes Zeichen also mit einer Glocke nach der Mitternacht vor dem Bartholomäustage, fielen die Großen des Hofs, Soldaten, Bürger, und andere Katholiken, über ihre schlafenden, oder kaum aus dem Schlafe erweckten protestantischen Mitbürger überall her, und brachten sie zu Tausenden ums Leben. Der ehrwürdige Coligny war der erste, der unter den Streichen vieler Mörder erlag: er bereitete sich dazu, sobald ihn das Geräusch des Ueberfalls weckte, durch Gebet, befohl seinen anwesenden Freunden und Bedienten, sich zu retten, und erwartete darauf standhaft seinen Tod. Viele berühmte Im J. 1572.

Helden dieser Parthey kamen um, ohne beynahe die Hand zu ihrer Vertheidigung aufheben zu können. Einige Protestanten wurden sogar in dem Palaste des Königs niedergemacht: und er selbst schoß aus seinen Fenstern nach den vorüber eilenden, die sich zu retten suchten. Zu gleicher Zeit wurden die Protestanten, vermöge seiner Verordnungen, auch in andern Städten umgebracht. Nur etliche Befehlshaber dachten so edel und muthig, daß sie an den König schrieben, sie wären bereit, seinen Willen in allem zu erfüllen; aber zu Meuchelmördern liessen sie sich nicht gebrauchen. Man nennt diese entsetzliche Begebenheit die Pariser Bluthochzeit, oder die Bartholomäusnacht. Sie ist ohne Zweifel die abscheulichste That in der ganzen christlichen Geschichte. Ein christlicher König verschwor sich mit einem Theil seiner Unterthanen zum Untergange des andern Theils, dem er Frieden und Sicherheit geschworen hatte: und dieses bloß darum, weil derselbe nicht in allen Religionslehren mit ihm einig war. Dennoch wurde die Absicht dieser Verrätherey nicht erreicht. Die Ermordung von ohngefähr dreyßigtausend Protestanten reizte nur die übrigen, sich mit einer Art von Verzweiflung gegen ihre eidbrüchigen Mitbürger zu wehren: der Krieg erneuerte sich mit der möglichsten Heftigkeit, und Carl hinterließ bey seinem bald darauf erfolgten Tode sein Reich in der äußersten Verwirrung.

Carl IX. st. im J. 1574.

VIII. Sein Bruder und nächster Erbe Heinrich war damals abwesend, indem er König von Polen geworden war. Er eilte aber sogleich nach Frankreich zurück, wo er unter dem Namen Heinrich

Das heilige Bündniß wider Heinrich III.

der

der dritte den Thron in Besitz nahm. Nicht lange nach dem Antritte seiner Regierung gewann es das Ansehen, daß sich die Franzosen endlich, nach so langen innerlichen Unruhen, über ihre gemeinschaftlichen Rechte und Vortheile besser mit einander verstehen würden. Heinrich gestand den Protestanten oder sogenannten Hugonotten, deren Parthey sich immer mehr verstärkte, eine fast uneingeschränkte Reli- Im J. 1576.
gionsübung, und einen Antheil an allen Aemtern zu. Allein eben dieses erhitzte den übelverstandenen Religionseifer der Römischkatholischen, besonders ihrer Geistlichen und herrschsüchtigen Großen, bis zur höchsten Wut der Schwärmerey. Sie errichteten gleich darauf ein Bündniß unter einander, das offenbar wider ihren König gerichtet war, weil er ihre protestantischen Mitbürger begünstigte. Und dieses Bündniß erkühnten sie sich, das heilige zu nennen: nicht anders, als wenn der Religionshaß den Widerstand gegen einen rechtmäßigen Oberherrn, und die Verfolgung von Mitchristen heiligen könnte. Heinrichs Gemüthsart vergrößerte noch dieses Unglück. Er hatte gar keine Klugheit und Standhaftigkeit; erklärte sich bald für die eine Parthey, bald für die andere; war aber nicht vermögend, gegen eine derselben sein Ansehen zu behaupten; ließ sich von Günstlingen und andern Personen beherrschen, und suchte, welches eine Hauptursache seiner Schwäche war, sich insgeheim durch ausschweifende Wollüste und Trägheit zu erholen, indem er öffentlich abergläubische Andacht, Tapferkeit und Thätigkeit, dem Scheine nach, blicken ließ. Zuletzt, da das heilige Bündniß über ihn Herr geworden war, und ihn selbst aus Paris

ris verjagt hatte, mußte er zu dem Könige von Navarra, dem Oberhaupte der Protestanten, der auch nunmehr der rechtmäßige Erbe der französischen Krone war, den er aber lange gedrückt und oft beleidigt hatte, seine Zuflucht nehmen, um nicht ganz vom Throne gestürzt zu werden. Der König von Navarra leistete ihm sogleich allen Beystand: zu einem Beweise, daß die von den Königen von Frankreich verfolgte Parthey den getreuesten Theil ihrer Unterthanen ausmachte. Doch die aufrührischen Bundsgenossen strebten ihm selbst nach dem Leben: und er wurde von einem Mönche ihrer Parthey ermordet. Mit ihm starb das Haus Valois auf dem französischen Throne gänzlich aus.

Er wird ermordet.

Im J. 1589.

Sitten und Gelehrsamkeit der Franzosen.

IX. Niemals waren die Franzosen noch so ausgeartet gewesen, als in den letzten dreyßig Jahren dieses Zeitraums. Selbst in den ältern Jahrhunderten, da sie fast durchgehends von Unwissenheit, Aberglauben und Beyspielen einer rohen kriegerischen Tapferkeit geleitet wurden, hatten nicht so viele Laster unter ihnen frech das Haupt erhoben. Unmenschliche Grausamkeit gegen einander, auch gegen Wehrlose, und außerhalb des Kriegs, alle Arten von Treulosigkeit, Vergiftungen, Empörungssucht, und die schändlichsten Wollüste, waren darunter die vornehmsten. Und doch waren sie jetzt durch Gelehrsamkeit weit aufgeklärter, als sechszig oder siebzig Jahre früher; viele von ihnen hoben auch die verunstaltenden Mißbräuche auf, durch welche die Religion bisher den Menschen schädlich geworden war; eine sanftere Denkungsart verbreitete sich schon seit Franz des ersten Regierung hin und wieder bey den

Fran-

Franzosen: und man hätte daher auch immer mildere Sitten von ihnen erwarten sollen. Daß aber diese vielmehr abscheulich wurden, das kam nicht bloß von den fast dreyßigjährigen Kriegen her, die sie unter einander selbst, und zum Theil in der bethörenden Meynung führten, daß man irrgläubige Christen auf jede sonst unerlaubte Art zu Grunde richten dürfe; wiewohl in der That diese Kriege sehr viel zu ihrer Verwilderung beygetragen haben. Allein die ungezähmte Herrschbegierde vieler Großen, besonders der verwittweten Königinn, achtete alles für recht, wodurch sie sich nur befriedigen konnte. Das Betragen des Hofs, welcher damals der üppigste und lasterhafteste in Europa war, hatte auf einen großen Theil der Nation einen unglücklichen Einfluß von ungescheuter Nachahmung. Dazu gesellte sich endlich die noch mächtigere Wirksamkeit der, obgleich verdorbenen, Religion. Ihre Lehrer wandten alles Ersinnliche an, um dieselbe nicht, und mit ihr auch ihre eigene Herrschaft fallen zu lassen; sie predigten Aufruhr und Meuchelmord wider ihren König, weil er sich gegen die Protestanten gerecht bezeigen wollte. Unterdessen gab es immer noch weise und gute Männer genug unter beyden Partheyen. So glänzte der ehrwürdige Kanzler von Frankreich, Michael de l' Hospital, zu einer Zeit, da die Staatsklugheit des Hofs aus Ränken und Verbrechen bestand, durch seine höhere Einsicht, Rechtschaffenheit und Friedensliebe an demselben; wurde aber eben deswegen abgesetzt, und starb ungebraucht von seinem Vaterlande. Eben so lebten auch damals viele treffliche Gelehrten unter den Franzosen; die aber besserer Zeiten würdig waren,

M. von Hospital. st. im J. 1573.

und zum Theil ihr Vaterland verlassen mußten, um nicht wegen ihrer gereinigten Religionsbegriffe die Freyheit, oder das Leben zu verlieren. Theodor de Beze, oder Beza, der größte Gottesgelehrte unter den Reformirten gegen den Ausgang dieses Jahrhunderts; Heinrich Etienne, oder Stephanus, der gelehrteste Buchdrucker, den man jemals gekannt hat; Sebastian Castellio, oder Chateillon, der zierlichste Bibelübersetzer in der lateinischen, und überhaupt in einer neuern Sprache, hatten mit vielen andern dieses Schicksal, daß sie in der Schweiz ihre Zuflucht suchen mußten. Die Rechtsgelehrsamkeit blühte zu dieser Zeit so sehr in Frankreich, daß andere Nationen daher das Muster der edelsten Behandlung dieser Wissenschaft nahmen. Vorzüglich that sich Jacob Cujacius, in seiner Landessprache Cujas genannt, als der scharfsinnigste Ausleger und Lehrer der römischen, und fast aller andern Rechte, auf verschiedenen hohen Schulen in Frankreich hervor. Ihm kamen Peter Pithou, oder Pithoeus, ein Mann von sehr weitläuftiger Wissenschaft; Barnabas Brisson, Oberhaupt des Parlements zu Paris, den einige rasende Mitglieder des heiligen Bündnisses wegen seiner Mäßigung umbrachten; Franz Hotman, der, da er der reformirten Religion zugethan war, kaum der Mordnacht von Paris, wo er die Rechte lehrte, entfliehen konnte, nebst einigen andern, am nächsten. Wilhelm Baillon, oder Balonius, vereinigte schon die meisten Eigenschaften eines tiefsehenden Arztes. Ein Edelmann, Michael le Montagne, suchte seine große Menschenkenntniß und philosophische Beobachtungsfertigkeit zur Besse-

Beza. st. im J. 1605.

H. Stephanus. st. im J. 1598.

Castellio. st. im J. 1564.

J. Cujacius. st. im J. 1590.

Montagne. st. im J. 1592.

rung seiner Mitbürger anzuwenden. In seinen Schriften herrscht ein ungekünstelter, treuherziger, dabey lebhafter und starker, auch ziemlich reiner Ausdruck; so daß ihm die französische Sprache und Beredtsamkeit nicht wenig zu danken haben. Diese wurden von Jacob Amiot auch durch mehrere Uebersetzungen alter griechischer Schriftsteller, die zwar nicht getreu, aber doch ziemlich angenehm gerathen, bereichert. Auch versuchte Peter Ronsard vielerley Arten von Gedichten, insonderheit die höchste Liedergattung, welche man Oden nennt, mit ausnehmendem Beyfall. Aber eine geschmeidige und verfeinerte Sprache, richtiger Geschmack und treffender Witz, waren noch Seltenheiten in den eigentlichen französischen Werken dieser Zeit.

Ronsard. st. im J. 1585.

Fünfter Zeitraum.

Von Heinrich dem Großen an, oder von der völligen Beruhigung und neuen Stärke Frankreichs, bis auf Ludwig den vierzehnten, oder bis auf die Zeit, da die Franzosen die feinste und angesehenste Nation von Europa wurden.

Vom J. 1589 bis zum J. 1643.

Ein Zeitraum von etwas mehr als funfzig Jahren.

I.

Heinrich IV. erster K. von Frankreich aus dem Hause Bourbon.

Als mit Heinrichs des dritten Tode das Geschlecht Valois, welches mehr als drittehalbhundert Jahre über Frankreich geherrscht hatte, untergegangen war, traf die Reihe der Thronfolge Heinrich von Bourbon, König von Navarra, der von einem jüngern Sohne Ludwigs des neunten abstammte, und also der nächste Anverwandte des ausgestorbenen königlichen Hauses war. Sein Vater Anton hatte, durch eine Vermählung mit einer Prinzessinn von Navarra, dieses sehr kleine Königreich, oder vielmehr nur den geringern Theil desselben, der auf der französischen Seite der pyrenäischen Gebirge liegt, oder Nieder-Navarra, an sich gebracht, indem die Spanier Ober-Navarra mit Gewalt der Waffen an sich gerissen hatten. Er besaß aber auch das Fürstenthum Bearn, und einige andere ansehnliche

liche Herrschaften in der Nachbarschaft: und sein mäßiger Staat wurde dadurch, daß er zwischen Frankreich und Spanien lag, einigermaßen beträchtlich. Wenige Fürsten haben durch so lange Widerwärtigkeiten, und gleichsam in der Schule der Trübsale, regieren gelernt, als Heinrich. Seine Mutter hatte ihn, nach dem frühen Tode seines Vaters, in der protestantischen Religion erziehen lassen, und er wurde in einem Alter von sechszehn Jahren das Oberhaupt seiner Glaubensgenossen in Frankreich, die damals zu ihrer Beschützung die Waffen hatten ergreifen müssen. Man sah bald, daß er natürliche Fähigkeiten zu einem großen Feldherrn besitze; er bildete sich dazu unter der Anführung des Admirals Coligny; theilte aber auch mit demselben allerley Gefahren, Beschwerlichkeiten und Unglück. Seine Vermählung mit der Schwester Carls des neunten erleichterte, wie man oben bereits gelesen hat, die verabscheuungswürdige Pariser Bluthochzeit. Es fehlte wenig, daß er nicht auch in derselben das Leben verloren hätte. Die Furcht vor dem Tode, mit welchem man ihn bedrohte, preßte ihm zwar ein äußerliches Bekenntniß der katholischen Religion aus; aber sein Herz blieb der protestantischen zugethan, für welche er sich auch alsbald wieder erklärte, nachdem er etliche Jahre darauf sich seine Freyheit durch die Flucht vom Hofe erworben hatte. Je mehr er sich indessen dem französischen Throne näherte, weil das regierende Haus ungemein vermindert wurde, desto mehr suchten ihn die aufrührischen Bundsgenossen, aus Haß gegen seine Religion, davon zu entfernen. Er wurde genöthigt, für sich und seine Glaubensgenossen von

neuem

neuem das Schwerdt zu ziehen, mit welchem er eben so tapfer als siegreich focht. Endlich ward er, nach Heinrichs des dritten Ermordung, unter dem Namen Heinrich der vierte, König von Frankreich.

J. 1589.

Er erobert sein Reich, und wird römischkatholisch.

II. Aber er mußte sein Reich größtentheils erst erobern, ehe er dasselbe beherrschen konnte. Das sogenannte heilige Bündniß wollte ihn unter dem Vorwande nicht als König erkennen, weil er ein Ketzer wäre, und verschiedene Großen suchten bey dieser Gelegenheit sich ansehnliche Vorrechte und Länder zu erwerben. Die Spanier unterstützten diesen Widerstand durch Kriegsheere, welche sie nach Frankreich schickten. Heinrich aber überwand denselben nach und nach, ob er gleich Mangel an Gelde, an Kriegsvölkern, und selbst an getreuen Feldherren litt, eben so sehr durch seine Klugheit und Großmuth, als durch tapfere Thaten und Beharrlichkeit. Seinen Unterthanen, die er mit den Waffen in der Hand gegen sich gefangen bekam, begegnete er nicht als Empörern, sondern als verführten Kindern, mit gütiger Schonung. Er konnte Paris mit einem Sturm einnehmen, und seine Soldaten waren nach der reichlichen Beute, die ihrer daselbst wartete, äußerst lüstern; allein Heinrich wollte die Hauptstadt seines Reichs nicht, wie es in diesem Falle unvermeidlich war, vor seinen Augen verwüsten, und tausende der Einwohner umkommen sehen. Die einreißende Hungersnoth zu Paris, welches er auf allen Seiten eingesperrt hielt, machte ihm darauf neue Hoffnung zur Uebergabe dieser Stadt. Da man aber seine gnädige Nachsicht kannte, wurden den Parisern für theure Bezahlung Lebensmittel genug von seinem Heere zugeschickt.

geschickt. Zwar hatte er dieses bey Lebensstrafe verboten: und man war daher eines Tages im Begriff, zween Bauern aufzuhängen, weil sie ein paar Karren mit Brodte nach Paris führten, als der König dazu kam. Er schenkte ihnen sogleich das Leben, indem sie ihm vorstellten, daß sie nur durch dieses Mittel sich dasselbe erhalten könnten; er schenkte ihnen überdieß das Geld, welches er bey sich hatte, mit den Worten: Geht ruhig fort! der Bearner (so nannten ihn seine aufrührischen Unterthanen spottweise,) ist arm; wenn er mehr hätte, würde er euch mehr geben. Heinrich bestrebte sich, durch solche Gesinnungen und Handlungen die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen. Bey vielen derselben machten sie auch Eindruck; allein die Häupter des aufrührischen Bundes, die eifrigern Geistlichen, die Spanier und die Päpste, hielten noch eine große Menge Franzosen zurück, sich ihrem rechtmäßigen Könige zu ergeben, weil er im Glauben irrig wäre. Viele der ansehnlichsten Städte und ganze Provinzen fuhren fort, ihm den Gehorsam zu versagen. Er mußte solchergestalt befürchten, daß er niemals zum völligen und sichern Besitze seines Reichs gelangen dürfte; nie das erwünschte Glück haben könnte, dasselbe von seiner äußersten Unordnung und Verheerung wieder herzustellen; daß er Lebenslang mit seinen Unterthanen würde Krieg führen, statt Ruhe und Vergnügen, nur stets Kummer und Gefahren ausstehen müssen. Diese Ueberlegungen brachten ihn vermuthlich am meisten zu dem Entschluß, die reformirte Religion, zu welcher er sich so lange Jahre mit allen Merkmalen der aufrichtigsten Ergeben-

heit

Im J. 1593. heit bekannt hatte, mit der römischkatholischen zu vertauschen. Fast scheint es, daß er diesen Schritt bloß aus Staatsklugheit gethan habe: und man könnte auch wohl einigen Leichtsinn in den scherzhaften Worten finden, die er damals sagte: Paris ist wohl noch eine Messe werth! Doch zu geschweigen, daß Heinrich immer sehr ernsthaft über Religionsangelegenheiten gedacht hat, darf man auch das Urtheil über die Ursachen von Veränderungen solcher Art nur mit schüchterner Behutsamkeit fällen, weil die meisten tief in dem für uns undurchdringlichen Herzen verborgen liegen. Vielleicht glaubte er auch ein Mittel gefunden zu haben, die an Cärimonien reiche römischkatholische Religion mit der vielmehr für den Geist eingerichteten protestantischen zu vereinigen. Genug, der größte Theil seiner widerspenstigen Unterthanen fieng seit dieser Zeit an, sich ihm williger zu unterwerfen.

Er stellt die Ruhe nach vielen Schwierigkeiten wieder her.

III. Freylich währte es noch einige Jahre, bis er alle übermüthige Große bezwingen, oder durch Geld und andere unverdiente Vortheile auf seine Seite ziehen konnte. Aber er bezeigte sich weit nachgebender, als es der gütigste Fürst zu seyn schuldig war: nur um seinem Reiche die unentbehrliche Ruhe zu verschaffen. Er vergab allen; denjenigen unter seinen Grossen, der ihm am meisten und am längsten geschadet hatte, bestrafte er, wie er selbst zu ihm sagte, bloß damit, daß er ihn, da er sehr dick und schwerfällig war, zu einem langen und schnellen Spatzierengehen nöthigte, welches ihn ganz außer Athem setzte. Den Krieg mit den Spaniern endigte er auch durch einen vortheilhaften Frieden. Er mußte es sich gefal-

len

len lassen, damit er den groben Vorurtheilen vieler seiner Unterthanen ausweichen möchte, sich durch seine Gesandten von dem Papste die Lossprechung von den päpstlichen Kirchenstrafen, die er sich zugezogen haben sollte, mit lächerlichen Cärimonien ertheilen zu lassen. Nur nach und nach konnten alle römischkatholische Geistliche in Frankreich so weit gebracht werden, ihn im öffentlichen Kirchengebete Gott zu empfehlen. Die alte wütende Religionserbitterung bewaffnete auch noch, da er sein Glaubensbekenntniß bereits geändert hatte, einen Meuchelmörder wider ihn; der ihn aber nur an der Lippe verwundete. D'Aubignee, einer der vornehmsten Günstlinge und Vertrauten des Königs, zwar ein eifriger Protestant, aber auch seinem Könige unveränderlich getreu, ein Held in Friedens- und Kriegsgeschäften, dessen Geist und Freymüthigkeit noch aus seinen Schriften hervorschimmern, sagte bey dieser Veranlassung zu ihm: Bisher haben Eure Majestät Gott nur mit dem Munde verleugnet: daher hat er es auch nur geschehen lassen, daß Sie an dem Munde verwundet worden sind. Wenn ihn aber erst Ihr Herz verleugnen wird: dann wird er auch dieses ungetreue Herz durchbohren lassen. Heinrich wollte besonders die bisherige Zwietracht seiner Unterthanen mit der Wurzel ausrotten. Er erklärte sich zum Beschützer beyder Religionspartheyen. Zwar erhielt er der römischkatholischen, als der herrschenden, mancherley Vorzüge. Doch ertheilte er seinen alten Glaubensgenossen, den Reformirten, einen Religionsfrieden, durch welchen sie nicht allein sehr beträchtliche Freyheiten und Rechte, sondern

Verordnung von Nantes. Im J. 1598.

auch

auch die schon ehemals bewilligte Erlaubniß wieder erhielten, um ihrer Sicherheit willen einige Festungen mit ihren Soldaten, doch von dem Könige abhängig, zu besetzen. Diese wurden daher Sicherheitsplätze genannt: und Rochelle, eine sehr wohlgelegene Handelsstadt mit einem Hafen am Weltmeere, war die vornehmste unter denselben. Da diese Verordnung zu Nantes, einer andern wichtigen Seestadt in Bretagne, ausgefertigt wurde: so hat sie davon den Namen, das Edikt oder die Verordnung von Nantes, bekommen. Aber auch dieses Gesetz, oder eigentlich mit demselben die christliche Gewissensfreyheit einzuführen, und den bürgerlichen Kriegen, welche die Religion zum Vorwande genommen hatten, auf immer ein Ende zu machen, kostete diesem guten Fürsten noch sehr viele Mühe, weil die Gerichtshöfe und die aufrührischen Prediger seinen Absichten entgegen arbeiteten.

Seine weise und glückliche Regierung.

IV. Nachdem Heinrich diesen Grund zur allgemeinen Ruhe und Einigkeit gelegt hatte, konnte er gleichsam erst das Gebäude der öffentlichen Glückseligkeit seiner Nation, der sie seit fast vierzig Jahren fremd gewesen war, darauf errichten, und zugleich das damit unzertrennlich verbundene Ansehen der Könige wieder erneuern. Da die Vorrechte des Soldatenstandes während eines so langwierigen Kriegs in unausstehliche Frechheit und Gewaltthätigkeiten ausgeschlagen waren: so schaffte er die überflüssigen Kriegsvölker ab, nöthigte die abgedankten Soldaten, unangebauete Länder fruchtbar zu machen, verbot jedermann Schießgewehr zu führen, nahm den Großen ihre Leibwachen, und reinigte die

Land-

Landstraßen von Räubern: Den Landleuten erließ er eine große Summe rückständiger Steuern, welche sie nicht bezahlen konnten. Die französischen Bauern erinnern sich noch der gütigen Worte, die er von ihnen gebrauchte: er wollte, daß sie alle Sonntage eine Henne im Topfe haben möchten. Den Edelleuten gab er zu erkennen, wie angenehm es ihm seyn würde, wenn sie, anstatt einer kostbaren Lebensart am Hofe, sich auf ihre Güter begäben, und das Feld bestellen ließen. Er war selbst in seinem Anzuge und Aufwande ein Muster der vernünftigen Wirthschaft; die damals ihm und dem ganzen erschöpften Reiche so nöthig war. Ein grauer Rock mit einer Weste von Atlas oder Taffet war sein ganzer Putz: und er lachte über diejenigen, welche, wie er sagte, ihre Mühlen und Wälder auf ihrem Rücken trügen. Er verbot nicht nur das Gold und Silber auf den Kleidern; sondern unterwarf sich auch selbst diesem Gesetze. Außerdem, daß er die königlichen Einkünfte, von denen bisher kaum der fünfte Theil in den Schatz gekommen war, in eine gute Ordnung und Verwaltung brachte, öffnete er auch seinen Unterthanen neue Quellen des Reichthums. Sie hatten bis dahin den Italiänern und andern Nationen viel Geld für seidene Waaren bezahlt. Heinrich ließ daher zuerst Maulbeerbäume in seinem Reiche pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und Leute in der Wartung derselben, auch Verfertigung seidener Arbeiten, unterrichten. Ueberall erleichterte er die Handlung, suchte Flüsse schiffbar zu machen, und bequeme Wege anzulegen. Unter seinem Schutze kamen auch viele Manufakturen von Spitzen, Tüchern, Leinwand

und Spiegeln zu Stande. Er gieng oft verkleidet unter dem gemeinen Volke herum, damit er hören möchte, was man von ihm urtheilte, und ahndete ungerechten Tadel nur durch Verweise. Ueberhaupt war er gewohnt, mit seinen Unterthanen auf eine sehr liebreiche und sogar vertrauliche Art zu sprechen. Aber er vergaß deswegen nicht, auch strenge Gerechtigkeit auszuüben. Ich habe, sagte er einmal, nur zwey Augen und zween Füße; worinne bin ich also von meinen Unterthanen unterschieden, als daß ich die Stärke der Gerechtigkeit in meiner Gewalt habe? Als daher viele Großen ihn baten, einem jungen Menschen das Leben zu schenken, der seine Schwester ermordet hatte, gab er einem derselben zur Antwort: Wenn ich gleich der Vater dieses Elenden wäre; so wollte ich doch nicht für ihn um Gnade bitten. Und zu einem andern sagte er: Ich schenke Ihnen seine Asche, wenn man ihn gehörig bestraft haben wird. Wo er hingegen rühmliche Eigenschaften fand, milderte er die Gerechtigkeit bald durch Güte. Einer seiner trefflichsten Kriegsbedienten, La Noue, beschwerte sich bey ihm, daß man, auf die Klage seiner Gläubiger, sein Geräthe angehalten hätte, und bat den König um einen Befehl, daß es freygegeben würde. La Noue, antwortete Heinrich, man muß seine Schulden bezahlen; ich bezahle die meinigen auch. Allein kurz darauf zog er ihn auf die Seite, und händigte ihm einige Edelgesteine ein, um sie bey seinen Gläubigern zum Pfande einzusetzen, bis er sie bezahlte: denn der König hatte damals selbst nur wenig Geld. Gegen andere Fürsten und Nationen betrug er sich mit

solcher Würde, sie hatten auch von seiner Staatsklugheit und von der innern Stärke seiner Regierung eine so hohe Meynung, daß Frankreich seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts den vorzüglichsten Rang unter den europäischen Kronen einzunehmen anfieng. Heinrich stellte mehr als einmal mit Nachdruck einen Friedensstifter zwischen Fürsten und Staaten vor. Er nöthigte auch den Herzog von Savoyen, ihm anstatt eines Landes, das derselbe während der bürgerlichen Unruhe von seinem Reiche abgerissen hatte, ihm einige noch bequemer für Frankreich gelegene Landschaften, unter andern Bresse, abzutreten.

Sülly, Heinrichs großer Staatsbedienter.

V. Obgleich Heinrich bey allen diesen Anstalten und Unternehmungen seinen Einsichten folgte; so vermehrte und verbesserte er doch dieselben immerfort durch den Beystand eines vortrefflichen Staatsbedienten, den er zu seinem vornehmsten Rathgeber und Vertrauten gewählt hatte. Dieses war der Herzog von Sülly, oder eigentlich der Duc de Sülly: denn man darf einen französischen Duc nicht mit einem deutschen Herzoge, der vor jenem die landesherrliche Hoheit, und so vieles andere voraus hat, vermischen. Sülly vereinigte mit einer ungemeinen Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Treue gegen seinen Fürsten, einen durchdringenden Geist, der allen Geschäften der Staatsverwaltung gewachsen war, einen standhaften Muth und stets ruhigen Sinn, welcher ihn hauptsächlich in den Stand setzte, den weisesten Rath zu ertheilen, und Heinrichs oft aufwallende Hitze zu dämpfen. Durch ihn wurden besonders die königlichen Einkünfte aus ihrer unbeschreiblichen Zerrüttung in

die beste Ordnung gebracht. Er hielt das Versprechen, welches er dem Könige gethan hatte, von niemanden ein Geschenk oder eine Belohnung anzunehmen: und selbst die Geschenke, welche er von dem Könige bekam, ließ er sich, wie andere Anweisungen an die Schatzkammer, schriftlich ausfertigen. Heinrich zog zwar auch andere Staatsbedienten zu Rathe, aber mit dem Süully, der sein eigentlicher Freund war, überlegte er die schwersten und geheimsten Angelegenheiten. Dieser Staatsbediente blieb bis an sein Ende der protestantischen Religion überaus ergeben; und doch bewies er stets mehr Liebe gegen den König und das Vaterland, als Partheylichkeit für seine Glaubensgenossen. Die Hofleute verfolgten ihn durch Neid und allerley Ränke; der König selbst wurde zuweilen kaltsinnig oder unwillig gegen ihn, weil ihm Süully allemal freymüthig widersprach und Erinnerungen gab, sobald er merkte, daß sich Heinrich zu schädlichen Entschlüssen neigte, oder bereits hatte verleiten lassen. Allein dieser ließ ihm gar bald Gerechtigkeit widerfahren, und verlangte, daß er in seinen dreisten Vorstellungen immer fortfahren sollte. Einst hatte der König einem Fräulein, das er liebte, das aber seiner Liebe unwürdig war, zu Gefallen, eine schriftliche Versicherung, sie zu heyrathen, aufgesetzt, zeigte sie dem Süully, und fragte ihn darüber um seine Meynung. Anstatt aller Antwort, zerriß Süully das Eheversprechen vor den Augen des Königs in Stücken. Ich glaube, ihr seyd närrisch, sagte der König. Es ist wahr, antwortete sein Staatsbedienter, ich bin ein Narr: und wollte Gott, ich wäre der einzige Narr in Frankreich! Er setzte auch noch Gründe hin-

Er verweist dem Könige dreist seine Fehler.

IX. Kupfertafel.

Heinrich der Grosse und Sülly.

hinzu: und der König nahm seine Freyheit so wenig übel auf, daß er ihn nach einigen Tggen zu seinem obersten Feldzeugmeister, oder Oberaufseher des Geschützes, machte; in welcher Stelle er sich neue Verdienste erwarb. Ein andermal gerieth der König über nachdrückliche Vorstellungen, die ihm Süllly wegen eines Fehltritts that, so sehr in Zorn über ihn, daß er mit den Worten weggieng: Das ist ein Mensch, den ich nicht mehr ausstehen kann: er thut nie etwas anders, als daß er mir widerspricht. Aber ich will mir wohl Gehorsam verschaffen; ich will ihn in vierzehn Tagen nicht wieder sehen. Doch bereits am Morgen des folgenden Tages besuchte ihn der König, erfuhr, daß Süllly schon seit drey Uhr in den königlichen Geschäften arbeite, bezeigte ihm darüber seine Bewunderung und Liebe, und munterte ihn auf, sein bisheriges Betragen immer beyzubehalten.

Heinrich der vierte wird ermordet.

VI. Heinrich der vierte war einer der größten Feldherren; und führte gleichwohl den Krieg nur gezwungen, um seiner Ehre und Vertheidigung willen: zumal da sein Reich des Friedens mehr als jemals benöthigt war. Aber nachdem sich dasselbe durch seine sanfte und ruhige Regierung ziemlich erholt hatte, bot sich ihm eine Gelegenheit dar, die Waffen von neuem, zur Beschützung seiner Bundsgenossen in Deutschland, und zur Einschränkung des für Frankreich so furchtbaren österreichischen Hauses, zu ergreifen. Er war schon im Begriff, mit einem sehr geübten und zahlreichen Kriegsheere nach Deutschland aufzubrechen, als er mitten in einer Straße von Paris in seiner Kutsche von einem Böswichte ermordet wurde. Im J. 1610.

wurde. Man erstaunt und erschrickt zugleich, wenn man lieset, daß zween französische Könige nach einander, einer der ungeschicktesten, und wiederum einer der ruhmwürdigsten, die auf irgend einem Throne gesessen haben, jeder von einem seiner Unterthanen, meuchelmörderischer Weise umgebracht worden sind. Man darf jedoch diese Wut nicht den Franzosen überhaupt zuschreiben. Es war die Frucht des unsinnigen Religionshasses bey dem Abschaum der Nation. Auch nach seiner Religionsveränderung wurde Heinrich der vierte von vielen dieser Elenden für keinen wahren Katholiken gehalten, weil er die Protestanten, anstatt sie zu verfolgen, vielmehr schützte; und da er im Begriff war, protestantischen deutschen Fürsten zu Hülfe zu ziehen: so wurde auch dieser Umstand, ob er gleich nur Staatsabsichten betraf, von mächtigen Personen weltlichen und geistlichen Standes dazu gemißbraucht, ihn verhaßt zu machen. Man

Seine Größe,

nennt ihn eben so oft Heinrich den Großen, als den vierten: und er war in der That der größte König, den Frankreich gehabt hat. Er wurde, was er nach seinen eigenen Worten zu werden wünschte: der Retter und Wiederhersteller seines Vaterlandes. Vieles, was die meisten Menschen gar nicht mit einander zu vereinigen wissen, verband er überaus glücklich: Staatsklugheit mit der offenherzigsten Redlichkeit; die kühnste Tapferkeit mit ungemeiner Menschenliebe; und die erhabensten Gesinnungen mit sehr ungekünstelten Sitten. Die Fehler,

und seine Fehler.

welche er eben sowohl als alle andere große Männer an sich hatte, erkannte er selbst, und that auch einiges, um sie zu bessern. Darunter gehörte die Neigung

zum

zum Spiele, die ihn oft große Geldsummen, zum Schaden nützlicher Entwürfe, verlieren ließ. Besonders aber konnte er eine unordentlich heftige Liebe zum Frauenzimmer niemals überwinden; wodurch er nicht allein die geheiligte Treue seiner ehelichen Verbindungen übertrat, sondern auch seiner Nation ein sehr verführerisches Beyspiel gab. Er schadete ihr auch durch eine andere Unvorsichtigkeit nicht wenig. Da die Zweykämpfe bey derselben, aus einer falsch verstandenen Ehrbegierde, so sehr überhand genommen hatten, daß fast alle Jahre ein paar hundert Edelleute dadurch das Leben verloren: so verbot sie zwar Heinrich bey Strafe des Todes, und der Einziehung der Güter; er befohl sogar, daß diejenigen, welche darinne umkämen, gerichtlich verfolgt werden sollten. Allein da er die Uebertreter dieses Gesetzes, wenn sie sonst ihre Tapferkeit bewiesen hatten, leicht begnadigte: so wurden die Zweykämpfe bald wieder so häufig als vorher.

VII. Unter seiner berühmten Regierung stand der erste und einzige große Geschichtschreiber auf, den Frankreich, aber nicht in seiner Sprache, bekam: Jacob August Thuanus, oder de Thou, einer von den Präsidenten des Parlements zu Paris. Er leistete dem Könige und seinem Vaterlande in vielen Staatsgeschäften wichtige Dienste, und beschrieb die Geschichte seiner und der kurz vorhergehenden Zeiten im sechszehnten Jahrhunderte, bis in die ersten Jahre des siebzehnten. Strenge Wahrheitsliebe und Genauigkeit, eine seltene Mäßigung in allem, was die verschiedenen Religionsparteyen betrifft, überhaupt eine einsichtsvolle Beurtheilung, und eine edle

Thuanus, der größte französische Geschichtschreiber.

st. im J. 1617.

lateinische Schreibart; das sind die vornehmsten Eigenschaften, wegen welcher sein Werk noch immer so hochgeschätzt wird. Dem bereits oben gedachten Günstlinge Heinrichs, d'Aubignee, der seine eigene Geschichte so aufrichtig und treuherzig beschrieben hat, kann man einen andern reformirten Edelmann, Philipp Mornay du Plessis, an die Seite setzen, welcher als Feldherr, Staatsmann, Gelehrter und Schriftsteller für seine Religion, sich sehr hervorgethan hat. Zween große französische Gelehrte dieser Zeit, der eben genannten Religion gleichfalls zugethan, endigten ihr Leben, belohnt in auswärtigen Ländern: Josephus Justus Scaliger in Holland, und Isaak Casaubonus in England. Aber den ersten eigentlichen französischen Dichter, Franz Malherbe, der einen bisher ungewohnten Wohlklang in seine Gedichte brachte, munterte Heinrich durch seine Gnadenbezeigungen desto mehr auf. Malherbe selbst schien seine Kunst zu verachten, weil sie, wie er sagte, dem Staate keinen Nutzen schaffte. Allein, wenn dieses Urtheil nicht etwan bloß aus Bescheidenheit geflossen ist; wenn er auf das Vergnügen, das ein so allgemeines Bedürfniß ist, und das die Dichtkunst auf eine so sinnreiche Art ertheilt, nichts rechnete: so blieben immer noch die vielen angenehmen Belehrungen und nützlichen Rührungen übrig, welche durch diese Kunst gestiftet werden können.

Andere merkwürdige Schriftsteller.

Malherbe. st. im J. 1628.

VIII. Heinrichs Tod war für sein Reich und seine Nation ein unersetzlicher Verlust. Man mußte befürchten, daß beyde zum Theil in die Verwirrung zurück stürzen würden, aus welcher er sie kaum gerissen hatte. Noch waren erst zwölf Jahre verflossen,

Neue Verwirrung von Frankreich.

sen, seitdem sie einer völligen Ruhe genossen; aber es gehörte ein eben so großer Geist, als Heinrich, dazu, sie unter so vielen Ueberbleibseln der alten Unordnungen, die sich öfters regten, auch darinne zu erhalten. Anstatt dessen hinterließ Heinrich einen neunjährigen Prinzen, Ludwig, für welchen seine Mutter die Regierung eine Zeit lang führte. Sie war ehrgeizig genug dazu; aber von geringen Fähigkeiten, und hieng daher gänzlich von ihren italiänischen Günstlingen und andern Rathgebern ab; sie nahm auch bey der Staatsverwaltung solche Maaßregeln an, die Heinrichs seinen gerade entgegengesetzt waren. Die Grossen des Reichs, die er ziemlich zur Unterthänigkeit genöthigt hatte, fiengen nun wieder an, die königliche Gewalt, welche in so schwachen Händen war, zu verachten; sie waren auch mißvergnügt über die Regierung überhaupt, und das geringe Ansehen, das ihnen bey Hofe zugestanden wurde. Daraus entstanden Partheyen, Unruhen, und selbst kurze Kriege. Zwar trat der König in einem kaum vierzehnjährigen Alter, unter dem Namen Ludwig der dreyzehnte, die Regierung an. Allein da er derselben gar nicht gewachsen war: so überließ er sie und sein ganzes Vertrauen einem jungen Edelmann, der keine andere Geschicklichkeit hatte, als daß er dem Könige zu kleinen Belustigungen behülflich war. Das hatte die Folge, daß selbst Ludwigs Mutter vom Hofe vertrieben wurde. Er mußte mit einem seiner Grossen, wie mit einem Fürsten seines gleichen, Friede schließen. Da er auch den Reformirten hart begegnete, griffen sie zu den Waffen: und der König konnte, ob er sie gleich ziemlich demüthigte, doch eine ihrer Hauptfestungen nicht erobern.

Des Cardinals Richelieu kluge Staatsverwaltung.

IX. Endlich wurde, ohngefähr zehn Jahre nach Heinrichs Tode, ein französischer Bischof, der nachmals zum Herzog und Cardinal erhoben ward, Richelieu, das Oberhaupt des königlichen Staatsrathes. Von dieser Zeit an bekam die Regierung sogleich mehr Festigkeit und Ansehen, weil sie kluge Mittel wählte, und dieselben auch standhaft befolgte. Aber es war auch weiter nicht sowohl die Regierung Ludwigs des dreyzehnten, als seines neuen Staatsbedienten. Ludwig wollte allerdings selbst regieren: es fehlte ihm nicht an einigen Einsichten, Muth und Tapferkeit; aber er fühlte sich doch zu schwach, solches allein zu thun. Seine Erziehung war freylich sehr schlecht gewesen. Er wußte alle seine Jagdhunde mit Namen zu nennen, wurde ein guter Bereuter, und verstand sich auf die Falkenjagd vortrefflich; allein die Menschen kannte er desto weniger: und das ist doch das Nothwendigste, wenn man sie regieren will. So eifersüchtig er auf die höchste Gewalt war, von welcher Richelieu beynahe die ganze Ausübung an sich zog; so konnte er sich doch niemals entschließen, denselben aus seinen Diensten zu entlassen, weil er keinen finden zu können glaubte, der seine Vortheile besser beförderte. Auf der andern Seite war Richelieu ein Mann von ungemeiner Menschen- und Weltkenntniß, der Frankreichs Staatsbedürfnisse und den Nutzen seiner Könige überaus wohl verstand; nicht nur wichtige Entwürfe machte, sondern sie auch mit unveränderlicher Entschlossenheit vollführte; aber der Weg, welchen er dabey gieng, war nicht immer die gerade Bahn der Redlichkeit, von der sich Sülly niemals entfernte. Verstellung, Arglist, auch ungerechte

rechte und rachgierige Grausamkeit, waren oft seine Gehülfen. Dennoch verdient sein großer Geist Bewunderung, weil er mitten unter dem Hasse der mächtigsten französischen Herren, und unter häufigen Verschwörungen, auch andern Gefahren, die ihn bedrohten, von seinem Könige nicht geliebt, sondern gefürchtet, ob er gleich für dessen Größe so sehr als für die seinige arbeitete, gleichwohl achtzehn Jahre lang bis an sein Ende die schwersten Unternehmungen dergestalt verfolgt hat, als wenn er alle Ruhe und alle Aufmunterung dazu genossen hätte. st. im J. 1642.

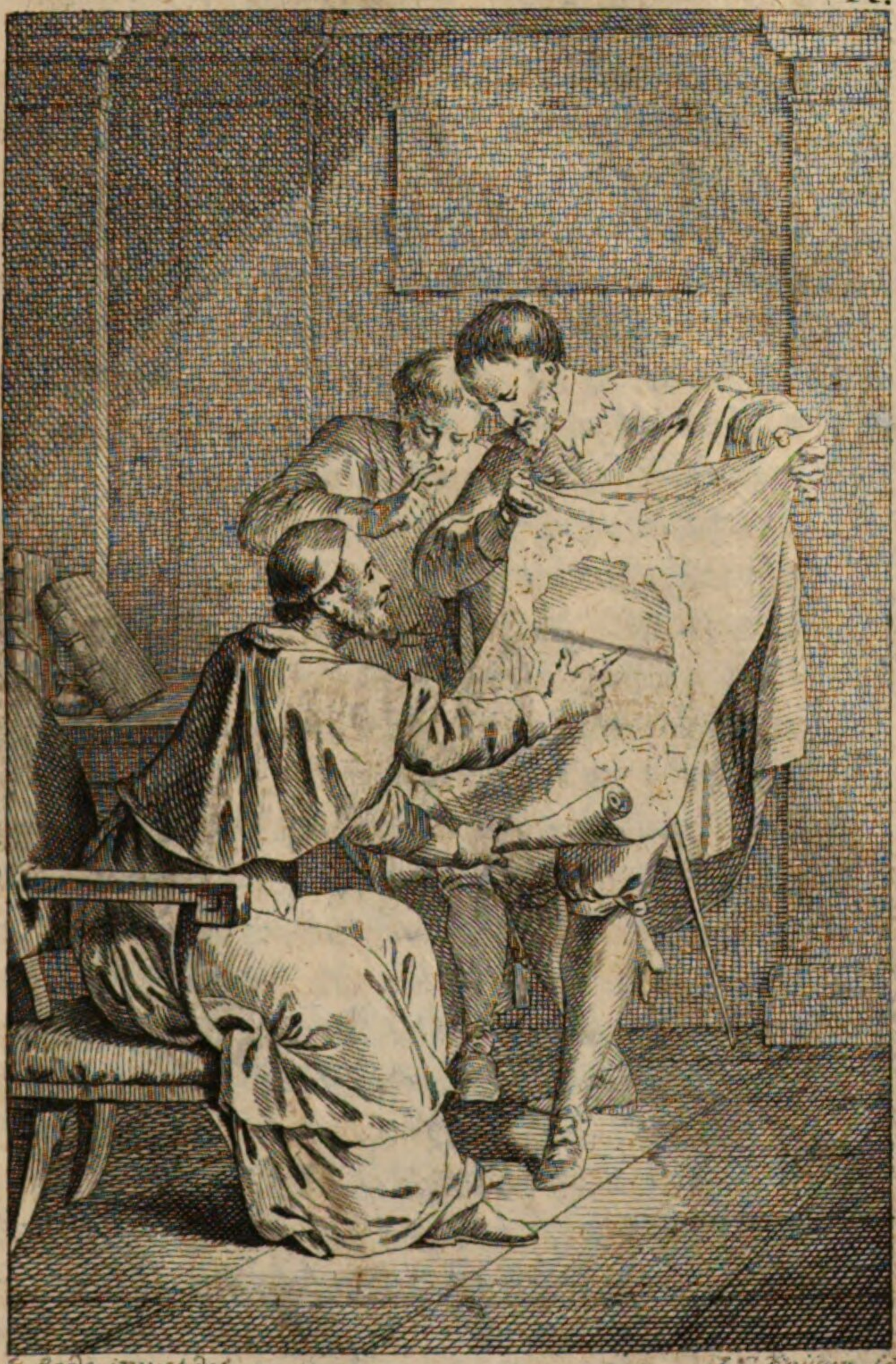
X. Richelieu hatte sich, wie man aus seinen Handlungen sieht, zwo Hauptabsichten vorgesetzt. Er wollte die Macht der Könige von Frankreich in ihrem Reiche so hoch als möglich erheben; und ausserdem ihren furchtbarsten Feind, das Haus Oesterreich, welches über Deutschland, Spanien, und so viele andere Länder regierte, zwischen welchen Frankreich beynahe eingeschlossen war, erniedrigen. In beyden war er sehr glücklich; zum Theil mit fremdem Beystande, den er besonders geschickt nützte. Er demüthigte die französischen Großen; jeder Versuch von Widerstand oder Empörung gegen den König, jede Verbindung, die nur wider den Cardinal gerichtet war, wurde an ihnen mit unerbittlicher Strenge, selbst mit dem Leben, bestraft. Die festen Städte, welche den Reformirten zu ihrer Sicherheit waren eingeräumt worden, schränkten insonderheit auch die königliche Gewalt ein. Allerdings waren sie ehemals nöthig gewesen, weil man die den Reformirten ertheilten Religionsversicherungen niemals zu halten gewohnt war; allein manche ihrer Großen trotzten aus diesen Festungen Er vergrössert die königliche Gewalt.

Festungen dem Könige desto leichter. Richelieu unterdrückte diese Art von Freystaate, der sich mitten im Reiche gebildet hatte. Der Sitz und gleichsam das Bollwerk desselben war Rochelle, eine sehr ansehnliche See- und Handelsstadt am Weltmeere, die durch ihre Lage, Befestigung, und den Muth ihrer Einwohner, unüberwindlich zu seyn schien; aber dadurch den Königen mehr als eine andere ihrer Städte gefährlich wurde, daß in dieselbe bey einem befürchteten Angriffe sehr bequem eine ausländische Hülfe von der See her gezogen werden, und diese Stadt also wohl gar unter eine fremde Herrschaft gerathen konnte. Wirklich erschienen auch mehrmals englische Flotten zum Entsatze von Rochelle, als Richelieu diese Stadt belagern ließ. Die französische Seemacht war viel zu schwach, als daß sie es allein hätte verhindern können, daß Kriegsvölker und Lebensmittel in die belagerte Festung, von der Meeresseite her, gebracht würden. Allein der Cardinal ließ, wie ehemals Alexander der Große vor dem Hafen von Tyrus, einen Damm mitten in der See aufwerfen. Ob ihn gleich die Wellen niederrissen; so wurde er doch bald wieder, und noch dauerhafter, hergestellt. Die feindlichen Schiffe wagten es nicht, denselben durchzubrechen, und Rochelle mußte sich, vom Hunger ausgezehrt, an den König ergeben. Richelieu nöthigte die Reformirten, welche noch immer in Frankreich Hugonotten genannt wurden, auch die andern Städte, welche sie inne hatten, dem Könige zu überliefern. Aber er begnügte sich daran, ihnen die Macht zu schaden, die sie als eine Parthey im Staate gehabt hatten, entrissen zu haben. Ihre freye Religionsübung verstattete er ihnen noch ferner: eine Mäßigung, die ihm zur Ehre gereicht;

Er schließt Rochelle durch einen Damm im Meere ein. X. Kupfertafel.

Im J. 1628.

X.



Js. Rode inv. et del.

J. C. Krüger sc.

Der Cardinal Richelieu läßt einen Damm in der See aufwerfen, um Rochelle zu sperren.

gereicht; die jedoch auch mit seinen übrigen Entwürfen zusammenhieng.

Er bekriegt und schwächt das Haus Oesterreich.

XI. Denn nachdem Richelieu die Macht seines Königs im Innern des Reichs so sehr verstärkt hatte: so konnte er auch mit besserm Erfolge versuchen, ihm gegen andere Fürsten ein größeres Ansehen zu verschaffen. Er nahm daher an den Kriegen Antheil, welche Spanien damals in den Niederlanden und in Italien führte; und Frankreich zog daraus den Vortheil, daß es die Grafschaft Roussillon an der spanischen Gränze eroberte. Vornehmlich aber stiftete Richelieu ein Bündniß zwischen Ludwig dem dreyzehnten und Gustaf Adolfen, Könige von Schweden, der um diese Zeit der Größe des kaiserlichösterreichischen Hauses in Deutschland so viel Abbruch that. Nicht allein unterstützte er diesen Helden durch Geld, sondern fand auch nach dessen Tode bald einen Vorwand, ein französisches Kriegsheer nach Deutschland zu schicken, welches den Schweden so nachdrücklichen Beystand leistete, daß Frankreich nach und nach den größten Theil der Landgrafschaft Elsaß und des Brisgau, mithin gegen den Rhein zu ein ansehnliches Land erwarb, wodurch es leichter in Deutschland eindringen konnte. Während dieser Kriege starb Richelieu, und sein König überlebte ihn nur wenige Monate. Dieser Fürst ist von den Schmeichlern seines Hofs der Gerechte genannt worden. Er hat allerdings Beweise seiner Liebe zur Gerechtigkeit, aber auch eben so viele von Härte und Ungeselligkeit gegeben, und im Grunde nur den Willen seines ihm unentbehrlich gewordenen

Im J. 1635.

Ludwig XIII. st. im J. 1643.

Staats-

Staatsbedienten vollzogen. Selbst die Mutter und der Bruder des Königs mußten, da sie sich der Gewalt des Cardinals widersetzten, Frankreich verlassen. Die königliche Mutter starb ein Jahr vor ihrem Sohne, in der äußersten Dürftigkeit, als eine Verwiesene in der Reichsstadt Cölln, wo sie zu Ludwigs Schande ihre letzten Jahre hatte zubringen müssen. Ein Jahr vor ihr war auch der Herzog von Sülly aus der Welt gegangen. Dieser würdige Diener und Vertraute Heinrichs des vierten wurde gleich nach dessen Tode von dem Hofe verächtlich behandelt. Man nahm ihm seine Bedienungen, und er lebte noch über dreyßig Jahre auf seinen Gütern, ohne daß man sich seiner Rathschläge im geringsten bedient hätte, durch welche der König vielleicht nicht so mächtig und gefürchtet, aber gewiß beliebter bey seinen Unterthanen geworden wäre. Ein einzigesmal wurde er wegen einer Nachricht, die er allein geben konnte, an den Hof gefordert. Als er hier in eben der Kleidertracht vor dem Könige erschien, die ehemals in seinen frühern Jahren gewöhnlich gewesen war, spotteten die umstehenden jungen Hofleute seiner mit Geberden und heimlichen Reden: denn es war natürlich, daß die neuesten Arten des Putzes und die äußerliche Artigkeit bey ihnen mehr galten, als Verstand und Tugend. Sülly, der dieses merkte, sagte mit seiner alten Freymüthigkeit zu dem Könige: Sire, wenn Ew. königl. Majestät Herr Vater, ruhmwürdigsten Andenkens, mich zu sich kommen ließ, um von Staatsgeschäften mit mir zu reden, so ließ er vorher die Hofnarren und die Possenreisser.

Sülly. st. im J. 1641.

gereicht; die jedoch auch mit seinen übrigen Entwürfen zusammenhieng.

Er bekriegt und schwächt das Haus Oesterreich.

XI. Denn nachdem Richelieu die Macht seines Königs im Innern des Reichs so sehr verstärkt hatte: so konnte er auch mit besserm Erfolge versuchen, ihm gegen andere Fürsten ein größeres Ansehen zu verschaffen. Er nahm daher an den Kriegen Antheil, welche Spanien damals in den Niederlanden und in Italien führte; und Frankreich zog daraus den Vortheil, daß es die Grafschaft Roussillon an der spanischen Gränze eroberte. Vornehmlich aber stiftete Richelieu ein Bündniß zwischen Ludwig dem dreyzehnten und Gustaf Adolfen, Könige von Schweden, der um diese Zeit der Größe des kaiserlichösterreichischen Hauses in Deutschland so viel Abbruch that. Nicht allein unterstützte er diesen Helden durch Geld, sondern fand auch nach dessen Tode bald einen Vorwand, ein französisches Kriegsheer nach Deutschland zu schicken, welches den Schweden so nachdrücklichen Beystand leistete, daß Frankreich nach und nach den größten Theil der Landgrafschaft Elsaß und des Brisgau, mithin gegen den Rhein zu ein ansehnliches Land erwarb, wodurch es leichter in Deutschland eindringen konnte. Während dieser Kriege starb Richelieu, und sein König überlebte ihn nur wenige Monate. Dieser Fürst ist von den Schmeichlern seines Hofs der Gerechte genannt worden. Er hat allerdings Beweise seiner Liebe zur Gerechtigkeit, aber auch eben so viele von Härte und Ungeselligkeit gegeben, und im Grunde nur den Willen seines ihm unentbehrlich gewordenen

Im J. 1635.

Ludwig XIII. st. im J. 1643.

Staats-

Schweden als Lehrer der Königinn Christina. Unter seinen Vorschriften zur Schärfung des Geistes, ist diese die berühmteste und merkwürdigste: Man muß an allem zweifeln. Hätte Descartes damit so viel sagen wollen, daß man in keiner einzigen Sache und Lehre zur Gewißheit kommen könne: so würde er etwas eben so Falsches als Schädliches behauptet haben. Aber seine Meynung war diese, daß man sich von der ersten Zeit des Nachdenkens an bemühen müsse, durch prüfendes oder auch gelehrtes Zweifeln zur sichern Wahrheit zu gelangen. Dies ist in der That ein fester Grund, auf welchem sich Weisheit erbauen läßt. Wer so lange seinen Beyfall zurückhält, bis er hinlängliche Beweise angetroffen hat, der allein kann sich einer eigentlichen Wissenschaft und Klugheit rühmen. Wer aber alles, was er hört und lieset, ohne Bedenken für wahr annimmt, sich auch bereits in seiner Jugend angewöhnt, über unzählige Dinge entscheidende Aussprüche zu thun, der bleibt meistentheils in seinem ganzen Leben mit Vorurtheilen und Irrthümern beladen. Noch weniger Glück hatte Edmond Richer, ein trefflicher Lehrer zu Paris, als er das Kirchenrecht, und mit demselben zum Theil auch die Religionswissenschaft seiner Kirche, zu verbessern sich unterstand. Er wurde seines Amts entsetzt, auf vielerley Art gedrückt und gemißhandelt, weil er seine Mitbürger unwiderleglich belehrte, daß ihnen, wie allen andern Christen, das Recht gebührte, von der Herrschaft und den Zwangsmitteln der Päpste frey zu werden. Man verbrannte zu dieser Zeit noch Zauberer in Frankreich, oder vielmehr sonst verhaßte

Richer. st. im J. 1631.

haßte Personen, die man durch diese leere Beschuldigung gewisser ums Leben bringen wollte. Eine Italiänerinn, welche eben dieses traurige Schicksal hatte, und von einem Richter gefragt wurde, durch welche Mittel sie das Gemüth der verwittweten Königinn, deren unumschränkte Gunst sie besessen hatte, bezaubert habe, antwortete weit verständiger, als man sie fragte: Durch die Gewalt, welche ein großer Geist über einen kleinen hat. Doch der Cardinal Richelieu selbst begünstigte die Zaubereyprozesse. So helle er in Staatssachen sah, so mittelmäßig waren seine übrigen Einsichten; ob er gleich für einen gelehrten und witzigen Mann gehalten werden wollte. Unterdessen stiftete er doch unter dem Schutze und der Aufmunterung des Königs eine Gesellschaft, welche für die Sprache, Beredtsamkeit und Dichtkunst der Franzosen sehr nützlich geworden ist. Sie führt den Namen der französischen Akademie, hat nachher noch vortheilhaftere Einrichtungen bekommen, und besteht aus vierzig Mitgliedern. Diese werden ordentlich aus den besten, angenehmsten und sinnreichsten Schriftstellern in der französischen Sprache gewählt. Nach den Mustern, welche sie in ihren Schriften gegeben haben, hat sich immer die übrige Nation gebildet; ihre Aufnahme in diese Gesellschaft ist als die rühmlichste Ehrenbezeugung, die ihnen wiederfahren könnte, angesehen worden: und die Gesellschaft überhaupt hat durch ihr Wörterbuch der französischen Sprache, und durch ihre Anmerkungen über dieselbe, sich wohl verdient gemacht. Schon am Ende dieses Zeitraums erhielt die französische Schau-

Die Académie françoise. Im J. 1635.

bühne ihren ersten trefflichen Dichter, Peter Corneille; den aber die übel angebrachte Eifersucht des Richelieu noch wenig empor kommen ließ. Es standen auch schon andere witzige Köpfe, zum Theil von gutem Geschmack, oder doch solche auf, die ihre Sprache mit ausnehmender Reinigkeit und Zierlichkeit zu schreiben anfiengen; wie Balzac, der die Schreibart der Briefe verbesserte, obgleich durch zu vieles Künsteln fehlte; wie Vaugelas, der so schöne Untersuchungen über die französische Sprache anstellte, und mit seinem Zeitgenossen d'Ablancourt die ersten schönen und wohlklingenden, wenn gleich nicht ganz getreuen, Uebersetzungen altrömischer Schriftsteller verfertigte; und andere mehr. Allein es war erst dem folgenden Zeitalter vorbehalten, alle solche Bemühungen zur Reife zu bringen.

Sechster Zeitraum.

Von Ludwig dem vierzehnten, oder von der Zeit an, da die Franzosen die feinste und angesehenste Nation von Europa wurden, bis auf unsere Zeiten.

Vom J. 1643 bis zum J. 1782.

Ein Zeitraum von hundert und vierzig Jahren.

I.

Frankreich gewinnt durch den westphälischen Frieden.

Eben so stürmisch, als der Anfang des vorhergehenden Zeitraums für die Franzosen gewesen war, wurden auch bald die ersten Jahre dieses neuen: und aus ohngefähr gleichen Ursachen. Der älteste Sohn Ludwigs des dreyzehnten, der nunmehr Ludwig der vierzehnte hieß, war erst fünf Jahre alt. Seine Mutter übernahm zwar die Regierung an seiner Statt; schenkte aber dabey ihr vollkommenes Vertrauen einem Ausländer, dem italiänischen Cardinal Mazarini, von den Franzosen Mazarin genannt, der unter der Anführung des Richelieu sich zur Staatsverwaltung geschickt gemacht hatte. Dadurch wurden die mit dem königlichen Hause verwandten Prinzen und andere Großen aufgebracht, und man fieng abermals an, sich in Partheyen zu theilen. Anfänglich wurden zwar die Franzosen noch durch die beyden fortwährenden Kriege, in Deutschland und mit Spanien, beschäftigt. In denselben bewunderte man den Herzog von Anguien, welcher nachmals der

Prinz von Condee, auch der große Condee hieß, mit Rechte, als er in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren, gleich dem erfahrensten Feldherrn, einen Sieg über den andern erfocht. Ihm und dem Marschall von Türenne, aber auch der Tapferkeit und dem Glücke ihrer schwedischen Bundsgenossen in Deutschland, hatten es die Franzosen zu danken, daß sich ihr dortiger Krieg durch den westphälischen
Im J. 1648. Frieden vortheilhaft für sie endigte. In demselben wurden die drey Bißthümer Metz, Tull und Verdun, ingleichen die Landgrafschaft Elsaß, von dem deutschen Reiche an Frankreich überlassen. Zugleich hatte auch der französische Hof das Ansehen des kaiserlichösterreichischen Hauses in Deutschland schwächen helfen, und sich unter den deutschen Reichsfürsten mehrere Freunde erworben.

Es wird durch einen bürgerlichen Krieg zerrüttet.

II. Allein das Ende dieses Kriegs war auch der Anfang eines neuen, den die Franzosen unter einander selbst führten. Mißvergnügt über verschiedene gewaltsame und harte Verfügungen des Hofs, besonders aber über den ausländischen herrschenden Staatsbedienten, empörte sich Paris wider den König,
Im J. 1648. der aus dieser Hauptstadt flüchten mußte. Das dortige Parlement, ob es gleich jetzt nur den ersten unter den großen französischen Gerichtshöfen vorstellte, und vor den übrigen das Einzige voraus hatte, daß es das Recht ausübte, die königlichen Verordnungen in seine Verzeichnisse einzutragen, um ihnen alle Gültigkeit zu ertheilen, suchte die Regierung selbst zu verbessern. Die Großen traten theils auf diese Seite, theils auf die königliche; sie, und besonders die obengedachten Feldherren, vertauschten auch wohl ihre Par-

they. Unordnung, Verachtung des königlichen Ansehens, mancherley Feindseligkeiten und Gefechte, breiteten sich weit in Frankreich aus. Mazarin mußte, um dem fast allgemeinen Hasse auszuweichen, das Reich verlassen. Nachdem aber diese Unruhen ohngefähr fünf Jahre gedauert hatten, kam er mächtiger als vorher an den Hof zurück. Einige von den Grossen, welche in diesem innerlichen Kriege sich zu Herren des Staats aufwarfen, wurden spottweise die kleinen Herren (les petits Maitres) genannt. Daher pflegt man seitdem diesen Namen solchen jungen Leuten beyzulegen, die sich gerne ein wichtiges Ansehen geben möchten, und, da es ihnen an der Fähigkeit mangelt, etwas Vortreffliches zu leisten, sich wenigstens durch eine hohe vielbedeutende Miene, durch entscheidende Urtheile über alles, was sie nicht verstehen, und durch einen so oft als möglich veränderten Putz, hervorzuthun suchen. Mazarin wurde durch die Hülfe, welche die Engländer den Franzosen erwiesen, in den Stand gesetzt, auch mit den Spaniern endlich einen rühmlichen Frieden zu schließen, welcher der pyrenäische genannt wird, weil er auf der Phasanen-Insel im pyrenäischen Gebirge geschlossen worden ist. Die Grafschaft Roussillon, beynahe ganz Artois, und einige andere niederländische Städte, wurden durch denselben an Frankreich abgetreten. Bald darauf starb Mazarin, mit dem Rufe eines Staatsmannes, der zwar lange nicht den erhabenen Geist eines Richelieu besaß, auch von der ungestümen Hitze und den grausamen Maaßregeln desselben entfernt war; aber doch durch kluge Mäßigung und Standhaftigkeit Frankreich beträchtlich vergrößern half, es in einen ru-

Im J. 1653.

Im J. 1659.

Mazarin. st. im J. 1661.

higen Zustand versetzte, und die königliche Gewalt von neuem befestigte. Sein Ansehen behauptete er durch geschicktes Nachgeben und geheime Ränke. Hingegen war er in einem hohen Grade stolz und eigennützig. Er hinterließ ein fürstliches Vermögen; allein die Schatzkammer seines Königs war fast völlig ausgeleert.

Ludwig XIV fängt an, selbst zu regieren.

III. Für Ludwig den vierzehnten war es unterdessen doch nützlich gewesen, bis in sein drey und zwanzigstes Jahr die Regierungskunst von diesem Cardinal gelernt, und nicht in seiner frühesten Jugend die Ausübung der höchsten Macht übernommen zu haben. Jetzt war es eine Frucht davon, daß er sich entschloß, unabhängig von Günstlingen und von Staatsbedienten, wenn gleich nicht ohne den Rath der letztern, selbst zu regieren. Er fand zwar seine Oberherrschaft gut gegründet, und sein Reich erweitert; aber auch seine Einkünfte in ziemlicher Verwirrung; sein Seewesen gänzlich in Verfall; die Handlung seiner Unterthanen sehr mäßig und eingeschränkt; auch in Absicht auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, und die öffentliche Polizey, viele Mißbräuche, die einer schleunigen Verbesserung bedurften. Diese Einsichten erlangte er hauptsächlich durch einen Mann von großen Gaben, Johann Baptista Colbert, dem er die Oberaufsicht über seine Einkünfte anvertrauete. Diese Wahl hatte einen so glücklichen Erfolg, daß der König kurz darauf seinen Unterthanen viele rückständige Abgaben erlassen, und noch überdieß

Im J. 1662.

Dünkirchen, diesen wichtigen Seeplatz in Flandern, von dem verschwenderischen Könige von England kaufen konnte; welche Stadt, in den Händen der Franzosen, für die

Englän-

Engländer sehr schädlich geworden ist. Ueberhaupt entwickelten sich Ludwigs herrschende Neigungen gar bald: der stärkste Ehrgeiz und unersättliche Ruhmbegierde; eine gleiche Eroberungssucht, Streben nach unumschränkter Macht, Prachtliebe, und Verbindung der Geschäftigkeit mit Vergnügen aller Art. Er demüthigte den Papst, an dessen Hofe sein Gesandter beschimpft worden war; weigerte sich, irgend einem europäischen Könige den Vorrang zuzugestehen; schickte verschiedenen Fürsten und Staaten seine Kriegsvölker zu Hülfe, vermehrte sie ansehnlich, und zwang bereits schwachen Nachbarn mitten im Frieden Städte ab.

Seine vielen Kriege und Eroberungen.

IV. Daher griff er auch, unter dem ersten kaum scheinbaren Vorwande, der sich ihm darbot, die Spanier an. Er hatte erst vor kurzem den langwierigen Krieg mit ihnen beschlossen, und eine spanische Prinzessinn zur Gemahlinn genommen; allein er rechnete auf die damalige Ohnmacht dieses Reichs. In der That nahm er demselben Flandern und die Grafschaft Burgund mit leichter Mühe weg. Doch das Bündniß, welches einige Staaten wider seine Länderbegierde errichteten, nöthigte ihn, Burgund zurückzugeben. Weil aber unter diesen Staaten auch der Freystaat der vereinigten Niederlande, wegen seiner nahen Gefahr, gewesen war, fiel Ludwig, aus bloßer Rachbegierde, nach einigen Jahren über denselben, in Verbindung mit andern Fürsten, mit einer solchen Uebermacht her, daß er sogleich einen beträchtlichen Theil davon eroberte. Obgleich Deutschland und Spanien den gedachten Freystaat so glücklich vertheidigten, daß er nichts von seinem Gebiete

Im J. 1667. fg.

Im J. 1672.

verlor; so entriß doch Ludwig den Spaniern selbst bey dieser Gelegenheit noch mehrere Städte in den Niederlanden und die Grafschaft Burgund von neuem. In diesem siebenjährigen Kriege dienten ihm die schon genannten beyden großen Feldherren, Condee und Türenne, zum letztenmale. Der erstere suchte wegen seiner Kränklichkeit die Ruhe; der andere aber wurde, da er schon im Begriff war, ein deutsches Kriegsheer anzugreifen, erschossen. Eben dieselbe feindliche Kanonenkugel, welche den Marschall von Türenne tödtete, riß auch einem andern französischen Feldherrn, Saint Hilaire, der neben ihm zu Pferde hielt, den rechten Arm weg. Als sein Sohn darüber zu weinen und zu klagen anfieng, sagte der edelmüthige Vater zu ihm, indem er auf die Leiche des Türenne wies, die so denkwürdigen Worte: Weine nicht, mein Sohn, um mich, sondern um diesen großen Mann! du verlierst freylich dem Ansehen nach einen Vater; aber dein Vaterland wird nie einen solchen Feldherrn wieder finden.

Türenne st. im J. 1675.

V. An diesem neuen Zuwachse von Ländern begnügte sich Ludwig so wenig, daß er gar bald nach geschlossenem Frieden sich mehrerer Städte und Landesstriche, sowohl in Deutschland, als in den spanischen Niederlanden, aus ungegründeten Ansprüchen, mit Gewalt bemächtigte. Die Reichsstadt Straßburg insonderheit, welche bis dahin noch eine Vormauer für die Deutschen gegen seine Einfälle abgegeben hatte, wurde plötzlich von seinen Kriegsvölkern eingeschlossen und besetzt; seitdem ist es eine der vornehmsten Gränzfestungen Frankreichs geworden. Er brach nur darum den Friedensschluß so willkührlich, weil

Er kriegt glücklich mit mehr als der Hälfte von Europa.

Im J. 1681.

weil Deutschland mit sich selbst uneins, und Spanien zu schwach war, sich ihm zu widersetzen. Alle weniger mächtige Fürsten und Staaten, die ihm zum Mißfallen Gelegenheit gaben, unter andern der Freystaat von Genua und die Päpste, wurden von ihm auf die verächtlichste Art behandelt und gezüchtiget. Bey dieser unaufhörlich wirksamen Begierde, seine fürchterliche Größe zu zeigen, konnte es ihm an Vorwänden zu neuen Kriegen niemals fehlen. Er ließ also abermals ein Kriegsheer in Deutschland eindringen, Im J. 1688.
weil man daselbst einen Bischof seiner Länder nicht zum Erzbischof von Cölln hatte annehmen, noch gewisse sehr weit getriebene Ansprüche Ludwigs im Namen einer Prinzessinn seines Hauses, auf deutsche Länder, nach seinem Verlangen hatte erfüllen wollen. Gleich darauf griff er auch die Engländer und die Im J. 1689.
vereinigten Niederländer an, weil sie seinen Freund, den König von Großbritannien, der alle kirchliche und bürgerliche Rechte seiner Nation über den Haufen zu werfen suchte, vom Throne stießen. Da Ludwig in diesem Kriege Deutschland unversehens überfiel: so bediente er sich dieses Vortheils mit wahrer Grausamkeit. Unter dem Vorgeben, daß er den deutschen Kriegsheeren, die sich am Rhein versammlen würden, allen Unterhalt in den dortigen Gegenden abschneiden müsse, ließ er durch seine Feldherren nicht etwan allen Vorrath von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen daselbst wegnehmen oder vertilgen: denn dieses konnte der Kriegsgebrauch rechtfertigen. Aber er ließ vielmehr alle Städte und Flecken der Unterpfalz, Heidelberg, Mannheim, und so viele andere, durch seine Soldaten verbren-

nen. Die unschuldigen und unbewaffneten Einwohner derselben mußten mitten im Winter vor den Flammen, welche alles das Ihrige verzehrten, flüchten: und das Elend, in welchem sie herumirrten, kostete vielen das Leben. Wenn bey dieser abscheulichen Verwüstung Ludwigs Befehle ohne sein Wissen überschritten worden sind, wie man behauptet hat: so gereicht doch dieses einem Könige, der selbst regierte, und dem seine Unterthanen ohne Widerrede gehorchten, zu keiner Entschuldigung. Neun Jahre währte dieser Krieg, den er, außer den schon genannten Feinden, auch mit Spanien und Savoyen führte.

Im J. 1697. Zwar wurde ihm endlich der Friede, wegen der Entkräftung, in welche sein Reich gerathen war, nothwendig. Er erreichte auch seine Absicht in England nicht, und gab viele eroberte Städte zurück. Aber für so vieles Unglück, das er in fremden Ländern gestiftet hatte, leistete er nicht den geringsten Ersatz, blieb mächtiger als seine verbundenen Feinde, und behielt also wirklich die Oberhand. Auch rechnete er es sich zu einer ungemeinen Ehre an, mehr als der Hälfte von Europa einen solchen Widerstand gethan, und einen zu ihm geflüchteten König in Schutz genommen zu haben.

Er setzt einen seiner Enkel auf den spanischen Thron.

VI. Schon gieng er mit dem größten und beliebtesten seiner Entwürfe um; nämlich das gesammte spanische Reich an sein Haus zu bringen. Die leicht vorauszusehende günstige Gelegenheit, denselben auszuführen, kam mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als der König von Spanien, ohne Kinder zu hinterlassen, verstarb. Ludwig wußte es dahin zu bringen, daß derselbe einen

seiner

seiner Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben aller seiner Länder ernannte. Dieser nahm auch gleich Besitz von denselben; allein er und sein Großvater wurden darüber gar bald mit dem kaiserlichösterreichischen Hause, das dem letzten Willen des Königs von Spanien seine weit nähere Verwandtschaft mit demselben entgegen setzte, und mit welchem Hause sich auch der größte Theil der deutschen Reichsfürsten, Holland, England, Portugall und Savoyen verbanden, in einen langwierigen Krieg verwickelt. Unter allen Kriegen Ludwigs war dieser der gerechteste, und gleichwohl viele Jahre hindurch, allein unglücklich. Das kam hauptsächlich davon her, weil er keine so treffliche Staatsbedienten und so große Feldherren mehr besaß, als in den frühern Jahren, und sich nicht mehr selbst an der Spitze der Kriegsheere zeigte; aber auch davon, weil sich unter den feindlichen Feldherren Männer von ungemeinen kriegerischen Gaben fanden. Einer derselben war der Prinz Eugenius von Savoyen, der zwar aus dem herzoglichen savoyischen Hause herstammte, aber in Frankreich geboren war, und an Geist und Glück alle Feldherren des Kaisers übertraf. Nach einem vielfachen Verluste in mehrern Ländern, und da Ludwigs Feinde schon in Frankreich einfielen, sah er sich genöthigt, sie um den Frieden zu bitten; wurde aber von ihnen abgewiesen, weil er sich weigerte, seinen Enkel, dessen Gewalt in Spanien sich etwas befestigte, mit den Waffen daraus zu vertreiben. Diese demüthigende Begegnung war eine Folge von dem gebieterischen Trotze, welchen er lange Zeit so viele andere Fürsten hatte

Seit dem J. 1701.

empfinden

empfinden lassen. Doch erreichte er zuletzt durch
Im J. 1713. schlaue Unterhandlungen seinen Hauptendzweck. Sein Enkel blieb König von Spanien; obgleich die europäischen Nebenländer dieses Reichs andern zu Theil wurden, und Frankreich darüber die äußerste Erschöpfung litte.

Seine unumschränkte Gewalt u. Verbesserung des Kriegswesens.

VII. Um so viele und so wichtige Unternehmungen über funfzig Jahre lang unaufhörlich fortsetzen und vollenden zu können, hatte Ludwig freylich alle Kräfte der königlichen Macht und seines Reichs aufgeboten. Er machte sich bey Zeiten ganz unumschränkt in der Regierung. Die Großen, die Reichsstände und die Parlements, oder höchsten Gerichtshöfe, galten bey den Staatsgeschäften nichts mehr, seitdem er dieselben übernommen hatte. Sein Wille wurde ein unwidersprechlicher Befehl; und da er also Geld, Soldaten, und alles übrige bekommen konnte, so oft er wollte: so hatte er dadurch einen großen Vortheil vor andern Fürsten voraus, denen alles dieses nicht so leicht zu Gebote stand. Diese Gewalt in seinem Reiche wurde auch durch die ungeheure Vermehrung seiner Kriegsvölker befestigt; so wie ihn dieselbe auf der andern Seite in den Stand setzte, seine weniger gerüsteten Nachbarn, so oft es ihm gefiel, zu überfallen. Er hatte bald gegen zweymal hundert, und in Kriegszeiten weit über dreymal hundert tausend Soldaten. Dadurch nöthigte er die andern europäischen Fürsten, gleichfalls in Friedenszeiten zahlreiche Kriegsheere zu unterhalten: eine noch fortdauernde Anstalt, die zwar bisweilen Kriege verhütet, aber noch öfters zum Angriffe reizt, und dabey unbeschreiblich kostbar ist. Ludwig selbst

selbst war kein Feldherr; allein seine häufige Gegenwart in den Feldzügen feuerte den Muth der Soldaten an, und brachte Einigkeit und Thätigkeit unter die Befehlshaber. Seine großen Feldherren Condee, Türenne, Luxembourg, Catinat und Villars, verrichteten die ihm zugeschriebenen Kriegsthaten, bildeten andere, die ihnen nahe kamen, und machten es, daß seine Soldaten den besten in Europa nichts nachgaben. Louvois, sein Staatsbedienter für das Kriegswesen, setzte dasselbe in eine ungemeine Ordnung und Genauigkeit; seine Strenge erhielt insonderheit die Kriegszucht unveränderlich. Die Kunst, Städte zu befestigen, brachte der Marschall von Vauban zu einer hohen Vollkommenheit: und Ludwigs Gebiet wurde insonderheit gegen die Gränzen zu durch eine Menge Festungen von einer neuen und stärkern Bauart gesichert. Er selbst gab allerdings diesen Mitteln seiner Vergrößerung die erste Bewegung; er traf mit dem Beystande solcher Männer allerhand merkwürdige Einrichtungen. Die Regimenter bekamen nun zuerst eine ganz einförmige Tracht, oder Uniformen. Er führte die Grenadiers ein, die vom Granatenwerfen den Namen hatten. Das Bajonnet, welches von der französischen Stadt Bayonne, wo es erfunden worden war, genannt wurde, ließ er an die Mündung des Schießgewehrs pflanzen: und die ganze Verfassung des Geschützes bekam unter ihm eine sehr verbesserte Gestalt. Es wurden die großen Vorrathshäuser von allen Bedürfnissen des Kriegs und der Heere in Friedenszeiten angelegt. Als er auf den Thron gelangte, hatte er kaum einige wenige Kriegsschiffe. Zehn

Seekrieg. Jahre darauf aber, nachdem er seine Unterthanen den Schiffbau und das übrige Seewesen von den Engländern und Holländern besser hatte lernen lassen, besaß er schon eine ansehnliche Kriegsflotte. Die Häfen zu Brest am Weltmeere, und zu Toulon am mittelländischen, wurden zur Aufnahme der größten Flotten eingerichtet. Die Stadt und der Hafen von Rochefort wurde zum Bau derselben bestimmt. Nun thaten sich die Franzosen gegen eben die gedachten Nationen, die bisher auf der See am meisten gefürchtet wurden, so sehr hervor, daß sie nicht selten Siege über dieselben erfochten. Einer von ihnen, Renaud, erfand die Bombardiergaliotten, oder eine besonders gebauete Art von Schiffen, aus welchen man die Bomben eben so treffend werfen kann, als man es bis dahin von dem festen Boden des Landes gethan hatte, auf welchen die Mörser gepflanzt werden.

Handelschaft und Manufakturen der Franzosen. VIII. Colbert, dieser vortreffliche Staatsbediente, gleich von Ludwigs Regierungsantritte her, war es eigentlich, der das Seewesen, die Handelschaft, die Manufakturen, die Einkünfte des Königs, und den Wohlstand der Nation, alles überaus vermehrte und blühend machte. Er füllte, so viel an ihm war, die königliche Schatzkammer durch lauter anständige, die Unterthanen nicht drückende Mittel. Ihren Fleiß, ihre künstliche Geschäftigkeit und Vervielfältigung sah er als die vornehmsten Reichthümer des Staats an, und munterte sie daher beständig auf. Der Seehandel der Franzosen ist hauptsächlich durch ihn gestiftet worden. Die Handlung aus dem türkischen Asien, oder aus der sogenannten Levante,

Colbert. st. im J. 1683.

zog sich nach Marseille, und die nordische nach Dünkirchen. Anstatt, daß sonst die Holländer den Franzosen aus andern Welttheilen eine Menge von Waaren zuführten, wurde jetzt eine westindische und eine ostindische Handlungsgesellschaft errichtet; und Ludwig verordnete zeitig, gegen das alte elende Vorurtheil, daß der Seehandel den Edelleuten nichts an ihrer Ehre schaden sollte. Die französischen Colonien und Niederlassungen in andern Welttheilen, wie Pondichery in Ostindien, Canada in Nordamerica, Martinique und andere Inseln in Westindien, fiengen nun an, beträchtlicher, und für das Mutterland einträglicher zu werden. Man nützte nunmehr nicht allein die natürlichen Schätze Frankreichs besser als vorher zur Handlung; sondern man brachte es auch durch eine Menge künstlicher und artiger Arbeiten dahin, daß die Ausländer sehr viel Geld für dieselben nach Frankreich schickten. Die Seidenmanufakturen wurden an Mannichfaltigkeit und Schönheit vollkommener, als sie selbst in Italien waren. Man legte die schöne Scharlachfärberey zu Paris an; man verfertigte sehr feine Tücher, Castorhüte, gewebte Strümpfe, besonders aber herrliche Tapeten, Spitzen, Gold- und Silberzeuge, und dergleichen mehr. Die Franzosen nahmen sonst ihre Spiegel alle von Venedig. Nunmehr aber machten sie noch größere Spiegelgläser als die Venetianer, welche das Glas zu blasen pflegten; da hingegen die Franzosen die Kunst, es zu gießen, erfanden, und die Spiegel auf eine Höhe von hundert und fünf Zollen brachten, indem jene sie nur bey funfzig Zollen lassen mußten. Der Canal von Languedoc, welchen

Paul

Paul Riquet ersann, und, von Ludwigen unterstützt, dadurch das Weltmeer mit dem mittelländischen vereinigte, diente auch zur Erleichterung der innern Handelschaft von Frankreich. Nur begiengen die Franzosen den Fehler, über dem so reichlichen und in die Augen fallenden Gewinn des Handels und der Manufakturen, den Ackerbau etwas zu vernachläßigen; der doch für jedes Land weit wichtiger und nothwendiger ist, als unermeßliche Geldhaufen.

Zustand der Gesetze und der Polizey.

IX. Sie wurden unter Ludwig dem vierzehnten nicht allein kriegerischer, arbeitsamer und reicher, sondern auch gesitteter, durch Werke des Verstandes und Witzes eine der merkwürdigsten Nationen. Er ließ durch Männer, welche die Rechte ungemein wohl kannten und anwandten, den Kanzler Seguier, den Präsidenten des Pariser Parlements, Lamoignon,

Im J. 1667. und andere mehr, ein verbessertes Gesetzbuch aufsetzen: und auch dazu hatte Colbert die Veranlassung ertheilt. Zwar wurden die unzähligen rechtlichen Gewohnheiten, welche eine französische Provinz von der andern unterscheiden, nicht aufgehoben; aber im Ganzen wurde doch dadurch viel Gutes bewirkt. Es kamen neue, großentheils heilsame Gesetze hinzu. Um der Wut der Zweykämpfe Einhalt zu thun, hatte der Cardinal Richelieu die daran Theilhabenden mit dem Tode bestrafen lassen. Ludwig der vierzehnte gab so scharfe Gesetze wider dieselben, daß die Zweykämpfe seitdem in Frankreich weit seltener wurden; obgleich eben diese Gesetze in den neuern Zeiten immer weniger beobachtet worden sind. So wurde

Im J. 1672. auch allen Gerichtshöfen verboten, keine Anklagen wegen der Zauberey anzunehmen, wodurch bisher

so

so viele unschuldige Menschen zu Grunde gerichtet worden waren. Die öffentliche Sicherheit und gute Ordnung hatten die Franzosen noch niemals in einem solchen Grade genossen, als unter Ludwigs Regierung.

Aufmunterung der Gelehrsamkeit durch Ludwig XIV.

X. Aber er trug auch viel zur stärkern Aufklärung ihres Geistes, und fruchtbarern Anwendung aller Kräfte desselben bey: wodurch die Sitten der Nation noch mehr gewannen, als durch die weisesten Gesetze. Er selbst kannte, liebte und schätzte die Gelehrsamkeit eben nicht; er war nicht einmal geneigt, sich durch das Lesen guter Bücher zu unterrichten. Als er daher einen seiner Hofleute, dem diese würdige Beschäftigung desto mehr gefiel, mit einer gewissen Verwunderung fragte: Wozu dient denn das viele Lesen? gab ihm derselbe die zwar sehr begreifliche, aber für einen Fürsten, der durch Verstand eben sowohl als durch Gewalt über seine Unterthanen hervorragen sollte, etwas beschämende Antwort: Die Bücher dienen meinem Geiste eben dazu, wozu die Rebhühner und andere gute Speisen, die ich an Eurer Majestät Tafel esse, meinem Körper nützen; er wird durch dieselben genährt und gestärkt. Unterdessen beschützte und belohnte doch Ludwig die Gelehrten, zum Theil mit außerordentlicher Freygebigkeit; aber nur hauptsächlich, um von ihnen dafür gepriesen zu werden. Auf den Vorschlag Colberts, der zwar auch kein Gelehrter war, jedoch die Wissenschaften wegen ihrer Nutzbarkeit hochachtete, und zugleich seines Königs Ruhm befördern wollte, wies dieser schon in seinen ersten Regierungsjahren vielen berühmten Gelehrten, selbst in England,

land, Deutschland und Italien, Jahrgelder an, und wurde deswegen allgemein bewundert. Unter den Franzosen hatten diejenigen an seinen Geschenken und Ehrenbezeigungen den vorzüglichsten Antheil, welche ihn am sinnreichsten lobten. Er führte sogar auf seinen Feldzügen Geschichtschreiber mit, welche seine Thaten in der Nähe betrachten sollten, um sie desto glaubwürdiger für die Nachwelt aufzeichnen zu können, ohne zu merken, daß er dadurch nur besoldete Schmeichler aufstellte. Ungeachtet dieser Eitelkeit aber, wurde doch Ludwig für die Gelehrsamkeit selbst in seinem Reiche ein sehr wohlthätiger Fürst. Man ergiebt sich gern und mit Nacheiferung solchen Arbeiten, die von dem Landesherrn begünstigt und belohnt werden; wenn er gleich bisweilen seine Nebenabsichten dabey haben sollte. Außerdem traf auch Ludwig, von geschickten Rathgebern geleitet, manche zum Wachsthum der Wissenschaften und feinen Künste sehr brauchbare Anstalten. Er

Im J. 1666. stiftete die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, das heißt, eine gelehrte Gesellschaft, besonders von Naturkündigern und Mathematikern, die sowohl durch Einkünfte, als durch treffliche Werkzeuge, eine Sternwarte, und andere Hülfsmittel, in den Stand gesetzt wurden, in jenen Wissenschaften durch häufige Versuche und Nachforschungen auf wichtige Entdeckungen zu gerathen. Aus einer andern Gesellschaft von Gelehrten, welche, kaum da er zu regieren angefangen hatte, Schaumünzen entwerfen mußten, durch welche seine Thaten verewigt

Im J. 1663. werden sollten, bildete er die Akademie der Aufschriften und der schönen Wissenschaften, deren

Mitglie-

Mitglieder den Auftrag bekamen, Untersuchungen über das ganze gelehrte Alterthum anzustellen, und die Vorzüge desselben mit der neuern Gelehrsamkeit und Kunst zu vereinigen. Beyde Gesellschaften haben auch bis auf unsere Zeiten eine lange Reihe gelehrter Arbeiten ans Licht gestellt. Ludwig zog auch fremde Gelehrte von ausnehmender Wissenschaft in sein Reich. Er vermehrte die königliche Bücher- und Münzsammlung sehr ansehnlich; der königliche Pflanzengarten zu Paris, einer der vollständigsten von Europa, erhob sich durch seine Unterstützung. Um sein Reich mit den Seltenheiten anderer Länder und Welttheile auszuschmücken, ließ er einsichtsvolle Beobachter in dieselben reisen. So durchzog Tournefort Griechenland, einen Theil von Asia und Africa, und bereicherte den königlichen Garten mit einer Menge ausländischer Gewächse. Andere Gelehrte wurden in europäische und asiatische Länder abgeschickt, um Alterthümer von mancherley Art zu sammlen; auch bis nach America, um die Natur besser kennen zu lernen. Seit dem J. 1700.

XI. Durch solche Beförderungsmittel und Ermunterungen geschah es vornehmlich, daß die Franzosen unter Ludwigs des vierzehnten Regierung in allen Wissenschaften weiter kamen, als ihre Vorfahren. Sie würden es sogar in denselben durchgängig zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht haben, wenn die Freyheit zu denken, lehren und schreiben, welche sie damals stärker als vorher genossen, nicht oft genug wäre eingeschränkt, ja bey manchen Nachforschungen fast aufgehoben worden. In dem nächstvorhergehenden Zeitalter hatten Descartes Besonderer Fortgang der Franzosen in den Wissenschaften. Philosophie.

und der noch gelehrtere, auch noch bescheidnere und bedachtsamere Peter Gassendi, oder Gassendus, die Franzosen mit Scharfsinn zweifeln und prüfen gelehrt, um sie zu einer freyern und edlern Philosophie vorzubereiten. Jetzt fiengen sie allerdings an, diesen Weg zu betreten, und ihre eigenen Kräfte zu versuchen. Ein Geistlicher, Nicolaus Malebranche, zeigte nicht unglücklich, wie sich der menschliche Verstand bey der Untersuchung der Wahrheit vor den Irrthümern der Sinne und der Einbildungskraft hüten müsse. Noch lehrreicher entwickelte Anton Arnaud mit einigen seiner Freunde die Kunst zu denken, oder die Vernunftlehre; und unter denselben noch besonders Peter Nicole die Grundsätze der Sittenlehre. Allein nicht nur diese Gesellschaft von Philosophen gehörte zu einer verfolgten kirchlichen Parthey, sondern es konnte auch gerade derjenige Franzose, der durch Hülfe der Philosophie den Aberglauben, den Verfolgungsgeist, und manche andere Vorurtheile am kräftigsten bestritten hat, Peter Bayle, dieses nur außerhalb seines Vaterlandes, in Holland, wagen. Zwar zog er sich auch daselbst Haß und Streitigkeiten zu, weil es das Ansehen hatte, daß er Religion und Philosophie, beydes Geschenke des höchsten Urhebers aller Weisheit, in einen unnatürlichen Widerspruch gegen einander bringen wollte. Doch haben selbst seine zu kühnen Zweifel den philosophischen Forschungsgeist, wenigstens außer Frankreich, mit wahrem Vortheil für mehr als eine Wissenschaft, rege gemacht.

Bayle. st. im J. 1706.

XII. In der Religionswissenschaft, welche durch die Philosophie so viel Licht empfängt, konnte man beym Anfange dieses Zeitraums von den Franzosen, aus mehrern überaus günstigen Umständen, sehr viel Treffliches erwarten. Sie haben auch unter allen Nationen, bey welchen der Glaube der römischen Kirche herrschend geblieben ist, sich um die Theologie am verdientesten gemacht; aber gleichwohl haben sie die Verbesserung derselben nur angefangen. Römischkatholische und Protestanten (oder Hugonotten, wie man noch immer sprach,) waren damals in Frankreich auf eine heilsame Art unter einander vermischt: beyde gleich ruhig und unterwürfig, die letztern im Genusse ihrer Religionsübung, und mit den erstern zwar stets in Religionsstreitigkeiten begriffen, die aber nunmehr bloß auf eine gelehrte Art geführt wurden. Diese beyden Partheyen dienten einander wechselsweise zur Schärfung des Nachdenkens und der Prüfung menschlicher Meynungen in Religionssachen. Und da die Protestanten hierinne nur wenig gebunden waren: so klärten ihre Lehrer und Schriftsteller, worunter Johann Daille oder Dalläus, Johann Claude, und Samuel Bochart einige der vornehmsten waren, die gesammte Religionswissenschaft mit einer Freymüthigkeit auf, die ihren römischkatholischen Mitbürgern fehlte, und doch so unentbehrlich war. Allein die Geistlichkeit der letztern verhinderte es leicht, daß diese Freyheit in ihrer Gemeine nicht überhand nahm, und schlug endlich, mit der königlichen Macht bewaffnet, die Reformirten gewaltsam zu Boden. Eben so gieng es mit andern Vortheilen, welche den römischkatholischen Franzosen

Zustand der Religionswissenschaft bey den Franzosen.

Jansenisten.

selbst eigen waren. Es entstand unter ihnen eine Parthey, die jansenistische, welche recht eigentlich die Berichtigung des Lehrbegriffs, und auch das Wachsthum der Theologie ihrer Kirche, zur Absicht hatte. Die zween schon genannten scharfsichtigen und beredten Männer, Arnaud, ihr Anführer, und Nicole, ingleichen mit ihnen Sacy, Quesnel, und andere mehr, schrieben wirklich freyer und gründlicher über die Verbindlichkeit aller Christen, die heilige Schrift zu lesen, über manche Theile der christlichen Sittenlehre, über die Unabhängigkeit des Geistes von menschlichen Befehlen, welche Christen anständig ist, und über andere wichtige Materien, als man es bisher im römischkatholischen Frankreich gewohnt war. Aber auch sie wurden durch die mächtigere Geistlichkeit unterdrückt, und zum Theil aus dem Reiche vertrieben. Noch eine andere Reizung für die römischkatholischen Franzosen zur geschicktern Bearbeitung ihrer Religionswissenschaft, war es, daß sie nicht nur von alten Zeiten her gewisse Freyheiten der französischen Kirche gegen die angemaßte Herrschaft der Päpste behaupteten; sondern daß auch Ludwig der vierzehnte, während seiner vielen und heftigen Händel mit diesen geistlichen Fürsten, seine Unterthanen nachdrücklich aufmunterte, sich den herrschsüchtigen Ansprüchen desselben zu widersetzen, und ohne Zwang die Rechte der Christen auszuüben. Launoi, du Pin, und andere Pariser Lehrer, haben dieses auch zu ihrem wahren Ruhme gethan, und zugleich allerley abergläubische, fabelhafte und knechtische Meynungen in Kirchen- und Religionssachen gestürzt. Nur blieb ihr König nicht standhaft genug

bey

bey diesen Gesinnungen; ihre Denkungsfreyheit wurde ihnen bald wieder streitig gemacht: ja gegen das Ende seines Lebens forderte er von seinen Unterthanen uneingeschränkten Gehorsam gegen ein sehr übel gerathenes päpstliches Gesetz, das von seinem Anfangsworte die Bulle Unigenitus heißt, und worinne ausdrückliche Lehren der heiligen Schrift und der ersten Kirchenlehrer verdammt worden waren. Unterdessen, wenn gleich die französischen Theologen nicht viel über den halben Weg ihrer Laufbahn kamen; so leisteten doch die besten unter ihnen, wie Mabillon, Simon, Montfaucon und Hüet, oder Huetius, desto mehr auf derselben.

Alterthumskunde, Geschichtbeschreibung, Mathematik, u. dgl. m.

XIII. Diese und andere der gelehrtesten französischen Theologen hatten sich hauptsächlich dadurch einen großen Vorzug vor den übrigen Lehrern ihrer Kirche erworben, weil sie die alten Griechen und Römer zu Führern des richtigen Geschmacks, der Auslegungskunst, und vieler andern Fertigkeiten oder Uebungen gewählt hatten. Eben diese wohl unterhaltene und genützte Bekanntschaft mit den Alten, die sich in einer Menge Nachforschungen, Uebersetzungen und Nachahmungen ihrer Schriften zeigte, wurde überhaupt die Stütze der wahren Gelehrsamkeit bey den Franzosen dieser Zeit. Du Fresne, Vaillant, Menage, und viele andere ihres gleichen, lehrten dieses durch ihr Beyspiel. Freylich hatte die gedachte Bekanntschaft und Nachahmung nicht überall ganz den erwünschten Einfluß. So war den Franzosen bereits vor einiger Zeit in der Geschichtbeschreibung Thuanus als ein vortreffliches Muster vorgegangen: zwar nur in der lateinischen Sprache; aber das zu ei-

ner Zeit, da die französische noch viel zu roh für den hohen Anstand der Geschichte war. Jetzt, da sie desselben würdiger geworden war, erreichte doch kein Franzose jenen großen Mann vollkommen an scharfsinniger Beurtheilung, unpartheyischer Mäßigung, und edler historischer Schreibart. Allein dessen ungeachtet empfieng die Geschichtskunde von dieser Nation wichtige Dienste. Bayle half ihr durch die Zweifel und Untersuchungen, die er bey derselben anbrachte, zu einer festern Stärke. Sehr gelehrte Erörterungen, Sammlungen und Erläuterungen darüber, stellten Saumaise, oder Salmasius, Sirmond, Valois, oder Valesius, Pagi, Tillemont, und nicht wenige andere, ans Licht. Die christliche Religionsgeschichte wurde durch den Launoi, du Pin, und etliche ihrer Nachfolger, von Mährchen und andern Verderbnissen etwas gereinigt. Für die gelehrte Geschichte sorgte Sallo durch das erste Tagebuch über die Arbeiten der Gelehrten, das so vielen Beyfall gefunden hat. Mabillon errichtete das erste ausführliche Lehrgebäude der Urkundenwissenschaft. Unter den zahlreichen Versuchen der Franzosen, die Geschichte lehrreich und angenehm zu beschreiben, sind diejenigen, welche Fleury, du Bos, Rapin und Lenfant, welche beyde um der protestantischen Religion willen ihr Vaterland verlassen mußten, ingleichen über die französische Geschichte Mezeray und Daniel gemacht haben, insonderheit bemerkenswerth. Es gab auch schon einige unter ihnen, welche, mit dem ungekünstelt schönen historischen Ausdrucke nicht zufrieden, denselben mit viel Beredtsamkeit und Witz ausschmückten. Der Bischof Bossuet erlangte

durch

durch diesen Vortrag der Geschichte einen ausnehmenden Ruhm; ob er gleich auch bereits ihr mit schlauer Kunst gewisse Wendungen zu seinen Absichten gab. Aber zween andere Franzosen gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, Varillas und Maimbourg, giengen hierinne noch viel weiter. Sie ersannen ein Mittelding zwischen der wahren Geschichte und dem Roman; das heißt, sie wandten wenig Fleiß auf die zu prüfende Richtigkeit der Nachrichten; erzählten vieles, mehr wie es geschehen konnte, als wie es wirklich geschehen war; mischten ihre Einfälle und sinnreiche Gedanken darunter; suchten vornehmlich ihre Leser zu belustigen, und in Erstaunen zu setzen; alles aber in der flüchtigsten und anmuthigsten Schreibart. Gleichwohl, da die meisten Leser nur Vergnügen, nicht eben so sehr Belehrung suchen, hat diese Schminke für die Geschichte, wie man sie nennen kann, unter den Franzosen bis auf die neuesten Zeiten viel Glück gemacht. — Sie haben allerdings auch den gründlichen Ernst in den Wissenschaften zu dieser Zeit sehr wohl behauptet. L' Hopital, La Hire, und andere, haben mehrere Theile der Mathematik mit vielem Scharfsinne bearbeitet. Ein schönes Denkmal von dem blühenden Zustande der Sternkunde, wurde die Errichtung einer Mittagslinie durch ganz Frankreich, von den nördlichen Gegenden her, bis an die spanische Gränze von Roussillon. Man belegt mit diesem Namen eine durch die beyden Pole gezogene Linie, oder einen vom Nordpole bis zum Südpole um die Erde gehenden Kreis, weil es alsdann zwölf Uhr Mittags ist, wenn sich die Sonne in diesem Kreise befindet, und weil alle die

Oerter, welche unter einerley Mittagslinie liegen, auch zu gleicher Zeit Mittag haben. Vorher hatten die Franzosen diese Linie durch die canarische Insel Ferro gezogen; jetzt wurde sie unter Ludwigs Aufmunterung in Frankreich selbst angelegt. — Die Kräuterkunde bekam durch den bereits oben genannten Tournefort ein ganz neues Leben. Er brachte ein sicheres Lehrgebäude derselben auf, und zeigte insonderheit, wie man das Eigenthümliche und die Kennzeichen der Pflanzen, deren Kenntniß er so sehr vermehrt hatte, genau bestimmen müsse. Die ganze übrige Naturgeschichte, die Arzneygelehrsamkeit, und vorzüglich die Wundarzneykunst, nahmen von dieser Zeit an ebenfalls sichtbar zu.

Verfeinerung der französischen Sprache.

XIV. Aber mehr als alles übrige gelangten die Sprache, die Beredtsamkeit und Dichtkunst der Franzosen in diesem Zeitraum zur Vollkommenheit. Kaum hätte man es erwarten sollen, daß eine aus verdorbenem Latein, altgallischen, fränkischen, normännischen und andern Wörtern zusammengesetzte Sprache, wie die französische, die auch, sobald sie alle ihre Buchstaben in der Aussprache hören ließ, wie es lange gewöhnlich war, einen sehr harten und rauhen Klang hatte, so fein, artig und geschmeidig werden könnte, als sie seit dieser Zeit erschienen ist. Aber was man in dem vorhergehenden Zeitraum zur Verbesserung dieser Sprache angefangen hatte, das wurde jetzt ungemein glücklich, und zum Theil auf neuen Wegen, fortgesetzt. Die häufigen Untersuchungen über die Bestandtheile und Regeln der französischen Sprache, und die Sammlungen aller ihrer Wortschätze, beförderten ihre Reinigkeit, Richtigkeit und geschickte

schickte Anwendung. Alle beträchtliche Schriften der Alten wurden nun von den Franzosen in ihre Sprache übersetzt. Manche derselben geriethen zwar mehr angenehm als getreu; oder es fehlte ihnen, bey aller Genauigkeit und fließenden Leichtigkeit, am Ausdrucke der poetischen Schönheiten, wie den Uebersetzungen der Frau Dacier, des gelehrtesten Frauenzimmers dieser, und vielleicht überhaupt der neuern Zeiten. Unterdessen gewann doch die Sprache durch dieses Mittel einen neuen Reichthum von Begriffen und Redensarten. Noch mehr hatte sie der großen Anzahl und Mannichfaltigkeit vortrefflicher Schriftsteller zu danken, welche, unter aller erwünschten Aufmunterung, und unter einander von einer edeln Nacheiferung begeistert, dieselbe zu einem völlig angemessenen und zierlichen Kleide für jede Wissenschaft, Kunst und Kenntniß zu machen wußten. Außer den Alten, ahmten sie auch die Lieblichkeit der italiänischen Sprache mit gutem Erfolge nach. Der König und sein Hof, an welchen die Schriftsteller, die der Nation Ehre machten, zum Theil gezogen wurden; die gemilderten und sehr gesellschaftlichen Sitten der Franzosen, die sich zu dieser Zeit ausbildeten; der Antheil, welchen ihr Frauenzimmer an allem, auch in Schriften von verschiedener Gattung, nahm; diese und noch mehrere Umstände haben ebenfalls viel zur Verfeinerung und verstärkten Annehmlichkeit der französischen Sprache beygetragen.

Vielfache Beredtsamkeit der Franzosen.

XV. Sie zeigte sich daher mit ungemeinem Beyfall in allen Arten der Beredtsamkeit: in der niedrigsten, wie in der erhabensten. Die Schreibart

der

der Briefe, welche Balzac, Voiture, der Graf von Bussy, und andere, wenn gleich bisweilen mit einem zu gesuchten Witze, meistentheils wohl trafen, empfieng insonderheit durch die Marquisinn von Sevignee alle die ungezwungene Anmuth, den vertraulichen und gefällig erzählenden Ton, und die artige Scherzhaftigkeit, deren sie fähig ist. Wie weit es die Franzosen zu dieser Zeit im historischen Ausdrucke gebracht haben, ist bereits oben bemerkt worden. Aber man muß noch hinzusetzen, daß sie besonders viele leichte belustigende Erzählungen, und darunter jene neuere Gattung von Romanen, fleißig geschrieben haben, welche zwar die Einbildungskraft und die Leidenschaften oft zu heftig erregen, und besonders junge Leser oder Leserinnen von der geraden sittlichen Bahn des Lebens zu einer gefährlichen Begierde nach dem Außerordentlichen, Hochgespannten und Abentheuerlichen verführen; aber doch wenigstens in Ansehung der Sprache und der Kunst merkwürdig sind. Man muß aus dieser Classe den Telemach des Erzbischofs Fenelon herausnehmen, dessen tugendhafter Verfasser in diesem aus Geschichte und Dichtung zusammengesetzten Werke nicht allein die Jugend nützlich leitet, sondern selbst die Fürsten belehrt. Eine andere Art von Beredtsamkeit, die den Franzosen vor den meisten übrigen europäischen Nationen eigen ist, die gerichtliche, machte ihnen, vornehmlich seit diesem Zeitalter, nicht geringe Ehre. Ihre scharfsinnigen Rechtsgelehrten, Patrü, Talon, de Sacy, Daguesseau, und andere mehr, begnügten sich nicht mehr daran, die Streithändel, welche sie vor den höhern Gerichten, besonders vor dem Pariser Parlement, führten,

gelehrt und spitzfindig zu behandeln. Sie wußten dem mündlichen Vortrage der verwickeltesten Rechtsfragen so viel Licht, Ordnung und Stärke, alles in einer reinen und einnehmenden Sprache, zu ertheilen, daß man in ihren gerichtlichen Reden die geschicktesten Nachahmungen der alten griechischen und römischen erblickte. Ueberhaupt kleideten jetzt die Franzosen jede Wissenschaft, welche sie in Büchern abhandelten, auf eine reizende Art in ihre Sprache ein: freylich nicht ohne Vorgänger, welche sie hierinne unter den Alten hatten, und manchmal auch zu einigem Schaden der strengern Wahrheit und Gründlichkeit. Der Herzog de la Rochefoucault schrieb unter dem Namen von Maximen eine Anzahl kurzer Beobachtungen über die Menschen, und Vorschriften für dieselben, unter denen viele sehr wichtig und treffend abgefaßte, einige aber mehr witzig zugespitzt sind. Pascal gab in der feinen Spötterey, in der Abhandlung gelehrter Streitigkeiten, und in der Untersuchung wichtiger Lehrsätze der Philosophie und Theologie, das erste Muster einer erhabnern Beredtsamkeit. In den Charakteren oder Abschilderungen von Neigungen und Sitten der Menschen, zumal aus seiner Zeit und Nation, welche la Brüyere hinterlassen hat, erkennt man einen wohlgerathenen Schüler des Griechen Theophrastus. Fontenelle, der erst vor fünf und zwanzig Jahren in einem beynahe hundertjährigen Alter verstorben ist, besaß ebenfalls die Gabe, philosophische Wahrheiten in dem lebhaftesten Anzuge vorzustellen, wie sein Buch von mehr als einer Welt, und andere seiner Schriften zeigen. Unter allen Gattungen der Beredtsamkeit aber glänzte

diejenige am meisten hervor, welche die Franzosen auf der Kanzel einführten. Der Bischof Bossüet war einer der ersten, der die Religionswahrheiten vor der versammleten Gemeine, nicht bloß mit Würde und Nachdruck, sondern auch sinnreich, geschmückt, und in einem hinreißenden Ausdrucke vorzutragen, auch zugleich durch äußerlichen Anstand zu beleben wußte. Er wurde fast noch mehr in seinen Trauerreden bewundert, in welchen er verstorbene Großen so meisterhaft lobte, und ihren Verlust seinen Zuhörern so rührend machte. Gleich nach ihm trat der Jesuit Bourdaloue auf, und erwarb sich als Prediger einen noch edlern Ruhm. Er suchte nicht eben so sehr durch rednerische Künste zu gefallen, als vielmehr durch wahre und hohe Gedanken zu unterrichten, und durch einen kräftigen Ausdruck zu frommen Entschließungen zu bewegen. Der Bischof Flechier näherte sich diesen beyden berühmten Rednern: und beyde wurden noch, dem Urtheil der Franzosen zufolge, von dem Bischof Massillon, der erst in unsern Zeiten verstorben ist, übertroffen, weil er ein trefflicher Kenner der Welt und der herrschenden Sitten, auch sehr glücklich in seinen witzigen und beredten Abschilderungen derselben war. Bey allen lobenswürdigen Eigenschaften aber, welche diesen französischen Predigern nicht abgesprochen werden können, darf man es nicht unbemerkt lassen, wie sehr oft sie die Kanzel für etwas angesehen haben, das sie in der That nicht ist: für einen Schauplatz der prächtigen und blumenreichen Beredtsamkeit. Sie haben daher großentheils sich zwar viele Bewunderung zugezogen; aber die allgemein faßliche Unterweisung und Aufmunterung, welche

Bossüet. st. im J. 1704.

Bourdaloue. st. im J. 1704.

welche ein Prediger der größern Menge schuldig ist, trifft man bey ihnen selten an. Unter den reformirten Franzosen, die ihren Glauben nur außerhalb ihres Vaterlandes öffentlich lehren durften, sind gleichfalls vortreffliche Männer aufgestanden, welche über die bisher beschriebenen römischkatholischen den Vorzug eines ungekünsteltern Christenthums in ihren Predigten hatten; und doch damit einen Theil der höhern Beredtsamkeit, wie vor vielen andern Jacob Saurin in Holland, glücklich vereinigten.

Saurin. st. im J. 1730.

Ihre großen Dichter für das Trauerspiel.

XVI. Wie bey andern Nationen, stieg auch bey den Franzosen die Dichtkunst zugleich mit der Beredtsamkeit empor; oder es hatte vielmehr diese letztere Kunst, durch einige vorhergehende Versuche in der ersten, den besten Schwung bekommen. Peter Corneille hatte schon angefangen, Meisterstücke für die französische Schaubühne herauszugeben, ohne Vorgänger darinne zu haben, ehe man noch durchaus wohl geschriebene französische Bücher in ungebundener Rede kannte; obgleich diese sich nachher geschwinder vervielfältigten, als die weit schwerern Muster der Dichtkunst. Das Trauerspiel wurde vom Corneille zuerst in seiner Größe dargestellt. Er brachte in dasselbe die erhabensten Gesinnungen, und die Kunst, diejenigen Leidenschaften, für welche es hauptsächlich bestimmt ist, wie Bewunderung, Mitleiden und Schrecken, zu den edelsten Absichten in Bewegung zu setzen. Aber sein überhaupt würdiger Ausdruck ist öfters zu wortreich oder zu nachläßig; und er ist sich auch sonst nicht immer gleich in der Wahrheit der Abschilderungen. In seine Fußstapfen trat Johann Racine mit ungemeinem Glücke: ein größerer Kenner

P. Corneille. st. im J. 1684.

J. Racine. st. im J. 1699.

ner der Alten, als Corneille; dessen Trauerspiele auch weit regelmäßiger, ausgearbeiteter, zierlicher und wohlklingender sind. Man findet zwar bey ihm die Hoheit des erstern in Gedanken und Handlungen nicht; aber desto mehr Zärtliches und Schmeichelhaftes. Beyde Dichter nahmen ihre Helden fast alle aus der alten und fremden Geschichte; nicht ohne gute Ursachen, und mit einer geschickten Wahl. Da die Franzosen aber zu gleicher Zeit auch das Lustspiel auf ihrer Schaubühne ungemein verbesserten: so mußten die Sitten, Ausschweifungen und Thorheiten, die bey ihnen selbst im Schwange giengen, gewählt werden, um das Lächerliche, Ungereimte oder Schädliche derselben begreiflich zu machen. Das that Moliere mit einem allgemeinen Beyfall: und nach ihm bildeten sich seitdem alle Franzosen, die sich der komischen Dichtkunst ergaben. Er war zugleich Dichter und auch Schauspieler; gar nicht unbekannt mit den alten, besonders römischen Dichtern, welche er fleißig nachahmte; er beobachtete die Menschen, vorzüglich seine Nation, sehr scharfsichtig, und zeichnete das Eigenthümliche derselben eben so lebhaft als richtig ab. Nicht allein als Dichter ist er sehr hochachtungswürdig; sondern auch als ein Mann, der den Franzosen im Denken und Leben nützlich wurde.

Moliere macht aus dem Lustspiel ein lehrreiches Vergnügen.

Mit Hülfe seiner Kunst verbannte oder verringerte er doch die Beyspiele von gewissen Lächerlichkeiten, die unter ihnen herrschten, wie unter andern die einreissende Sucht, es dem Könige oder den Großen in Manieren und Reden, an einem wichtigen Ansehen, das man sich äußerlich gab, gleich zu thun; auch die

XI. Kupfertafel.

gezwungene Aufführung mancher Frauenzimmer,

Moliere, Verbesserer des Lustspiels.

mer, welche, um zu gefallen, sich seltsame Geberden und Ausdrücke angewöhnten; aber dadurch nur unausstehlicher wurden. Moliere ward auf diese Art ein Lehrer des Wohlstandes und der Sittsamkeit. Er verspottete auch die gröbern Laster sehr treffend; wie den Geizigen, der freylich nicht bloß verlacht, sondern auch bestraft zu werden verdient. Die thörichte Schwachheit des Kranken in der Einbildung, die Unbesonnenheiten ganzer Stände und Lebensarten, erscheinen bey ihm in sehr treuen Gemählden. Aber als ein Philosoph und kühner Sittenrichter erhob er sich noch höher. In seinem Misanthropen oder Menschenfeinde bildete er einen Mann ab, der, so gerechte Ursachen er auch hatte, auf das Betragen der Menschen unwillig zu seyn, und sich von ihnen abzusondern, doch der Menschenliebe darum nicht gänzlich entsagte: und in seinem Lustspiele Tartüffe wagte er es, selbst den scheinheiligen Betrüger, der seine Schandthaten unter dem Deckmantel der Andacht und Gottseligkeit ausübt, dem öffentlichen verachtungsvollen Gelächter Preis zu geben. Desto mehr muß man es bedauren, daß ein Mann von einem solchen Geiste sich öfters, um dem zahlreichern und schlechtern Theil seiner Zuschauer zu gefallen, bis zu nichtswürdigen Possen herabgelassen, und sogar auf Kosten der Rechtschaffenheit und Tugend ein Gelächter erregt hat. In einigen seiner Lustspiele kömmt alles darauf an, daß der schlaue Bösewicht den ehrlichen, aber einfältigern Mann mißhandelt; daß der Sohn seinen Vater, der Bediente seinen Herrn, die Ehefrau ihren Mann, listig betrügen. Das sind zwar keine seltene Begebenheiten in der Welt. Aber wenn sie

sie auf der Schaubühne von neuem gleichsam ins Leben gesetzt, und durch den Witz des Dichters noch belustigender werden, anstatt von Züchtigung begleitet zu seyn: so muß man sie in einem hohen Grade verführerisch nennen. Moliere hatte ebenfalls, wie Corneille und Racine, in der rühmlichern Ausübung seiner Kunst geschickte Nachahmer; unter welchen sich zu dieser Zeit Regnard besonders hervorthat, der die unselige Leidenschaft des Spielers so wahr und fürchterlich abgebildet hat.

Moliere. st. im J. 1673.

Französische Dichter in der Fabel, in der Ode und im Lehrgedichte.

XVII. In andern Dichtungsarten glückte es den Franzosen nicht weniger. Sie hatten am Johann de la Fontaine einen unter ihnen einzig gebliebenen Mann in der äsopischen Fabel. Er erzählt mit einer so ungezwungenen Anmuth, und mischt darunter so viele lustige Bilder und Einfälle, in einer zwar nachläßigen, aber für einen Volksdichter von dieser Gattung schicklichen Sprache, daß er in einiger Betrachtung, nur nicht an bündiger Kürze und edelm Ausdrucke, den Phädrus übertrifft. Es kamen nunmehr insonderheit viele angenehme Liederdichter und Verfasser von Sinngedichten zum Vorschein, die bey einer so fröhlichen Nation, als die Franzosen sind, desto willkommener waren. Aber nur einer von ihnen,

de la Fontaine. st. im J. 1695.

J. B. Rousseau. st. im J. 1741.

Johann Baptista Rousseau, brachte es in der Ode zu einer gewissen Vollkommenheit, indem er die Kühnheit und Stärke, das Feuer und die Begeisterung, mit welcher eine große Empfindung in einem solchen Gedichte, ohne einige Ermattung ausgedrückt werden muß, in seiner Gewalt hatte. Segrais traf jene Nachahmung der Schönheiten und Vergnügungen des Landlebens, welche man das Schäfergedicht

zu nennen pflegt, am besten. Ihm näherte sich hierinne die Frau von Deshoulieres; und es gab mehrere Frauenzimmer zu dieser Zeit, die sich durch Gedichte und andere sinnreiche Schriften Ruhm erwarben. Allein die Leichtigkeit, welche die Franzosen jetzt fanden, nach so vielen herrlichen Mustern in ihrer ganz ausgebildeten Sprache dichterische Versuche anzustellen, verführte nicht wenige, die nur mittelmässige Versmacher und Reimer waren, sich für Dichter zu halten. Zu einer heilsamen Warnung für dieselben, trat Boileau, ein scharfsichtiger und strenger Kunstrichter, Dichter und Lehrer der Dichtkunst, auf. Unter der Geißel seiner Spottgedichte, oder Satyren, fielen die fälschlich genannten Dichter und andere schlechte Schriftsteller zu Boden. Aber er schonte darinne auch andere Thorheiten und Vorurtheile nicht; wie zum Beyspiel den elenden Stolz derer, welche sich auf den von ihren Vorfahren angeerbten Adel mächtig viel einbilden, ohne selbst etwas Edles und Gemeinnütziges verrichtet zu haben; ingleichen die Einbildung, nach welcher fast jeder Mensch sich allein für weise hält. Er wurde der vornehmste Satyrenschreiber der Franzosen, und ist es immer geblieben. Denn seine Spötterey greift nicht die Sitten einzelner Personen, sondern nur Irrthümer und Fehler des Verstandes an; er suchte nicht sowohl zu verhöhnen, als zu bessern: und er hat dieses mit eben so viel Witz als Gründlichkeit gethan. Er ist überhaupt der schätzbarste Lehrdichter seiner Nation, und gewissermaßen der lehrreichste unter allen ihren Dichtern. Seine vortrefflichen poetischen Briefe, und vornehmlich sein Lehrgedicht über die

Boileau. st. im J. 1711.

Dichtkunst, das vollkommenste Werk dieses Inhalts, ob es gleich auf die Dichtkunst des Horaz gegründet ist, beweisen dieses. Ueberall schreibt er im richtigsten und feinsten Geschmack, in sehr ausgearbeiteten und wohlklingenden Versen, mit einem Reichthum von Gedanken, den die runde Kürze der Ausdrücke noch mehr empfiehlt. Man prägt daher gern viele Stellen seiner Gedichte, als eben so viele unveränderliche Vorschriften des Denkens, der Empfindung, der Beurtheilung und des Schreibens, dem Gedächtnisse ein. Was er selbst in einer derselben sagt: Nichts ist schön, als das Wahre; das Wahre ist allein liebenswürdig, zu dessen Erläuterung und Anpreisung scheint er in seinen Lehrgedichten alles angewandt zu haben. Freylich schmeichelte eben dieser Dichter, der das Lächerliche und Ausschweifende jeder Art so leicht bemerkte, und so natürlich mahlte, seinem Könige, der gar nicht von hervorstechenden Fehlern frey war, desto freygebiger. Unterdessen erkaufte er sich dadurch gleichsam die Erlaubniß, seine Mitbürger freymüthig zu tadeln, und sagte doch seinem Fürsten, mitten unter den übertriebensten Lobsprüchen, manche nützliche und ungewohnte Wahrheit. So bewies er in einem an denselben gerichteten poetischen Schreiben, daß ein Fürst im Frieden eben so groß seyn, und einen weit edlern Ruhm erlangen könne, als durch alles Siegsgeräusche des Krieges.

Die Mahlerey und alle andere Künste blühen bey den Franzosen.

XVIII. Ludwig der vierzehnte belohnte auch diesen Dichter, wie andere treffliche Schriftsteller, reichlich, ob er gleich den la Fontaine, der sich gar nicht an den Hof schickte, unbemerkt in seiner Dürftigkeit

tigkeit sterben ließ. Die Künstler, welche Diener seiner Pracht werden konnten, wurden von ihm nicht weniger aufgemuntert. Vor seinen Zeiten hatten die Mahlerey, die Baukunst, die Bildhauerkunst, und andere mit denselben verwandte Künste, unter den Franzosen nur noch einen geringen Fortgang gehabt. Die Italiäner waren auch für sie, gleich den übrigen Europäern, damals Muster und Lehrer darinne. Doch verdiente schon unter Ludwig dem dreyzehnten Poussin, der seine Kunst in Rom gelernt hatte, den Namen des ersten großen französischen Mahlers. Jetzt verschafften Ludwig und Colbert denen, welche sich in diesen Künsten hervorthun wollten, neue Anreizungen und Gelegenheiten. Denn der eben gedachte Staatsbediente sah wohl ein, daß die Franzosen durch solche Künstler nach und nach in den Stand würden gesetzt werden, der Ausländer und ihrer kostbaren Arbeiten großentheils zu entbehren; und daß auf der andern Seite ihre künstlichen Werke für die Handelschaft sehr einträglich werden müßten. Daher wurden bald Akademieen der Baukunst und der Mahlerey, das heißt, von dem Könige unterhaltene Anstalten der öffentlichen Unterweisung und Uebung in diesen Künsten, gestiftet. Zu Rom selbst wurde eine solche Akademie für junge französische Mahler errichtet, damit sie in diesem Sitze von Denkmälern der Kunst des Alterthums desto vollkommener werden möchten. Der König und die Großen beschäftigten die Künstler fleißig, überhäuften sie mit Ehre und Freygebigkeit, und beförderten mit dem Wetteifer derselben, auch das schnelle Wachsthum der Künste selbst. In den meisten derselben kamen

die Franzosen noch vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts den Italiänern gleich. Obgleich die letztern in den vortrefflichen Gemählden des Poussin, le Sueur, le Brün, Lorraine, und anderer mehr, nicht das Männliche, Kräftige und Dreiste antrafen, welches die Werke der großen italiänischen Meister des sechszehnten Jahrhunderts auszeichnet; so bewunderten sie doch in denselben eine zartere und feinere Manier, die sie auch nachzuahmen anfiengen. Und nicht genug, daß die Gemählde der Franzosen in Italien, in dieser alten Schule der Mahlerey, begierig gekauft wurden; sie verkauften auch bald den Italiänern ihre eigenen herrlichen Gemählde von einem Raphael, Michael Angelo, und so vielen andern, durch die Kupferstecherkunst, wo nicht verschönert, doch auf die angenehmste Art erleuchtet und vervielfältigt, indem sie es den Italiänern in dieser Kunst, welche ihnen bisher vorzüglich eigen gewesen war, nunmehr durch einen Nanteuil, Audran, und andere, zuvorthaten. Ludwig der vierzehnte rief zwar den Ritter Bernini, welcher damals den Ruf des größten Bildhauers und Baumeisters in Italien hatte, nach Frankreich, und beschenkte ihn königlich, damit derselbe für ihn prächtige Gebäude aufführen möchte. Allein Bernini verfertigte nichts als Risse zu denselben, die nicht gebraucht wurden; er sah sogar zu seinem Erstaunen am Franz Mansard und Claudius Perrault, Baumeister in Frankreich, welche ihm nichts nachgaben. Die königlichen Paläste, Wasserkünste und andere Gebäude wurden nun von den Ausländern bewundert; wenn gleich Ludwig zur Verschönerung seiner Hauptstadt lange so viel nicht, als

für

für seine Lustschlösser, gethan hat. Nach dem Tode eben dieses Bernini mußten die Italiäner den Franzosen selbst den Vorzug in der Bildhauerkunst zugestehen, worinne besonders Girardon treffliche Werke hinterlassen hat. Die schönen Zeichnungen, und die ganze meisterhafte Behandlung, haben den Werken mancher französischen Goldschmiede, ingleichen den seidenen und andern Stoffen, welche in Frankreich verfertigt wurden, einen ungemeinen Werth ertheilt. Die Uhrmacherkunst, die Kunst in Edelgesteine zu schneiden, ingleichen Schaumünzen zu prägen, sind alle vollkommener geworden. Man hält die Franzosen auch für die ersten Europäer, welche um diese Zeit Porcellän machten. Ihr le Notre brachte die Annehmlichkeiten der Gartenkunst, und ihr la Quintinie das Nützliche derselben, höher, als man es bisher gekannt hatte. Sie haben auch die Tanzkunst, hauptsächlich zum Gebrauche der Schaubühne, noch geschickter bearbeitet, als die Italiäner. Nur in der Musik, oder Tonkunst, sind sie unter dieser Nation stehen geblieben. Es war der Italiäner Lülly, welcher sie um diese Zeit zuerst mit dem Innern und den erhabnern Reizungen dieser Kunst bekannt machte; aber wenn ihm gleich ausnehmender Beyfall und glückliche Nachahmer folgten: so sind doch keine großen Tonkünstler unter den Franzosen aufgestanden.

Die Sitten der Franzosen werden völlig ausgebildet.

XIX. Alle diese Vorzüge, welche die Franzosen nach und nach vereinigten, verschafften ihnen in den spätern Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts den Ruhm der feinsten, artigsten und witzigsten Nation unter allen europäischen. Es gab unter diesen eine und

die andere, bey welchen die Wissenschaften und Künste nicht weniger blühten, und die Sprache, wie bey den Italiänern, noch mehr Wohlklang hatte, als die französische. Aber keine Nation hatte, außer den mannichfaltigen Bedürfnissen des Lebens, auch so viel zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen desselben gethan; keine war so erfinderisch, nicht zwar in den großen Entdeckungen der Natur und anderer Wissenschaften, wohl aber in der Kunst, der Schönheiten jeder Art zu genießen, und die Sinne zu befriedigen, als die Franzosen. Sie wurden nicht allein eine sehr gesellschaftliche Nation, sondern sie brachten auch in den Umgang so vielerley Annehmlichkeiten, daß man an ihrem Beyspiel sah, auch Kleinigkeiten hätten in dieser Betrachtung ihren sehr erheblichen Werth. Seit Franz dem ersten war das Frauenzimmer zuerst häufiger an den Hof gezogen worden. Nach und nach, und unter Ludwig dem vierzehnten am meisten, erlangte es daselbst eine ungemeine Verehrung, bekam Freyheiten, die es sonst kaum begehrt haben würde, wurde in den Gesellschaften der vornehmste Theil, half Sitten und Sprache bilden, und eine neue Höflichkeit einführen, die auf einen Fluß von feinen Worten, auf geläufige Versicherungen, auf leichte Wendungen des Körpers, und ähnliche Fertigkeiten gesetzt wurde. Da es stets die Hauptabsicht des Frauenzimmers gewesen ist, zu gefallen: so ließen auch die Franzosen, welche nun insgesammt gleichsam Schüler desselben wurden, dieses ihr eifrigstes Bestreben seyn. Das gefälligste Betragen, mit einer Menge wohlklingender, aber eben nicht immer vielbedeutender

Redens.

Redensarten, die man Complimens nannte, füllte die Gesellschaften zu jedermanns Zufriedenheit aus. Man schmeichelte einander; widersprach, und schien doch nicht zu widersprechen; schüttete witzige Einfälle aus, und suchte der Zeit auf die fröhlichste Art los zu werden. Die französische Sprache selbst bequemte sich nach diesen Sitten, wurde mit einer Menge artiger Nichts, oder Kleinigkeiten, wie man sie mit Recht genannt hat, bereichert, und zur leichten Unterhaltung der Gesellschaft die allerschicklichste. Schon dieses alles erklärt es, warum die gedachte Sprache um diese Zeit bey so vielen Nationen Eingang gefunden hat, warum sie insonderheit eine so allgemeine Hofsprache geworden ist. So viele wohlgeschriebene Bücher in derselben empfohlen sie den Ausländern eben so sehr. Die zuvorkommenden Manieren der Franzosen nahmen für sie ein; ihre geschmackvollen Waaren ergötzten, und schmückten zugleich. Man ahmte sie überall begierig nach; und da sie, um zu gefallen, in den Veränderungen der Trachten und des Putzes unerschöpflich waren, welches ihre Moden hießen: so glaubten sehr viele Ausländer, der sicherste Weg, um gleichfalls liebenswürdig zu werden, sey dieser, wenn sie sich der neuerfundenen Fontangen, Perrüken, Manschetten, Haarbeutel, und unzähliger anderer Verbesserungen oder Verschönerungen des Anzugs, die es im Grunde nur selten, oder nur für die lebhafte Einbildungskraft der Franzosen waren, bedienten. Daß die Sprache, die Sitten und Putzarten der Franzosen sich zu dieser Zeit so geschwind über Europa ausbreiteten, dazu trug auch die ganze Regierung Ludwigs des vierzehnten

Sie werden von andern Nationen nachgeahmt.

sehr viel bey. An Macht und Reichthum, an Glück und Siegen, an gebieterischer und überall wirksamer Größe, konnte kein Fürst seiner Zeiten mit ihm verglichen werden. Sein Hof war der prächtigste von allen, und wurde nach und nach das Muster der übrigen. Man reiste aus allen Gegenden nach Frankreich, um ihn und die ungemeine Aufnahme, in welche sein Reich und seine Nation gekommen waren, zu betrachten. Dabey konnte es nicht fehlen, daß viele seiner Einrichtungen, von welchen der gute Erfolg seiner Unternehmungen hergeleitet wurde, desto nachahmungswürdiger schienen. Selbst seine Kriege und Eroberungen machten dieselben bekannter und empfehlungswerther. Da endlich viele tausend seiner Unterthanen, hauptsächlich um der Religionsfreyheit willen, die er ihnen versagte, sich in fremden Ländern niederließen: so wurde das Neue, Angenehme und Gefällige, das sie mitbrachten, und das doch auch mit so vielem Nutzbaren vermischt war, hin und wieder ohne Unterschied angenommen; wenn es gleich bisweilen der Denkungsart und dem übrigen Eigenthümlichen derjenigen Nationen, unter welchen sie wohnten, nicht angemessen war. Die Franzosen, welche solchergestalt durch Ludwig den vierzehnten auf eine Zeit lang die angesehenste Nation von Europa wurden, fiengen sogar an, sich um ihrer Gaben und Verdienste willen, als die vornehmste von allen zu betrachten; welches sie in der That nicht waren. Sie gaben auch dieses in ihren Schriften andern Nationen, die ihre Kräfte entweder nicht genugsam gekannt, oder nicht auf eine so schimmernde Weise genützt hatten, seitdem oft zu verstehen: nicht immer

mer mit der guten Art, mit welcher sie sonst auch unangenehme Dinge zu sagen gewohnt sind.

Ludwig XIV verfolgt und vertreibt viele tausend seiner Unterthanen aus dem Reiche.

XX. Gleichwohl hat eben derselbe König, dessen Aufmunterung und Veranstaltung diese Nation so ungemein viel zu danken hat, auf der andern Seite, besonders in seinen spätern Jahren, ihren Wohlstand merklich vermindert. Diesen Widerspruch in seinem Verfahren stiftete vornehmlich die falsche Ruhmbegierde, die ihn oft gegen die richtigsten Grundsätze, welche er kannte, zu handeln nöthigte. Nachdem er viele Jahre hindurch die Ruhe, Ordnung und den Ueberfluß in seinem Reiche erhalten, den Fleiß seiner Unterthanen kräftig erweckt, ihre Anzahl selbst durch Ausländer, denen Frankreich mehr als ein anderes Land gefiel, verstärkt hatte: fiel er plötzlich über eine Million derselben her, drückte und plagte sie mit der ungerechtesten Heftigkeit. Dieses waren seine protestantischen Unterthanen, die ihm so treu und nützlich gehorchten, als die übrigen, und, im Vertrauen auf wiederholte königliche Versicherungen, Gott nach ihren Einsichten verehrten. Aber die Geistlichkeit seiner Kirche, vorzüglich seine Hofgeistlichen, und auch einige Staatsbediente, riethen ihm, theils aus Religionshaß, theils aus andern eben so unedeln Absichten, dieselben mit Gewalt zu römischkatholischen Christen zu machen. Ludwig sah es, nach ihren Vorstellungen, als eine ausnehmende Ehre an, wenn er jene vermeynten Ketzer in die rechtgläubige Kirche ziehen könnte. Er war ohnedieß nicht gewohnt, einigen Widerstand in seinem Reiche anzutreffen; jetzt aber neigte er sich von einem ziemlich wollüstigen Leben zum abergläubischen Religionseifer.

Seit dem J. 1681.

eifer. Er entriß also seinen protestantischen Unterthanen nach und nach ihre meisten bürgerlichen Rechte, Aemter, und dergleichen mehr, ließ vielen ihre Kinder wegnehmen, damit sie in seiner Religion erzogen werden möchten; erkaufte auch die Glaubensveränderung der ärmern oder habsüchtigern unter ihnen mit Gelde. Als viele protestantische Familien deswegen ihr Vaterland verließen, um in andern Ländern die ihnen gebührende christliche Freyheit zu genießen, setzte der König auf dieses Flüchten harte Strafen. Er schickte sogar eine Anzahl Dragoner in diejenigen Städte und Schlösser des mittäglichen Frankreichs, wo die zahlreichsten und ansehnlichsten Protestanten wohnten: und diese Soldaten begiengen so viel Muthwillen und Gewaltthätigkeiten, daß die Unglücklichen, in deren Wohnungen man sie gelegt hatte, entweder ihre Religion abschwören, oder die grausamste Mißhandlung erdulden mußten; manche von ihnen verloren darüber selbst das Leben. Und alles dieses unterstand sich Ludwig mit seinen Dienern, Mittel der Bekehrung zum Glauben seiner Kirche zu nennen; den er doch dadurch, so wie sich selbst, unzähligen seiner Unterthanen nur verhaßt machte. Bey vielen erreichte er zwar, dem äußerlichen Scheine nach, seine Absicht; aber es wurden größtentheils nur gezwungene Heuchler. Weit mehrere retteten sich, unter der äußersten Gefahr, über die mit Soldaten besetzten Gränzen des Reichs hinaus. Gegen fünfmal hunderttausend französische Protestanten gelangten solchergestalt in Länder ihrer Glaubensgenossen: in die Schweiz, nach Deutschland, Holland und England, wo sie liebreich aufgenommen und geschützt wurden;

wurden; wo auch ihre Nachkommen noch immer unter dem Namen der französischen Flüchtlinge leben. Obgleich Frankreich schon damals über zwanzig Millionen Einwohner hatte; so wurde doch dieser Abgang von Menschen daselbst auf mancherley Weise verspürt. Besonders brachten sie, außer ansehnlichen Geldsummen, ihren Fleiß und ihre künstliche Thätigkeit in andere Länder, machten verschiedene schöne Arbeiten in denselben entweder zuerst bekannt, oder weit gemeiner und vollkommener, wie Hutmanufakturen, Seidenwaaren, und dergleichen mehr. Die Franzosen verloren dadurch nicht allein viel von den bisherigen Quellen ihrer Handlungsreichthümer, und eine Menge tapferer Soldaten, geschickter Kriegsbedienten, und trefflicher Gelehrten; sondern es ergriffen auch Tausende von diesen ihren flüchtigen Mitbürgern, in Diensten anderer Fürsten, voll Erbitterung die Waffen wider ihren ehemaligen König. Dieser hob endlich auch die Verordnung von Nantes, oder den Religionsfrieden, welchen sein Großvater den Reformirten in Frankreich ertheilt, und er selbst bestätigt hatte, gänzlich auf. Im J. 1685. Aber er wurde doch der Verfolgung müde, zu welcher er einen Theil seiner Unterthanen gegen den andern bewaffnet hatte. Es blieben noch über dreymal hunderttausend Protestanten in seinem Reiche übrig, die, ihrer Gewissensfreyheit beraubt, kaum geduldet wurden, und unaufhörlich neuen Bedrückungen ausgesetzt waren.

XXI. Ludwigs häufige und blutige Kriege entvölkerten ohnedieß seine Länder so sehr, daß er desto mehr wider die Staatsklugheit handelte, indem er

Wahrer Werth von Ludwigs Regierung.

er eine große Anzahl seiner Unterthanen auszuwandern nöthigte. Aber seine Kriegslust, Eroberungssucht, und verschwenderische Pracht, verursachten noch mehr Schaden. Mitten unter seinen Siegen litten seine Unterthanen mehr als einmal Mangel an Lebensmitteln. Die Handelschaft kam wieder in Abnahme; seine Seemacht aber fiel von der Höhe, auf welche er sie gebracht hatte, ganz herunter. So wohlgeordnet in den ersten Zeiten seine Einkünfte waren, so sehr sie sich immer vermehrten; so viele außerordentliche Geldmittel er in der Folge gebrauchte, worunter sogar der angebotene Verkauf von Adelsbriefen war; so geriethen sie doch in seinen spätern Jahren in eine unbeschreibliche Verwirrung, und er hinterließ ungeheure Schulden. Frankreich war bey seinem Tode sehr erschöpft; es fehlte damals gar viel daran, daß seine Nation noch die angesehenste von Europa gewesen wäre, wie in den frühern Zeiten seiner Regierung. Zu seiner Ehre gereicht es indessen, daß er einen Theil dieser Fehler sterbend erkannt, und seinen Nachfolger vor denselben gewarnet hat. Er war freylich, im strengen Verstande, kein großer Fürst, wie man ihn schon oft bey seinem Leben, wegen des großen Glücks und Aufsehens, das ihn begleitete, genannt hat. Denn er hat ungemein oft mehr nach Leidenschaften, als nach Recht und Klugheit, gehandelt; ist ohne den Beystand großer Staatsbedienten und Feldherren fast immer unglücklich gewesen, und hat vieles von demjenigen wieder zerstört, was er mit ihrer Hülfe erbauet hatte. Allein es ist billig, einen Fürsten hauptsächlich nach dem Guten zu beurtheilen, das er gestiftet

hat.

hat. Und wenn dessen sehr viel ist; wenn es seine Nation noch lange nach ihm empfindet: so verdient er ein rühmliches und dankbares Andenken; er mag nun die gemeinnützigsten Entwürfe selbst gemacht, oder alle edle Vorschläge, Erfindungen und Bemühungen willig und nachdrücklich unterstützt haben. Keines von beyden kann Ludwig dem vierzehnten abgesprochen werden.

Ludwigs XV erste Regierungsjahre.

XXII. Zwar kostete es nach seinem Tode eine Zeit lang Anstrengung genug, ehe die Entkräftung und Unordnung, in welcher sich der königliche Schatz und das Reich überhaupt befanden, einigermaßen gehoben werden konnten. Dieses schien desto schwerer zu seyn, da der neue König, Ludwig der funfzehnte, sein Urenkel, nur ein Kind von fünf Jahren war, und daher die Zerrüttungen einer minderjährigen Regierung befürchtet werden konnten. Allein die königliche Gewalt war bereits so fest gegründet, daß die innerlichen Unruhen nur auf schwache Versuche hinausliefen. Der Staatsverweser und nächste Anverwandte des Königs, Philipp, Herzog von Orleans, besänftigte dieselben durch standhafte Klugheit, ließ den Franzosen anfänglich in gewissen Kirchenstreitigkeiten, worinne der vorige König dem Papste zu viel nachgegeben hatte, alle Freyheit; lehrte sie aber doch bald wieder dem königlichen Willen gehorchen. Er tilgte auch die drückende Last der Staatsschulden; nur auf eine für die Unterthanen sehr nachtheilige und ungerechte Art. Denn nachdem sie beynahe alles ihr baares Geld, auf Hoffnung eines unermeßlichen Gewinnstes, in den königlichen Schatz hingegeben hatten, und einige wenige dadurch überaus reich

gewor-

geworden waren: fand es sich, daß jene Schulden mit bloßem nichtsgeltenden Papiere bezahlt wurden. Unterdessen erholte sich eine an Gütern der Natur, an Fleiß und Kunst so reiche Nation, als die französische ist, auch von dieser Erschütterung in Kurzem. Der
Im J. 1723. König trat die Regierung selbst an: und nicht
Im J. 1726. lange darauf überließ er seinem ehemaligen Lehrer, dem Bischof und nachmaligen Cardinal Fleury, die völlige Verwaltung der Staatsgeschäfte. Dieser führte sie gegen siebzehn Jahre nicht ohne Ruhm. Er bediente sich der ihm anvertrauten Gewalt mit ziemlicher Mäßigung, erhielt dem Reiche, so lange als es möglich war, den Frieden, verschaffte auch demselben, als eine Frucht des wider den Kaiser un-
Im J. 1738. ternommenen Kriegs, die gewisse Hoffnung, daß nach einiger Zeit das Herzogthum Lothringen auf immer mit Frankreich werde vereinigt werden. Doch verfolgte er diejenigen Franzosen, welche sich auf ihre alten kirchlichen Freyheiten gegen den Papst stützen wollten; that zuweilen aus unzeitiger Friedensliebe, zur Fortsetzung eines angefangenen Kriegs, zu wenig, ließ das französische Seewesen zu sehr in Verfall gerathen, und erschien überhaupt als ein
Fleury. st. im J. 1743. Geistlicher an der Spitze der Regierung nicht selten, wie in einem fremden Lande.

Seine Kriege, sein Verlust und seine Eroberungen.

XXIII. Er hatte sich wider seinen Willen von einigen Großen des Hofs hinreißen lassen, an dem österreichischen Erbfolgekriege Antheil zu nehmen, der allerdings Frankreich eine sehr günstige Gelegenheit darbot, das Haus Oesterreich zu schwächen. Er starb aber auch bald nach dem Anfange dieses Kriegs. Ludwig der funfzehnte regierte zwar seitdem eben so

wenig

wenig mit eigener Einsicht und Kraft, als vorher; doch munterte er in den damaligen Feldzügen seine Kriegsheere durch seine Gegenwart glücklich auf. Als er einst auf dem Wege zu einem derselben, das am Rhein stand, plötzlich von einer gefährlichen Krankheit überfallen wurde, gaben ihm seine Unterthanen so viele Merkmale der Liebe und der zärtlichsten Besorgniß für sein Leben, durch ihre Andachten in den Kirchen, ihre Thränen und Unruhen, daß man ihn seitdem mit Recht Ludwig den vielgeliebten genannt hat. Allein in seinen spätern Jahren verlor er ungemein viel von der Bedeutung dieses Beynamens, des ehrenvollsten, den ein Fürst erlangen kann. Daß er den erstgedachten Krieg zu Lande mit besonderm Glücke führte, das hatte er hauptsächlich dem Marschall Grafen von Sachsen, einem ausser der Ehe erzeugten Sohne des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Augusts des zweyten, zu danken. Dieser Ausländer verdunkelte die damaligen französischen Feldherren durch den scharfsichtigen Blick, mit welchem er alle Hülfsmittel seiner Kunst umfaßte, durch die vortreffliche Anlegung wichtiger Entwürfe, durch die behende und standhafte Ausführung derselben, und durch die ausnehmende Geschicklichkeit, Schwierigkeiten zu überwinden, auch die Fehler der Feinde zu nützen. Ludwig zog indessen von den Siegen desselben keinen weitern Vortheil, als daß er durch den Aachner Frieden seinem erschöpften Reiche wieder die nöthige Ruhe verschaffte. Sieben Jahre darauf wurde er abermals in einen Krieg mit den Engländern verwickelt, welche sich darüber beschwerten, daß die Franzosen sich ihres Gebiets im

Im J. 1744.

Der Marschall von Sachsen. st. im J. 1750.

Im J. 1748.

nördlichen America zu bemächtigen suchten; da hingegen diese den Engländern gerade den umgekehrten Vorwurf machten. Seit einigen hundert Jahren war kein Krieg von den Franzosen so unglücklich geführt worden, als eben dieser. Nicht, als wenn es ihnen an Tapferkeit, oder an guten Feldherren gemangelt hätte; sondern weil diese öfters den schlechtern weichen mußten; weil der Krieg mit der furchtbarsten Seemacht, ohne hinlängliche Kriegsflotten, und in einem verworrenen Zustande der königlichen Einkünfte geführt wurde; und weil die Franzosen, indem sie auf jener Seite alle ihre Kräfte anzuwenden hatten, auch an einem Kriege auf dem festen Lande, aber mit desto geringerm Nachdrucke, Theil nahmen; anderer von ihnen begangenen Fehltritte nicht zu gedenken.

Im J. 1761. Der französische Staatsbediente, Duc de Choiseul, ersann zwar ein Hülfsmittel, das, wenn es einige Jahre früher zur Wirksamkeit gekommen wäre, Frankreich wenigstens im Gleichgewichte gegen England würde erhalten haben. Es war das Familienbündniß, welches er unter den verschiedenen Zweigen des Hauses Bourbon, die in Frankreich, Spanien, Neapel und Parma regierten, stiftete, und sie dadurch alle zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung vereinigte. Allein die Hülfe, welche nunmehr die Spanier den Franzosen zu spät leisteten, konnte es nicht verhindern,

Im J. 1763. daß Ludwig einen sehr nachtheiligen Frieden zu Versailles mit den Engländern eingehen mußte. Er trat ihnen ganz Canada, einen Theil von Louisiana, und mehrere americanische Inseln ab. Seine Seemacht war gänzlich zu Grunde gerichtet: und da er gleich darauf den Spaniern das Uebrige

von

von Louisiana überließ, gab es keine französische Besitzungen in Nordamerica mehr. Einen kleinen Ersatz dieses großen Verlustes wußte sich Ludwig nach einigen Jahren dadurch zu verschaffen, daß er die Insel Corsica, theils durch Unterhandlung mit ihren bisherigen Herren, den Genuesern, theils durch die Uebermacht seiner Kriegsvölker über die für ihre Freyheit seit langer Zeit bewaffneten Corsicaner, eroberte. Etliche Jahre vorher war auch Lothringen, wie es lange bereits ausgemacht war, völlig mit dem französischen Gebiete vereinigt worden. Sonst aber stieg die Unordnung der Einkünfte des Königs, und ihrer schon längst übel eingerichteten Verwaltung, bis an seinen Tod immer höher. Denn ob er gleich eine unumschränkte Gewalt behauptete, und eine Reihe beschwerlicher Auflagen einführte; so reichten sie doch nicht zu, die Kosten eines Kriegs zu tragen, in welchem so viel eingebüßt wurde. Ueberdieß war Ludwig der funfzehnte zwar ein gutherziger Fürst, der weisen und gerechten Rathschlägen Gehör gab, auch bisweilen ein thätiges Leben führte; aber doch meistentheils, besonders in seinen spätern Jahren, die Vergnügungen den Geschäften vorzog, und Lieblingen oder Vertrauten beyderley Geschlechts die Regierungsangelegenheiten, wenigstens seine, oder eigentlich die ihm anvertrauten Schätze seiner Nation, zum willkührlichen Gebrauche überließ.

Im J. 1769.

Im J. 1766.

Ludwig der funfzehnte. st. im J. 1774.

XXIV. Mit einer desto rühmlichern Sparsamkeit hat bisher sein Enkel, der jetzt regierende König, Ludwig der sechszehnte, seinen Aufwand und seine Staatsschulden zu vermindern, hingegen seine Einkünfte auf einen sicherern Fuß zu setzen, und eben dadurch

Ludwigs des sechszehnten Regierung.

durch seinen Unternehmungen mehr Nachdruck zu geben gesucht. Der Erfolg davon ist bisher ziemlich günstig gewesen. Er hat insonderheit die Gelegenheit, sich an den Engländern wegen des Verlustes, den sein Großvater erlitten hatte, zu rächen, glücklich genützt, indem er die Colonieen derselben in Nordamerica, welche sich wider ihr Vaterland, mit den Waffen in der Hand, auflehnten, unterstützt, ihre Unabhängigkeit befördert, und zuerst unter allen
Seit dem J. 1778. europäischen Fürsten anerkannt hat. In dem Kriege, welchen er darüber mit den Engländern noch führt, hat er ihre häufigen und großen Fehler zu seinem Vortheile bestens genützt, ihnen verschiedene americanische Inseln weggenommen, und die französische Seemacht zu einer Stärke gebracht, welche sie in diesem Jahrhunderte noch nicht gehabt hat. Zugleich hat er durch eine genauere Verbindung mit Spanien und Holland es dahin gebracht, daß auch diese Mächte die Vergrößerung und Ueberlegenheit Frankreichs über England lebhaft befördern.

Handelschaft, Schiffahrt, Ackerbau und Kriegswesen der Franzosen unter Ludwig dem funfzehnten und sechszehnten.

XXV. Die Franzosen überhaupt haben unter der Regierung ihrer beyden letzten Könige sich bey den schon vorher erworbenen Vorzügen großentheils erhalten. Wenn gleich ihr ausgebreiteter Handel durch Kriege, und durch die Betriebsamkeit anderer Nationen, etwas eingeschränkt worden ist; so haben ihm doch ihre künstlichen Handarbeiten und artigen Erfindungen für dieselben, auch ihr überall geschäftiger Geist, von Zeit zu Zeit eine neue Lebhaftigkeit ertheilt. Da es unter den europäischen Nationen der neuern Zeiten nicht ungewöhnlich ist, daß sie zur Erweiterung oder Beschützung ihrer Handelschaft Kriege führen:

so

so dient den Franzosen auch der jetzt fortwährende Krieg dazu, die neue ungemein ergiebige Quelle des Handels, welche sie mit den nordamericanischen Engländern eröffnet haben, zu behaupten. So wie Lyon eine ihrer vornehmsten Handelsstädte mit dem festen Lande ist: so ist Marseille in Ansehung des asiatischtürkischen Handels, wo sie jetzt vor andern Nationen das einträglichste Gewerbe treiben; Bourdeaux im americanischen; Nantes und Port l'Orient im ostindischen. Dagegen haben sie es in der allerersten Anlage zu einer blühenden Verfassung, in der Vollkommenheit des Ackerbaues, noch nicht so weit gebracht, als manche andere Nation. Frankreich, das eben sowohl einen Ueberfluß an Getreide hervorbringen könnte, der selbst andern Ländern bisweilen zu Statten käme, als es in dieselben eine Menge von seinen Burgunder-, Champagner-, und vielen andern angenehmen Weinen, auch Früchten versendet, hat zuweilen noch in den neuern Zeiten daran Mangel und Hungersnoth gelitten. Das kömmt hauptsächlich von dem drückenden Zustande her, in welchem sich die französischen Landleute befinden, ingleichen von der Aufmunterung, welche dem Ackerbaue entzogen, und denjenigen gegeben worden ist, die sich auf die Manufakturen legen; und von andern Hindernissen, die man seit einiger Zeit zu verbessern angefangen hat. In der Kriegskunst haben sich die Franzosen immer noch sehr hervorgethan; besonders in einigen Theilen derselben, wie in dem Geschützwesen, in der Befestigungskunst, und in Belagerungen. Doch haben sie seit ihrem letzten Kriege in Deutschland gelernet, daß die große Kriegs-

und Heldenschule jetzt mehr in diesem Reiche, als in ihrem Vaterlande, wie ehemals, zu suchen sey.

Zustand der Wissenschaften unter ihnen.

XXVI. Diese Bekanntschaft, welche die Franzosen seit der Mitte unsers Jahrhunderts mit dem Fortgange anderer Nationen in Wissenschaften und Künsten erlangt haben, ist ihnen überhaupt nützlich geworden. Sie hatten, bey dem unter Ludwig dem vierzehnten erworbenen Reichthum an trefflichen Schriftstellern, und solchen Büchern, worinne dieselben das Angenehme mit dem Nützlichen noch geschickter vereinigten, als die Italiäner, die ihnen zum Muster gedient hatten, eine gewisse Selbstgenügsamkeit angenommen, welche eine Geringschätzung des Verstandes und Witzes der Ausländer nach sich zog. Sehr viele unter ihnen versicherten sogar, daß ihre Nation die alten Griechen und Römer in Werken des Geistes weit überträfen, und dieser Führer nunmehr entbehren könnten. Obgleich aber damals die besten französischen Schriftsteller gestanden, daß sie nur glückliche Nachahmer der Alten wären, und zugleich einen anhaltenden bedachtsamen Ernst im fernern Anbaue der Wissenschaften empfohlen; so entstand doch in dem jetzigen Jahrhunderte bey ihrer Nation eine herrschende bequemere und flüchtigere Art, dieselben zu bearbeiten. Im Vertrauen auf dasjenige, was sie bereits darinne geleistet hatte, glaubte sie, daß nur sehr wenig mehr für dieselben zu thun wäre. Die Franzosen gewöhnten sich immer mehr daran, anstatt gründlicher Untersuchungen, welche sie zu einer größern Vollkommenheit führen konnten, ihre Kenntnisse nur von der Oberfläche der Dinge wegzuschöpfen; überall Witz

und

und sinnreiche Gedanken anzubringen, auch wo eine ungekünstelte, aber desto richtigere Darstellung der Wahrheit allein nöthig ist; und den Werth eines Buchs hauptsächlich nach der schönen, artigen und hinreißenden Schreibart abzumessen. Dadurch ist es freylich so weit gekommen, daß die Franzosen mehr angenehm und unterhaltend geschriebene Bücher in ihrer Sprache besitzen, als irgend eine andere Nation. Diese Bücher sind daher auch in andern Ländern sehr fleißig gelesen, übersetzt und nachgeahmt worden; wenn man gleich am Ende derselben oft merkte, daß man sich zwar damit die Zeit vertrieben, aber eben nicht zuverläßig belehrt hätte. Unterdessen haben zwar die Franzosen im Verlauf des jetzigen Jahrhunderts nicht so viele hervorragende Gelehrte in mehrern Wissenschaften gehabt, als zu den Zeiten Ludwigs des vierzehnten; sie sind in der gesammten Gelehrsamkeit nicht so hoch gestiegen, als man nach jenem vielversprechenden Anfange hätte erwarten sollen.

Beyspiele des Fortgangs der Franzosen in denselben.

XXVII. Allein sie sind auch in derselben nicht bloß dabey stehen geblieben; sondern haben vielmehr manche schöne Untersuchungen und Beobachtungen angestellt. Maupertuis, Condamine, und andere ihrer Gelehrten, haben durch ihre auf Kosten Ludwigs des funfzehnten an beyde Pole vorgenommene Reisen, die wahre, zwar eigentlich runde, aber gegen die Pole zu eingedrückte Gestalt der Erde vollkommen bestätigt, welche schon Kenner der Natur in England bestimmt hatten. Reaumür, Mairan, und andere, haben die Naturgeschichte sehr wohl aufgeklärt. In der Wundarzneykunst sind die

Franzosen immer noch sehr geübt, und auch durch neue Erfindungen berühmt gewesen. Ueber die Gesetzgebung, ihr Verhältniß zu der Einrichtung und Wohlfahrt der Länder, auch ihre Verbesserung, hat Montesquieu mit Hülfe der Geschichte, oder bisweilen nur von seinem Witze geleitet, mit vielem Beyfalle philosophirt. Die Franzosen haben nicht nur in den neuesten Zeiten eine so brauchbare Sammlung ihrer ältesten Geschichtschreiber veranstaltet, daß kaum eine andere Nation ihnen ein völlig ähnliches Werk entgegenstellen kann; sondern es ist auch der beste Geschichtschreiber ihres Vaterlandes in ihrer Sprache, Velly, um diese Zeit unter ihnen aufgestanden. Sie haben der Urkundenwissenschaft und der Erdbeschreibung manches neue Licht ertheilt. Einige von ihnen, wie Calmet, Houbigeant, und andere, haben auch der Religionswissenschaft nützliche Dienste geleistet. Aber hier und in der Philosophie ist es eben, wo die Franzosen auch in unsern Tagen noch nicht den Fortgang gewonnen haben, den ihr Scharfsinn hätte erreichen können. Zu eingeschränkt in der Freyheit des Denkens, Nachforschens, Lehrens und Schreibens, sind sie nur langsam und schüchtern in die Fußstapfen ihrer freymüthigern Religionslehrer im vorigen Jahrhunderte getreten. Daher ist auch ein Theil der römischkatholischen Deutschen, nur erst in den letzten zwanzig Jahren, in der Verbesserung des Kirchenrechts weiter gekommen, als die Franzosen, nach deren schon seit mehr als hundert Jahren darüber vorgetragenen edlern Grundsätzen sich jene gebildet haben. Diese in vielen gelehrten und andern Einsichten so aufgeklärte

Nation

Nation hat es noch nicht einmal so weit gebracht, daß einige hunderttausend ihrer Mitbürger, Christen wie sie, aber nach dem Lehrbegriffe der Protestanten, einen Theil ihrer ehemaligen, oder vielmehr ihrer natürlichen Rechte wieder erlangt hätten; welches unter andern auch zur gemeinschaftlichen Erforschung der Wahrheit so dienlich seyn würde. Ja bey dieser Nation von so sanften Sitten sind noch in den letzten dreyßig, vierzig Jahren Protestanten, bloß aus Haß gegen ihre Religion, hingerichtet worden.

Zustand der schönen Künste bey ihnen.

XXVIII. Mit einer desto eifrigern Neigung haben sich die Franzosen bis auf unsere Zeiten den schönen und angenehmen Künsten aller Art ergeben. Die Fertigkeit, rein, fließend, zierlich und witzig zu schreiben, ist fast nirgends so allgemein geworden, als unter ihnen. Es ist wahr, daß sie an ihrer Sprache etwas zu viel gekünstelt, manche Wendungen und Redensarten in dieselbe aufgenommen haben, die zwar neu und auffallend, aber gezwungen sind. Auch muß man gestehen, daß die besten französischen Schriftsteller ihre blühende Beredtsamkeit oft am unrechten Orte anbringen, überall mit vollen Händen Blumen ausstreuen, auch wo man nur reife Früchte verlangt; oder, welches einerley ist, daß sie in solchen Büchern und Stellen, darinne sie bloß erzählen, unterrichten, und bedächtliche Urtheile einmischen sollten, gar zu häufig sich auf eine sinnreiche, redneriſche, und sogar dichterische Art ausdrücken. Allein dieser Fehler, der aus ihrer Begierde, immer möglichst zu gefallen und zu belustigen, entsprungen ist, hat nicht allein unter ihnen so vielen Beyfall gefunden, sondern ist auch von geschickten

Schriftstellern anderer Nationen schon so häufig nachgeahmt worden, daß man angefangen hat, ihn für eine Schönheit zu halten. In der französischen Beredtsamkeit hat, vor eine Menge anderer, Johann Jakob Rousseau, eigentlich zwar ein gebohrner Schweizer, sich einen ausnehmenden Ruhm erworben. Denn sein männlicher, kraftvoller und hinreissender Vortrag war zugleich an vielen neuen, kühnen und edeln Gedanken reich. Indem er eine große Anzahl herrschender Meynungen und Gewohnheiten bestritt, über die Erziehung, die Sittenlehre, und andere wichtige Materien, mit durchdringender Einsicht und Stärke schrieb, selbst seinen Romanen ein philosophisches Ansehen zu geben suchte: stiftete er eine fast allgemeine Bewegung in Untersuchungen, klärte manches heller auf, verbesserte einiges andere, und rührte die Herzen seiner Leser eben so sehr, als er ihre Denkungskraft erschütterte. Aber sein unwiderstehlicher Hang zu sonderbaren und seltsamen Behauptungen machte nicht selten, daß er, wenn er bloß Mißbräuche hätte verwerfen sollen, auch die Wahrheit selbst mit wegwarf, welche unter denselben etwas gelitten hatte; daß er Vorschläge that, welche für unsere Welt und gegenwärtige Verfassung nur angenehme Träume waren, und sich selbst gar oft widersprach. Er wollte die Menschen erleuchten und bessern; sprach aber von ihnen so menschenfeindlich und bitter, als wenn gerade zu seiner Zeit Thorheit und Bosheit ihre höchsten Stufen erreicht hätten. Weil viele Gelehrte, über dem unaufhörlichen Lesen, Lernen und Lehren, mit der Natur, mit sich selbst und andern Menschen wirklich unbekannt bleiben, auch sehr leicht ein störrisches und zänki-

J. J. Rousseau. st. im J. 1778.

zänkisches Betragen annehmen: so versicherte Rousseau, daß die Wissenschaften und Bücher die Sitten der Menschen verdorben hätten. Er säete überall Zweifel hin, und untergrub den Grund der gemeinnützlichsten Lehren. So pries er zwar die Sittenlehre des Christenthums mit heißer Bewunderung; aber von dem eigentlichen Glauben, auf welchen sich dieselbe stützt, und von der heiligen Schrift selbst dachte er nur geringschätzig. Er ist also zwar ein Schriftsteller, von dem man vieles lernen kann, sollte es auch nur durch die Uebung im Nachdenken seyn; gegen welchen man aber auch sehr auf seiner Hut seyn muß. — Auch an einer zahlreichen Gesellschaft von sehr anmuthigen und unterhaltenden Dichtern hat es den Franzosen in diesem Zeitalter nicht gefehlt; wenn gleich die meisten nur in den leichtern Gattungen ihrer Kunst sich hervorthaten. De la Motte, Gresset, und andere, die zum Theil schon in den letzten Jahren Ludwigs des vierzehnten berühmt wurden, wie Fontenelle, gehören darunter. Insonderheit haben sehr viele für die Schaubühne gearbeitet, die in Frankreich so beliebt ist, daß Personen von fast allen Ständen dieselbe in ihren Häusern nachahmen; deren bezahlte und öffentliche Schauspieler jedoch, vermöge eines alten kirchlichen Vorurtheils in eben diesem Lande, von dem ganz ehrlichen Begräbnisse anderer Römischkatholischen ausgeschlossen sind. Unter diesen Dichtern hat Destouches das feine lustige und lächerliche mit dem lehrreichen und Einnehmenden überaus geschickt verbunden. Seine Lustspiele: der junge Mensch, welcher die Probe aushält, und der Ruhmredige, geben davon Beyspiele ab. —

In

In der Reihe der übrigen Künste hat die Mahlerey, die Kupferstecherkunst und die Bildhauerkunst vortreffliche Männer unter den Franzosen gehabt, von denen verschiedene noch zu unsern Zeiten leben.

Voltaire, der merkwürdigste unter allen neuern französischen Schriftstellern. st. im J. 1778.

XXIX. Ein Franzose aber, Voltaire, hat vor allen Schriftstellern seiner Nation im jetzigen Jahrhunderte eine so vorzügliche und allgemeine Bewunderung erlangt, hat auch so viel auf seine Zeiten gewirkt, daß er hier schlechterdings besonders gestellt und betrachtet werden muß. Seine Gelehrsamkeit war nur mäßig, und zum Theil nicht einmal sehr gründlich; aber nicht leicht hat es jemand verstanden, dasjenige, was er wußte, und die Schätze einer ungemeinen Belesenheit so vortheilhaft zu nützen, als er. Ohne etwas Wichtiges erfunden zu haben, hat er unzähligen bekannten oder verkannten Dingen das Ansehen der Neuheit gegeben, alles belebt und fruchtbarer gemacht, wovon er geschrieben hat. Als ein Mann von scharfsichtigem Beobachtungsgeiste, unerschöpflichem Witze, und beneidenswerther Fertigkeit in einer reizenden Schreibart, der auch die Gabe einer sinnreichen Spötterey in hohem Grade besaß, konnte er den Beyfall von den allermeisten Classen der Lesenden nicht verfehlen. Dabey behauptete er die seltene Ehre, zugleich in der gebundenen und ungebundenen Schreibart der Meister und das Vorbild der französischen Schriftsteller seiner Zeit zu seyn. Ueberdieß gefiel er auch durch die Mannichfaltigkeit seiner Schriften, und der zum Theil von einander ziemlich entfernten Künste und Wissenschaften, über welche er sich ausbreitete. Religion, Philosophie, Naturkunde, Mathematik,

tik, Geschichte, Staatskunst, Beredtsamkeit und Dichtkunst, und noch viele andere Gegenstände mehr, schienen von ihm mit einerley Leichtigkeit behandelt zu werden. Ueber mehrere derselben schrieb er mit einer eigenthümlichen Stärke. Er war einer der größten französischen Dichter, vornehmlich im Trauerspiele. Ueberhaupt brachte er auf die französische Schaubühne, durch die engländischen Dichter begeistert, nicht allein mehr lebhafte Handlung, anstatt des vielen Wortgepränges; sondern auch selbst mehr Freyheit. Voltaire erkühnte sich, in seinen Trauerspielen zuerst für die Franzosen Empfindungen des Abscheues gegen die willkührliche Herrschbegierde und Härte der Fürsten, ingleichen gegen die Schwärmerey und den Verfolgungstrieb, die sich mit dem Namen der Religion bekleiden, zu erregen. Ueberhaupt aber rührte er in diesen Gedichten das Herz zu den edelsten Leidenschaften, mit einer Kunst, die nur den Weg der Natur gieng. Er war auch der erste und einzige Franzose, der im Heldengedichte glücklich gewesen ist. Zwar erreicht seine Henriade die Aeneis des Virgilius bey weitem nicht. Dieses Gedicht hat manche schwache Stellen, und ist mehr ein Inbegriff vieler reizender Gemählde, als ein großes Ganzes; aber es schildert doch den liebenswürdigsten der französischen Helden, Heinrich den vierten, und andere treffliche Männer, die ihm nahe kamen, sehr würdig und lehrreich ab. Auch Voltairens Lustspiele sind getreue und lebhaft einnehmende Bilder menschlicher Sitten, und unter seinen kleinern Gedichten giebt es genug, die Vergnügen und Unterricht vereinigen. — Er hat die allgemeine Geschichte, und das Leben einiger berühm-

berühmter Fürsten, mit der überall hervorstechenden philosophischen Absicht beschrieben, die Menschen mit einander selbst bekannter zu machen. Daher hat er unter einer Menge von Begebenheiten nur diejenigen gewählt, welche zeigen, was die Menschen durch Weisheit, Freyheit und Tugend gewonnen haben; oder wie sehr sie durch Unwissenheit, Bosheit, Aberglauben und knechtische Denkungsart zurückgesetzt worden sind. Da er diese wichtigen Veränderungen ihres Zustandes ganz nach dem Leben gemahlt, durch dreiste Urtheile, oft durch Scherz und Spötterey, kenntlich zu machen gesucht hat: so ist die Begierde, mit welcher man seine historischen Schriften gleichsam verschlungen hat, gar begreiflich. — Voltaire hat sich auch oft und eifrig mit Religionsangelegenheiten in seinen Werken beschäftigt. Er suchte zu zeigen, daß das Christenthum durch viele menschliche Einfälle verunstaltet worden sey, und sehr häufig zur Bedeckung niedriger Absichten gemißbraucht werde; daß es rühmlicher und nützlicher sey, in tugendhaften Gesinnungen, als in allen Glaubenslehren übereinzustimmen. Besonders aber drang er darauf, daß weder die natürliche, noch die geoffenbarte Religion so barbarisch sey, Menschenhaß, Verfolgung, und wohl gar Mordthaten an irrenden Christen zu gebieten. Sein Buch von der Religionsverträglichkeit ist dem größten Theile nach das beredteste und nachdrücklichste, was man über diese Materie geschrieben hat: und er hat sogar mit einer Hitze, die seinem Andenken mehr Ehre macht, als die witzigsten und artigsten Schriften, sich bey den Großen jener Unglücklichen angenommen, die durch grausame Religionsbe-

drückun-

drückungen litten. — Setzt man noch hinzu, daß Voltaire der erste gewesen ist, welcher seiner Nation die großen Entdeckungen des Newton in der Naturkunde und Mathematik, auch andere wichtige Wahrheiten, die in England zuerst aufgewachsen waren, faßlich vorgestellt und gefällig empfohlen hat; daß er eine Menge Mißbräuche in der Verfassung und in den Sitten seiner Nation dreist gerügt, fast immer aber mit lachendem Munde bestraft, und mitten unter den ernsthaftesten Vorstellungen belustigt hat: so kann man sich einigen Begriff von dem weit ausgebreiteten und bleibenden Eindrucke seiner so fruchtbaren Feder machen. Er brachte den Fürsten und andern mächtigen oder reichen Personen, beynahe in ganz Europa, die nur ohngefähr zum Zeitvertreibe lesen, unter den oft veränderten niedlichen Gestalten, die er seinen Schriften gab, manche heilsame Wahrheiten bey; verminderte auch bey andern Ständen, besonders in seinem Vaterlande, den Aberglauben und die knechtische Abhängigkeit von der herrschsüchtigen Geistlichkeit; prägte unzähligen in der römischkatholischen Kirche eine leutselige Religionsduldung ein, und erregte so mannichfaltige freyere Untersuchungen, daß man ihm einen Platz unter den gemeinnützlichsten Schriftstellern einräumen muß. — Aber eben dieser Mann von so großen Gaben, der bis in ein mehr als achtzigjähriges Alter so thätig war, hat auch Fehler begangen, die eben so verführerisch und schädlich sind, als sein Ansehen außerordentlich gewesen ist. Die Ursache davon lag vornehmlich darinne, weil er durchaus in allem, was er schrieb, und allen Gattungen von Lesern, gefallen, sie belustigen

und

und mit sich fortreißen wollte. Es konnte also nicht fehlen, daß dieses sehr oft auf Kosten der zu wenig untersuchten, ganz verkannten, oder in einem falschen Lichte vorgestellten Wahrheit geschehen mußte. Kein anderer Schriftsteller hat die Mode unserer Zeiten so herrschend gemacht, sich überall mit Witze oder auch Spötterey durchzuhelfen, über dasjenige, was man nur halb versteht, oder wovon man sich in der Geschwindigkeit keine Ueberzeugung verschaffen kann, mit einem lustigen Einfalle wegzuspringen. Je bewundernswürdiger also Voltaire von mehrern Seiten gewesen ist; ein desto warnenderes Beyspiel ist er für unsgemein viele Leser geworden, daß nicht alles, was sehr schön, sehr sinnreich, spöttisch und möglichst entscheidend geschrieben ist, deswegen auch wahr sey; ja daß es oftmals eben darum weit weniger wahr und gründlich gedacht sey, weil der Schriftsteller mit nur allzuleichter Hand über seine Gegenstände weggefahren ist, und mit denselben, zum Vergnügen solcher Leser, die ihren Geist nicht anstrengen wollen, so zu reden, nur gespielt hat. Voltaire hat nicht selten in der Geschichte, mit Vorbeygehung der genauern Richtigkeit, nur so viel, als ihm sogleich in die Augen gefallen ist, zu behandeln vorgenommen; er hat die Erzählungen gern zu reichlich ausgeschmückt, das Wahrscheinliche an die Stelle des Wirklichen gesetzt, und seine Einfälle für sichere Urtheile verkauft. Man kann von ihm vortrefflich lernen, über Menschen und Begebenheiten nachzudenken; aber nicht eher, als bis man den Grund, auf welchen er bauet, mit aller Schärfe untersucht hat. Indem er die Religionsmißbräuche derjenigen Kirche, zu welcher er sich in seinen

ersten

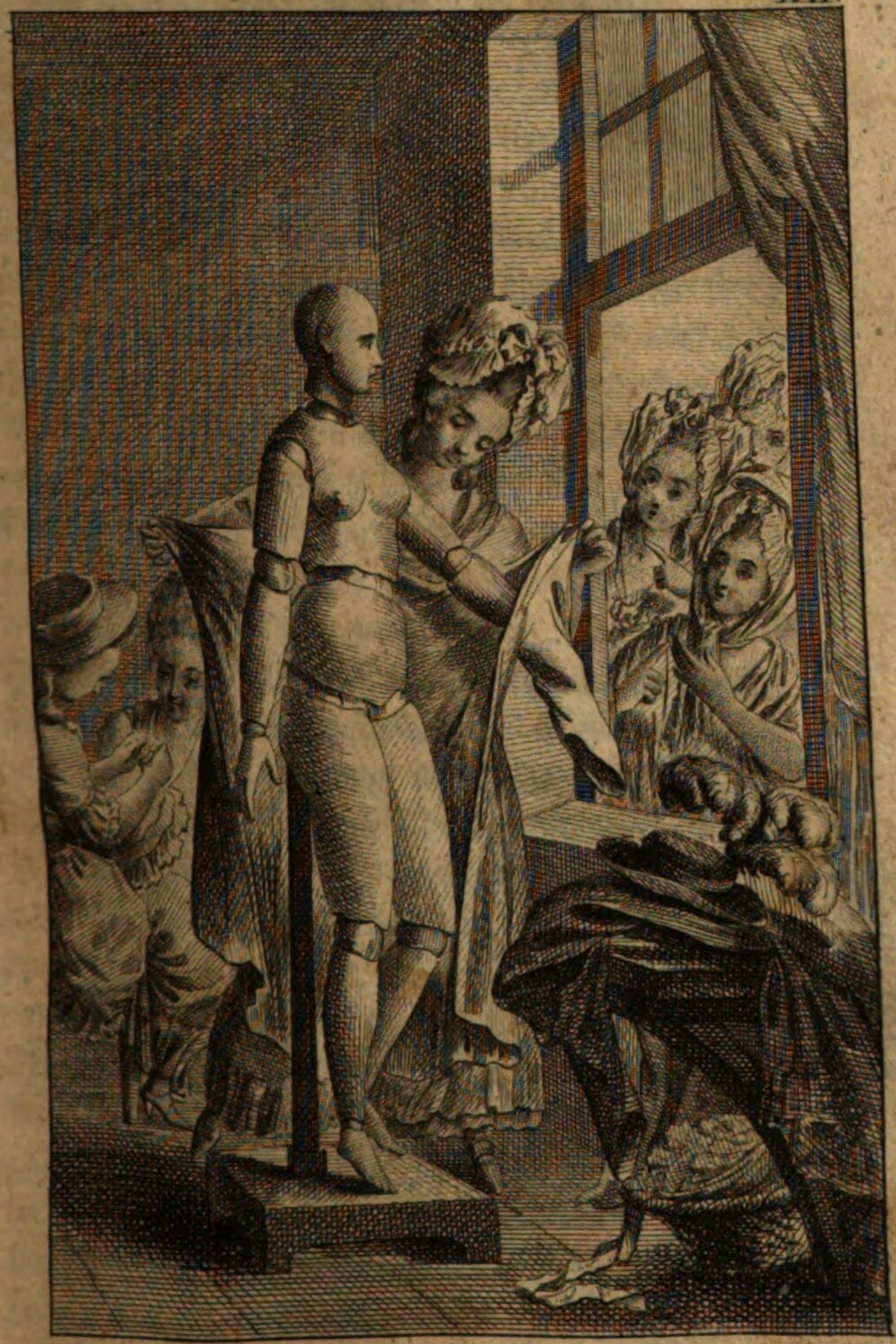
ersten und letzten Jahren äußerlich bekannt hat, verbessern, ihr fürstliches Oberhaupt erniedrigen, und abergläubische Vorurtheile stürzen will: vermengt er damit das Christenthum überhaupt. Er greift die ehrwürdigsten Lehren desselben, eine Menge Stellen und Geschichten der heiligen Schrift an: mehrentheils durch Spott, oder durch so flüchtig hingeworfene Gedanken, wie man bey Lehrsätzen und Büchern, in welchen Millionen Menschen ihren Trost im Leben und Tode finden, schlechterdings nicht anbringen darf. Etwas lächerlich zu machen, heißt ihm, und sehr vielen, nach seinem Vorgange, aber in einer ganz falschen Einbildung, so viel als dasselbe widerlegen. Daß er aber sogar in seinen Versen sich über das Christenthum lustig gemacht, in Gedichten und mancherley andern Schriften sich viele Freyheiten zum Schaden der Sittsamkeit und der Tugend überhaupt erlaubt hat; das ist von schlimmern Folgen gewesen, als alles übrige. Die Neigung, über alles zu spotten, sucht zwar meistentheils nur sich und andere zu belustigen; führt aber gar oft zur Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten und heiligsten Grundsätze.

Sitten der neuern Franzosen.

XXX. Unterdessen mußte Voltaire seiner Nation noch mehr als den übrigen europäischen gefallen. Die Franzosen sind gewohnt, in allem, in großen und traurigen Dingen eben sowohl als in angenehmen und unerheblichen, Veranlassungen zu ihrer Belustigung zu suchen, selbst Kummer und Noth fröhlich wegzuscherzen. Sie lieben das Zierliche, Schimmernde und Reizende über alles. Sich beliebt zu machen, und den gesellschaftlichen Umgang

aufzuheitern, ist beynahe ihr eifrigstes Bestreben: auch haben sie es darinne sehr weit, obgleich nicht völlig nach dem Geschmacke mehr zur Ernsthaftigkeit geneigter Nationen, gebracht. Ihr Frauenzimmer hat seine Herrschaft immer höher getrieben, und dieselbe durch die artigsten Manieren und Künste befestigt. Es beurtheilt und bestimmt alles, was den Geschmack betrifft; hat aber auch eine weit freyere Aufführung angenommen, als in andern Ländern gewöhnlich ist. So vertraulich indessen beyde Geschlechter unter den Franzosen mit einander sind; so ist doch wenig eigentliche und standhafte Liebe bey ihnen anzutreffen; desto mehr aber von der veränderlichen Bemühung um die Gunst von vielen, so weit sie durch gefälliges Putzen und schmeichelndes Betragen erworben wird: einer Bemühung, die man mit dem zweydeutigen Worte Galant oder Galanterie ausgedrückt hat. Ohngeachtet die Franzosen sich unaufhaltsam in das Vergnügen stürzen; so sind sie doch eben so kriegerisch und tapfer. Nicht leicht ist eine andere Nation ihrem Fürsten so eifrig ergeben, und so leidend unterwürfig, als sie. Die Gnade des Hofs und der Großen zu erlangen, ist einer ihrer höchsten Wünsche. Daher wird auch der Adel, welcher sich dazu den leichtesten Zutritt verschafft, von den Franzosen so ungemein verehrt; auch ohne noch auf die Vorzüge des Geistes und der Handlungen zu sehen, durch welche sich jeder Mensch selbst veredeln kann und muß; ob es gleich gewiß ist, daß der französische Adel sich durch Muth in den Waffen, durch Liebe zu den Wissenschaften und Künsten häufig hervorgethan hat. Noch ein besonders eigenthümlicher Zug in der Denkungsart der Franzosen, ist die hohe Meynung von ihrer Nation, welche sie

selbst



Französische Modenherrschaft über Europa.

selbst oft und laut genug die vornehmste, gesitteteste und vollkommenste unter allen genannt haben. Da sie in den letzten hundert Jahren und drüber wirklich sehr verfeinert, von Ausländern immer stark in ihrer Hauptstadt besucht, bewundert und nachgeahmt worden sind; da ihre Künstler und witzigen Schriftsteller noch jetzt in manchen Ländern, und besonders an manchen Höfen, als die einzigen in ihrer Art betrachtet werden, während daß eben daselbst die einheimischen trefflichen Köpfe kaum einmal bekannt sind; und da endlich die Franzosen sich eben wegen aller dieser Umstände noch so wenig die Mühe genommen haben, das Gute und Vorzügliche anderer Nationen, selbst ihren allgemeinen Zustand, richtig durchzuschauen: so ist es kein Wunder, daß sie den Umfang und Werth ihrer Einsichten, Verdienste und Thaten oftmals zu partheyisch schätzen. Eine Nation, die selbst in den Abwechselungen des Kopfputzes und der Kleidertrachten das Muster der meisten Europäer geworden ist, kann leicht auf die Gedanken gerathen, daß sie es auch in Dingen sey, welche etwas mehr bedeuten. Sogar die Engländer, welche einen fast natürlichen Widerwillen gegen die Franzosen hegen, haben sich zum Theil nach ihren Moden gerichtet: und mitten in dem letzten siebenjährigen Kriege zwischen beyden Nationen war dasjenige Schiff, welches einigemal im Jahre die sogenannte große Puppe, (oder eine weibliche Figur in Lebensgröße, die mit allen neuen Erfindungen des Anzugs von Zeit zu Zeit ausgeschmückt wird,) aus Frankreich nach England überführte, mit einem Sicherheitspasse versehen. Diese Nachahmungssucht, über welche die Franzosen frohlocken, wird manchmal zu einer

Sie herrschen durch ihre Moden über Europa. XII. Kupfertafel.

sichtbaren Unbesonnenheit. Das französische Frauenzimmer, ob es gleich die unnatürliche Verfälschung des Gesichts durch die Schminke so allgemein und eifrig liebt, glaubt doch nicht, daß die neuen Moden, welche von ihren Haarkräuslern, Putzmacherinnen und Schneidern ersonnen werden, Vorschriften für alle Personen ihres Geschlechts sind. Es erfindet selbst, ändert und bessert an dem üblichen Putze, zum Vortheil ihrer Gestalt. Viele Frauenzimmer hingegen bey andern Nationen untersuchen nicht erst, ob die neuen französischen Trachten zu ihrer Bequemlichkeit oder Verschönerung etwas beytragen? ob sie ihrer Bildung, ihrem Wuchse und Alter, ihren Sitten und Lebensarten, gemäß sind, oder nicht? Es ist ihnen genug, daß es neue Moden sind, um sich ihrer zu bedienen. Daraus entstehen die seltsamsten und abentheuerlichsten Gestalten: Köpfe, die zu andern Körpern gehören; Mütter, die sich wie die Kinder, ihre Töchter, kleiden; ein Putz, der verunstaltet, und ein Flitterwerk, der Bau von vielen Stunden, das sich höchstens auf der Schaubühne zeigen sollte. Man muß es den Franzosen, von welchen viele andere und bessere Dinge gelernt werden können, erlauben, über diese verunglückten Nachahmungen ihres erfindsamen Witzes, sich nicht etwan viel einzubilden, sondern nur zu lachen.

Eilftes Buch.

Geschichte der Spanier.

Erster Zeitraum.

Von dem Einfall der Deutschen in Spanien, und der darauf erfolgten Stiftung des Reichs der Westgothen daselbst, bis zur Zerstörung dieses Reichs durch die Araber.

Vom J. Chr. 409 bis zum J. 711.
Ein Zeitraum von dreyhundert Jahren.

I.

Merkwürdigkeit der Geschichte der Spanier.

Die Spanier werden von den Franzosen durch die pyrenäischen Gebirge getrennt, welche nicht nur eine sehr hohe und breite Scheidewand vom mittelländischen Meere bis zum Weltmeere ausmachen; sondern sich auch gleichsam in drey langen Armen durch ganz Spanien hinstrecken. Aber noch mehr werden beyde Nationen von einander durch ihre verschiedene Gemüthsart abgesondert, die mit einer ehemals sehr starken, und noch immer merklichen Abneigung gegen einander verbunden ist. In den ältern Zeiten, und in ihrer ersten Ausbildung, haben sie manches gemeinschaftlich gehabt. Auch die Spanier sind, wie die Franzosen, aus der Vermischung von Deutschen mit den ehemaligen Einwohnern und Besitzern ihres Landes entstanden. Ihre Sprache hat

gleichfalls aus der Verstümmelung und Ausartung der römischen, nebst vielen fremden Zusätzen, ihren Ursprung genommen. Sie haben in den neuern Jahrhunderten das mächtigste Reich in Europa gestiftet. Nur ist dasselbe um eben die Zeit von seiner Höhe nach und nach herabgesunken, da das französische zu einer furchtbaren Stärke emporstieg. Die Spanier haben zuerst unter den Europäern America in Besitz genommen, verwüstet und genützt, und Europa mit den Schätzen dieser neuen Welt bereichert. Sie waren lange wegen ihrer trefflichen Kriegsheere und Feldherren berühmt. Die Wissenschaften und feinen Künste fanden unter ihnen mehrmals eine glückliche Aufnahme. Allein ob sie gleich in den neuesten Zeiten einige muthige Schritte zu einem durchaus blühenden Zustande gethan haben; so hat doch diese Nation mehr einen mannichfaltigen alten Ruhm, als vielen neuerworbenen, aufzuweisen.

Spaniens ältester Zustand und Einwohner.

II. Ihr Vaterland war lange vor Christi Geburt nicht nur unter dem Namen Hispania oder Spania bekannt, welchen man von dem phönizischen Worte Saphan, ein Kaninchen, herleitet, weil dieses Land ehemals mit einer außerordentlichen Menge solcher Thiere angefüllt und beschwert war; sondern man nannte es auch Iberia, von dem berühmtesten Flusse desselben, dem Iberus, der jetzt Ebro heißt; ingleichen Hesperia, welcher griechische Name ein Land anzeigte, das den Griechen und Römern, so weit ihre Weltkenntniß reichte, am entferntesten gegen Abend zu gelegen war. Gemeiniglich rechnete man auch das heutige Portugal, welches ziemlich das alte Lusitanien ausmachte, dazu: und so war dieses Land,

das außer dem pyrenäischen Gebirge, von allen Seiten mit dem Meere umgeben ist, die grösste bekannte Halbinsel. Es stand bey den Alten wegen seiner Fruchtbarkeit an den schätzbarsten Erzeugnissen aller Art in besonderm Ruf. Die spanischen Pferde waren damals schon so hochgeachtet, als sie es noch jetzt sind. Aus den Bergen wurde eine ungemeine Menge Eisen, Bley, Silber, Gold, und andere Metalle, gegraben; so daß Spanien in dieser Betrachtung alle andere europäische Länder übertraf. Es war hauptsächlich, so wie auch das benachbarte Gallien, von Celten bevölkert worden, die sich wiederum in verschiedene Völkerschaften theilten. Unter diesen waren die Celtiberer die vornehmste: eine kriegerische Nation, und welche insonderheit die Kunst sehr wohl verstand, den Stahl, oder das reinste Eisen, zur Verfertigung ihrer Waffen, dergestalt zu härten, daß kein Schild oder Helm dagegen aushalten konnte. Doch die Geschichte der ältesten Bewohner Spaniens ist so lange dunkel oder sehr mangelhaft, bis berühmtere und in allerley Künsten weit geübtere Nationen sich bey ihnen niederzulassen anfiengen.

Die Römer werden Herren von Spanien.

III. Dazu wurden diese Nationen eben durch die vielen trefflichen Naturgaben Spaniens, auch durch die sehr bequeme Lage dieses Landes zur Schifffahrt und zum Seehandel, gereizt. Die Phönizier, als die erste und auch die grösste seehandelnde Nation des Alterthums, kamen viele Jahrhunderte vor dem Anfange der christlichen Zeiten dahin. Man erzählt, daß ein großer Brand, der in den Wäldern, welche die pyrenäischen Gebirge bedeckten, entstanden sey, das in denselben reichlich befindliche Silber aus-

geschmolzen, und in Bächen auf die Ebene herabgeleitet habe; durch welche Nachricht die phönizischen Kaufleute zuerst angetrieben worden wären, Spanien zu besuchen. Genug, daß die Phönizier, wie bereits in ihrer Geschichte angeführt worden ist, einen unbeschreiblich einträglichen Handel in diesem Lande getrieben, auch daselbst Niederlassungen und Waarenlager errichtet haben; unter andern auf einer Insel an der spanischen Seeküste, die Stadt Gadir, welche von den Römern Gades, und in den neuern Zeiten Cadiz genannt worden ist. Unter den Phöniziern waren es insonderheit die Tyrier, welche hier festen Fuß faßten. Aber mittlerweile wurden andere Abkömmlinge der Phönizier, die Carthaginenser, so mächtig, und saßen auch Spanien so nahe, bloß durch einen Theil des mittelländischen Meeres davon geschieden, daß es ihnen, die zugleich ihre Handelschaft erweitern, und auch ihr Gebiet vergrößern wollten, nicht schwer fiel, einen beträchtlichen Strich Landes daselbst zu erobern. Als sie in der Folge mit den Römern in Kriege geriethen, nahm der zweyte derselben einen so unglücklichen Ausgang, daß sie gänzlich aus Spanien vertrieben wurden. Auch dieses hat man bereits in der Geschichte der gedachten beyden Nationen gelesen. Allein obgleich die Römer solchergestalt, ohngefähr zweyhundert Jahre vor den Zeiten Christi, sich den größten Theil Spaniens unterwarfen; so fehlte doch viel daran, daß sie es auch gleich darauf völlig überwältigt hätten. Sie fanden daselbst noch einen langen tapfern Widerstand: und erst unter der Regierung des Augustus brachten sie alle Spanier unter ihren Gehorsam. Mit der Oberherrschaft

Th. I. S. 92. fg.

Th. I. S. 141. 144. 335.

der

der Römer in diesen Gegenden wurde auch ihre Sprache und ganze Verfassung daselbst zur Vorschrift eingeführt. Nur in einigen spanischen Ländern, wie im heutigen Navarra und Biscaya, hat sich die alte Landessprache, eine der ältesten europäischen, bis auf unsere Zeiten erhalten. Zwar zogen die Römer unermeßliche Schätze an edeln Metallen aus Spanien; sie unterdrückten auch die gesammte Freyheit der dortigen Einwohner. Dagegen aber breiteten sie neue Reichthümer der Gelehrsamkeit und der sinnreichen Künste unter ihnen aus. Wirklich sind einige der berühmtesten Schriftsteller unter den Römern, wie Pomponius Mela, Lucanus, die beyden Seneca, und Martialis, geborne Spanier gewesen.

Die Westgothen herrschen über Spanien.

IV. Nachdem die sämmtlichen Spanier über vierhundert Jahre unter der römischen Botmäßigkeit gestanden hatten, traf sie einerley Schicksal mit ihren Mitunterthanen in den Abendländern. Von den vielen germanischen Völkern, welche damals auf das römische Reich losstürzten, drangen die Sveven, Wandalen und Alanen in Spanien ein; welches Land sie bald unter sich theilten. Doch wenige Jahre darauf rückte ein großes Heer Westgothen, unter ihrem Könige Ataulph, oder Adolf, gegen sie an, und bemächtigte sich des spanischen Landesstrichs von den pyrenäischen Gebirgen bis gen Barcellona hin. Einer ihrer nächsten Könige, Wallia, gründete die Herrschaft der Westgothen in Spanien noch mehr. Er verband sich mit den Römern gegen die übrigen Deutschen in Spanien, behielt daselbst das jetzige Catalonien; aber noch weit ansehnlichere Länder auf der andern Seite der Gebirge in Gallien. Daher blieb

Im J. 409.

Seit dem J. 419.

auch die Hauptstadt der westgothischen Könige beynahe neunzig Jahre in diesem Lande, zu Toulouse. Doch seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts wurden den Westgothen ihre gallischen Besitzungen von den Franken nach und nach entrissen. In Spanien erweiterten sie ihr Gebiet desto mehr. Die Alanen hatten ihnen überall weichen müssen; die Wandalen waren nach Africa gezogen: und endlich wurde auch das dortige Reich der Sueven, oder Schwaben, welches noch den größten Theil des jetzigen Portugal, Gallicien, ein Stück von Asturien und Leon, in sich begriff, gegen das Ende des gedachten
Im J. 585. Jahrhunderts, von den Westgothen bezwungen. Diese regierten seitdem allein über ganz Spanien. Um eben dieselbe Zeit vereinigten sie sich erst mit der sogenannten katholischen oder rechtgläubigen Kirche: und nunmehr bekam die Geistlichkeit unter ihnen mehr Antheil an den Regierungsgeschäften, und besonders an der Gesetzgebung, welche ihnen die Könige selbst auftrugen. Nun wurden auch die Juden, die bisher zahlreich und ruhig in Spanien gewohnt hatten, wegen ihrer Religion heftig verfolgt. Man nahm ihnen ihre Kinder, um sie im christlichen Glauben zu erziehen, verheyrathete sie nachmals mit gebornen Christen: und dergestalt wurden die Westgothen und übrigen christlichen Einwohner Spaniens sehr mit den Juden vermischt. Sonst waren die Westgothen eine arbeitsame und tapfere Nation, der es nicht an guten Gesetzen und weisen Königen gefehlt hat; die zwar in der Religion nicht mehr Aufklärung besaßen, als andere Christen dieser

dieser Zeit, und die Gelehrsamkeit ebenfalls ihren Geistlichen überließen; allein die Vortheile ihres trefflichen Landes ziemlich gut nützten. Dennoch verloren sie die Herrschaft über dasselbe, nachdem sie sich gegen dreyhundert Jahre darinne befestigt hatten, plötzlich durch eine asiatische Nation, die Araber, welche erst seit sechszig bis siebzig Jahren das ihnen gegenüber liegende Africa größtentheils erobert hatten.

Zweyter Zeitraum.

Von der Zerstörung des westgothischen Reichs in Spanien durch die Araber, und ihrer Oberherrschaft über dieses Land, bis auf die Zeit, da ganz Spanien von einem christlichen Fürsten regiert wurde.

Vom J. Chr. 711 bis zum J. 1492.

Ein Zeitraum von beynahe achthundert Jahren.

I.

Die Araber erobern Spanien.

Die Westgothen hatten außerhalb Spanien auch in Africa das tingitanische Mauritanien, (das heißt, ohngefähr das heutige Marokko,) unter ihre Gewalt gebracht. Sie waren also daselbst Nachbarn von den in diesem Welttheile weit mächtigern Arabern, oder Saracenen, welche mit einem durch ihre Religion entflammten Muthe und Eroberungsgeiste in so kurzer Zeit ein großes Reich in zwey Welttheilen gestiftet hatten; immer bereit, es auf Kosten schwacher Reiche zu erweitern. Dazu gaben ihnen auch die Besitzungen der Westgothen in Africa Gelegenheit; aber eine noch günstigere fanden sie in dem Zustande derselben in Spanien, gegen den Anfang des achten Jahrhunderts. Witiza, welcher daselbst regierte, ein König, der eine edle und freye Denkungsart gehabt zu haben scheint, hinterließ zwar zween Prinzen; allein keiner von ihnen, sondern ein Feind ihres Hauses, Roderich, bestieg den Thron.

Sie

Sie stifteten daher eine Parthey wider ihn, die von einigen Großen unterstützt wurde, und sich an die Araber wandte, um durch ihre Hülfe den Nachkommen des Witiza das Reich zu verschaffen. Die Araber nahmen diese Einladung mit ganz andern Absichten an, als die Mißvergnügten dabey hatten. Zum Unglücke für die Westgothen, hatten sie den Fehler begangen, auf keine Flotte zur Beschützung ihres Reichs, das doch auf so vielen Seiten einen Angriff von der See her besorgen mußte, bedacht zu seyn; die Araber hingegen hatten eine desto trefflichere Seemacht. Daher landeten die letztern mit leichter Mühe in Spanien: und es ist schon in ihrer Geschichte erzählt worden, Th. II. S. 347. fg. daß der Ort, wo sie an das Land traten, von ihrem Feldherrn Tarik den Namen der Felsen des Tarik, oder eigentlich im Arabischen, Gebel Zarik, erhalten habe; woraus man in der Folge Gibraltar gemacht hat. Freylich war diese Gegend zur Ueberfahrt für die Araber die bequemste, weil die spanische Seeküste daselbst der afrikanischen so nahe liegt, daß man täglich von der einen zur andern bald gelangen kann. Eine schmale Erdzunge oder Erdspitze geht von Spanien aus in das mittelländische Meer, und scheint mit dem gegenüber liegenden Africa einmal zusammengehangen zu haben. Auf derselben erhebt sich ein hoher Berg, der gegen Spanien zu sehr steil und unzugänglich ist; am Fuße desselben aber, gegen die Bucht hin, welche das Meer daselbst hervorbringt, ist die Stadt Gibraltar mit ihrem Hafen nachmals angelegt worden: und sowohl diese ihre Lage, als die noch hinzugekommene Kunst der Befestigung haben sie zu einem beynahe unbezwinglichen Platze gemacht. Da die

Araber,

Im J. 711. 712. Araber, welche in dieser Gegend ihr Heer ans Land setzten, in Spanien selbst so mächtige Anhänger fanden: so gewannen sie in kurzem ein Haupttreffen über die Spanier. Roderich, der von einem Theil der Seinigen verlassen wurde, verlor selbst dabey das Leben; und mit ihm nahm das westgothische Reich in Spanien ein Ende.

Pelagius stiftet ein neues gothisches Reich daselbst.

II. Innerhalb zwey Jahren also unterwarfen sich die Araber den allergrößten Theil von Spanien, und auch das heutige Portugal. Bey diesem Unglücke der Westgothen aber gab ein Prinz aus ihrem königlichen Hause, Pelagius, die Hoffnung nicht auf, sich mit einer Anzahl tapferer Männer der Nation unabhängig von den Ueberwindern behaupten zu können. Er zog sich mit ohngefähr tausend Rittern in das Gebirge von Asturien, wo ihnen eine weite Höhle zum Schutzorte diente, schlug ein großes Kriegsheer der Araber in die Flucht, bemächtigte sich einer festen Stadt am Meere nebst der umliegenden Gegend, und

Im J. 718. legte solchergestalt den Grund zu einem neuen westgothischen Reiche in Spanien, gleichsam auf den Trümmern des zerstörten. Pelagius, den die Spanier Pelayo nennen, wurde von seinen Unterthanen zum Könige von Asturien ausgerufen, und hielt sein kleines Reich, nach einer fast zwanzigjährigen Regierung, in ziemlicher Stärke. Der glückliche Fortgang, welchen er, und nach ihm andere christliche Fürsten in Spanien gegen die Araber hatten, kam hauptsächlich von der Uneinigkeit her, die unter den letztern zeitig entstand, und sich immer vermehrte. Ihr dortiger Statthalter machte sich nach und nach von dem Oberhaupte des arabischen Reichs, oder von

dem

dem Chalifen, unabhängig, und nannte sich König von Cordova; gerieth aber mit andern arabischen Großen und Befehlshabern in Spanien so oft in Händel, daß diese sich ebenfalls den eigenthümlichen Besitz von ansehnlichen Landesstrichen daselbst erwarben. Zwar hatten die gothischen und andern alten Einwohner über die Herrschaft der Araber eben nicht sehr zu klagen. Sie durften die christliche Religion mit aller Freyheit ausüben; wurden nach ihren eigenen Rechten und Gewohnheiten gerichtet; verheyratheten sich auch mit ihren Ueberwindern, deren Sprache sie zu reden anfiengen, und von ihnen Mostaraber, oder Mozaraber, das heißt, vermischte Araber, genannt wurden. Unterdessen war doch das Betragen dieser muhamedanischen Regenten gegen ihre christlichen Unterthanen veränderlich, und bisweilen drückend. Ueberhaupt aber war es den christlichen Spaniern weit angenehmer, sich in das Gebiet von Fürsten ihrer Religion und Nation zu begeben, die mit so vieler Standhaftigkeit gegen die eingedrungenen Ausländer fochten, als der Willkühr von diesen überlassen zu seyn.

Geschichte des Königreichs Leon.

III. Daher hatte der geringe Anfang, den Pelagius gemacht hatte, sein Vaterland in Freyheit zu setzen, so große und schnelle Folgen; zumal da sich auch die Araber in Spanien an den benachbarten Franken um diese Zeit furchtbare Feinde zuzogen. Sein Schwiegersohn, der König Alfons, setzte sich gegen die Mitte des achten Jahrhunderts in Gallizien fest, eroberte auch von dem angränzenden heutigen Portugal den Landesstrich bis an den Douro und viele Plätze in Leon und Castilien. Nachdem Oviedo in Asturien erbauet und zum Sitz des Reichs erhoben

worden

worden war, führten diese Fürsten eine Zeit lang davon den königlichen Titel, bis sie in den ersten Zeiten des zehnten Jahrhunderts Leon zu ihrer Hauptstadt machten, und nunmehr Könige von Leon hießen.

Alfons der Große König von Leon, vom Jahr 866-912.

Alfons der Große, auch der Gelehrte genannt, trug zur Erweiterung und Verstärkung dieses Reichs insonderheit viel bey. Er war ein weiser Fürst, ein tapferer Krieger, ein gütiger Vater, der seinem aufrührischen Sohne dennoch den größten Theil seiner Länder, insonderheit Castilien, oder eigentlich das jetzige Altcastilien, hinterließ, und auch den Wissenschaften ergeben.

Vereinigung der Reiche Leon und Castilien.

IV. Zwanzig Jahre nach ihm machten sich die Grafen von Castilien oder Burgos, wie sie anfänglich geheißen hatten, von den Königen von Leon unabhängig. Diese Grafschaft fiel im eilften Jahrhunderte an das Königreich Navarra: und einem Prinzen desselben, Ferdinand, gelang es, nicht allein zuerst den königlichen Titel von Castilien zu führen; sondern auch, durch seine Vermählung mit einer Prinzessinn von Leon, dieses Reich mit jenem neuen zu vereinigen. Zugleich gab das Glück seiner Waffen gegen den letzten Nachkommen des berühmten Pelagius den Ausschlag. Er wurde wegen der Verbindung der beyden Reiche der Große genannt; aber er nützte sie auch so wohl, daß er seine Eroberungen bis mitten in das heutige Portugal, an den Fluß Mondego, fortsetzte, sich Extremadura größtentheils unterwarf, auch zween arabische Könige in Spanien, und darunter den mächtigsten von allen, den König von Toledo, nöthigte, ihm jährlich ein gewisses Geld zu zahlen. Alfons der sechste, sein Sohn,

Ferdinand, erster König von Castilien, im J. 1035.

st. im J. 1065.

bemäch-

bemächtigte sich auch des Königreichs Toledo, oder Neucastiliens, nahm Cordova ein, zwang den arabischen König von Sevilla, ihm zinsbar zu werden; überließ aber den ihm gehörigen Theil des jetzigen Portugal seinem Schwiegersohne, dem burgundischen Prinzen Heinrich). Die Königreiche Leon und Castilien wurden zwar noch mehr als einmal durch väterliche Theilungen von einander getrennt; aber seit den ersten Zeiten des dreyzehnten Jahrhunderts, da Ferdinand der dritte sie wieder mit einander vereinigte, sind sie nicht mehr an verschiedene Herren gekommen. Dieser Fürst verbot auch solches durch ein besonderes Reichsgrundgesetz, und war überaus glücklich gegen die noch übrigen arabischen Könige in Spanien. Die Könige von Murcia und Granada mußten ihn als ihren Schutzherrn erkennen; den Staat von Sevilla aber und die berühmte Seestadt Cadiz fügte er völlig zu seinem Gebiete hinzu.

Seit dem J. 1230.

V. Sein Sohn, Alfons der zehnte, eroberte das Königreich Murcia ganz; er wurde sogar von einigen deutschen Reichsfürsten zu ihrem Kaiser gewählt. Allein seine weite Entfernung von Deutschland, die Unruhen, welche sich in seinem Reiche erhoben, und seine Kriege mit den Arabern, erlaubten es ihm so wenig, die gedachte Würde zu behaupten, daß er vielmehr durch die kostbare und lange Mühe, welche er darauf wandte, seinen spanischen Angelegenheiten schadete. Sonst führt er den Beynamen des Weisen nicht mit Unrecht. Er beförderte die Aufnahme der Wissenschaften und Künste in seinem Gebiete, nicht nur durch freygebige Anstalten, sondern auch durch sein Beyspiel. Auf seine Kosten wurde

Alfons der Weise.

Im J. 1257.

eine Sammlung von Beobachtungen und Berechnungen über die Sternkunde verfertigt, welche man noch die alfonsinischen Tafeln nennt. Man hat auch Gedichte von ihm in gallizischer und castilianischer Sprache. Er ließ eine allgemeine Zeitgeschichte von Spanien schreiben, die ebenfalls noch zum Theil vorhanden ist: und er befohl zum Besten der Landessprache, daß alle öffentliche Schriften in derselben abgefaßt werden sollten.

st. im J. 1284.

Verbindung der Reiche Castilien und Leon mit Aragonien.

VI. Die Nachfolger des Alfons in den beyden Reichen Castilien und Leon hätten den geringen Ueberrest der arabischen Macht in Spanien nach und nach leicht aufreiben können; besonders da die benachbarten christlichen Könige von Aragonien und Portugal ihnen, zu ihrem eigenen Vortheile, hierinne beystanden. Aber sie geriethen vielmehr mit diesen Königen, und selbst mit ihren Anverwandten, in häufige Kriege; verursachten auch sonst durch übles Betragen viele Unruhen in ihrem Reiche. Das ist vornehmlich der Inhalt ihrer Geschichte seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis über die Mitte des funfzehnten hinaus. In diesen Zeiten geschah es auch, daß durch ein Reichsgesetz ausgemacht wurde, künftig sollte der jedesmalige Thronfolger in den beyden vereinigten Reichen den Titel eines Prinzen von Asturien führen. Eine Verordnung, welche noch beobachtet wird, und welche ein verdientes Andenken für dasjenige Land in sich faßt, wo der erste Grund zu dem neuern Königreiche Spanien gelegt worden ist. Da endlich die Könige sich und ihr Reich, zum Nachtheil ihrer Unterthanen, bloß von ihren Günstlingen regieren ließen: wurde einer von diesen

Im J. 1388.

Köni-

Königen, Heinrich der vierte, durch seine Reichs- Im J. 1465.
stände abgesetzt. Er gelangte zwar wieder zur Regierung, mußte aber seine Schwester Isabella zur Thronfolgerinn annehmen. Sie vermählte sich mit dem Erbprinzen von Aragonien, Ferdinand. Sie wurde daher nicht nur Königinn von Castilien und Leon, nachdem ihr Bruder gestorben war; sondern da auch ihr Gemahl, nach seines Vaters Tode, das Königreich Aragonien erbte, wurden alle diese Rei- Im J. 1479.
che nunmehr mit einander vereinigt. Das castilianische verdunkelte schon lange durch seinen Umfang, blühenden Zustand, und gemachte Eroberungen, das damit verbundene Königreich Leon so sehr, daß des letztern wenig mehr besonders in der Geschichte gedacht wurde. Die beyden Castilien, Leon, Asturien, Gallizien, Estremadura, Andalusien, Murcia, Biscaja, und einige kleinere Landschaften in der Nähe, mithin der größte Theil von Spanien, gehörte damals schon dem castilianischen Reiche, als es in den spätern Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts mit dem aragonischen vereinigt wurde. Auch hatten die Castilianer bereits die canarischen Inseln, welche im Weltmeere gegen die afrikanische Seeküste zu liegen, besetzt, nachdem dieselben im vierzehnten Jahrhunderte von Schiffern ihrer Nation, aber auch von aragonischen und portugiesischen, gemeinschaftlich waren entdeckt worden. Man fand auf diesen Inseln eine so heitere und milde Luft, so herrliche Baumfrüchte, so viel Zucker, und besonders den vortrefflichen Wein, welcher noch der canarische oder der Palmsekt genannt wird, daß man sie anfänglich eine Zeit lang die glückseligen Inseln genannt hat.

Geschichte des Königreichs Aragonien.

VII. Das Königreich Aragonien, dieses zweyte christliche Hauptreich in Spanien, welches nunmehr mit dem castilianischen vereinigt wurde, war zuerst nur eine mäßige Grafschaft: und auch von dieser kann die Zeit ihres Ursprungs nicht gewiß angegeben werden. Gegen das Ende des achten Jahrhunderts

Im J. 777 fg. drang der fränkische König Carl der Große mit einem Kriegsheere in das nachmals sogenannte Aragonien ein, und nahm es den Arabern von den pyrenäischen Gebirgen bis an den Ebro weg. Daraus, nebst einigen andern Landesstrichen, entstand die spanische Mark, wie es die Franken nannten, oder ihre Gränzbesitzungen in Spanien. Bald nach ihm aber fiengen die zur Regierung des Landes bestellten Grafen an, sich unabhängig von den fränkischen Königen zu betragen. Diese verloren nach und nach ihre dortige Herrschaft: und gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts kam die Grafschaft Aragonien, die nur

Um das Jahr 1035. noch einen geringen Theil von dem jetzigen Lande dieses Namens in sich begriff, durch eine Vermählung an die benachbarten Könige von Navarra. Unter diesen ertheilte sie Sancius oder Sancho der Große gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts seinem unehelichen Sohne, Ramiro, als ein kleines Königreich. Dieser verband damit auch die Länder Soprarbe und Ribagorza. Sein Enkel Peter eroberte noch das Fürstenthum Huesca, und dessen Sohn, der König Alfons, der wegen seiner vielen Siege der Schlachtgewinner, oder im Spanischen el Batallador genannt wurde, erweiterte sein Ge-

Im J. 1118. biet am meisten. Besonders machte er sich zum Herren von Saragossa, verlegte dahin seine Hauptstadt;

schleifte aber die Festungswerke, damit die Einwohner, wie ehemals die Spartaner, ihre Sicherheit bloß ihrer Tapferkeit zu danken haben möchten. Solchergestalt bildete sich das Königreich Aragonien, nach seinem jetzigen Umfange, in den ersten Zeiten des zwölften Jahrhunderts. Doch um die Mitte desselben erlangte es erst durch den Zuwachs von der Grafschaft Barcellona, oder dem heutigen Fürstenthum Catalonien, ein beträchtliches Ansehen. Am Ende des achten Jahrhunderts hatte Carl der Große, König der Franken, auch den arabischen Fürsten dieses Landes unter seine Lehnsherrschaft gebracht: und es machte seitdem ebenfalls einen Theil der oben gedachten spanischen Mark aus. Nachdem es ohngefähr hundert Jahre unter der Botmäßigkeit der Franken gestanden hatte, wurden die Grafen, welche es im Namen derselben regierten, erbliche Besitzer davon. Einer derselben vermählte sich mit der Kronerbinn von Aragonien: und so fiel diese Grafschaft an das eben genannte Reich.

Catalonien wird damit vereinigt.

Im J. 1137.

VIII. Diese Stärke des Königreichs Aragonien, und seine vortheilhafte Lage an der See, wo Barcellona noch immer einen wichtigen Hafen für die Handlung vorstellt, bahnten den Weg zu neuen Erwerbungen. Denn außerdem, daß diese Könige die Grafschaften Roussillon und Montpellier im jetzigen Frankreich durch Erbschaft und Vermählung an sich brachten, unterwarf sich Jacob der erste, welchen man den Eroberer genannt hat, die Insel Mallorca, welche gewöhnlich Majorca heißt, und bald darauf eine noch wichtigere Besitzung der Araber, das Königreich Valentia. Gegen den Ausgang des drey-

Fernere Vergrößerung des Königreichs Aragonien.

Im J. 1229 und 1238.

dreyzehnten Jahrhunderts, in welchem Aragonien so mächtig geworden war, bediente sich auch der König desselben, Peter, der mit einer sicilianischen Prinzessinn vermählt war, des dadurch erlangten Rechts an Sicilien, und des Mißvergnügens der dortigen Einwohner über die französische Regierung, so geschickt
Im J. 1282. und tapfer, daß er durch die sicilianische Vesper und seine Seemacht Herr von dieser trefflichen Insel wurde. Auch Minorca, Ivica, und andere kleinere Inseln, überhaupt die gesammten balearischen Inseln, die nicht weit von den spanischen Seeküsten liegen, und von den geübten Schleuderern auf denselben den Namen bekommen haben, ingleichen die pythusischen, wurden den Arabern entrissen. Zwar hatten diese schönen Eroberungen zur See die nachtheilige Folge für Aragonien, daß jüngere Prinzen des königlichen Hauses dieselben, abgesondert von dem übrigen Reiche, als Könige von Sicilien, oder von den balearischen Inseln, regierten. Doch im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts wurden sie wiederum mit dem Reiche selbst vereinigt. Unterdessen versetzte nicht lange darnach Alfons der fünfte, König von Aragonien und Sicilien, nachdem er auch das Kö-
Im J. 1442. nigreich Neapel unter seine Herrschaft gebracht hatte, die Hauptstadt seiner Reiche nach Neapel: vermuthlich, um dieses und das benachbarte nunmehr damit gänzlich verbundene sicilianische Reich desto besser behaupten zu können. Es ist daher auch bereits oben in
S. 110. ff. der neapolitanisch-sicilianischen Geschichte ein Begriff
ft. im J. 1458. von diesem weisen und tapfern Fürsten gegeben worden. Seines Bruders Sohn Ferdinand hat zwanzig Jahre nach ihm, wie man vorher in der Geschichte

von

von Castilien gelesen hat, durch seine Vermählung mit der castilianischen Prinzessinn Isabella die Vereinigung der beyden Reiche Aragonien und Castilien mit einander gestiftet. Es wird mit Castilien vereinigt. J. 1479.

IX. Noch gab es auf beyden Seiten der pyrenäischen Gebirge ein christliches Königreich, Navarra, das zwar niemals ein solches Ansehen lange genossen hat, wie eines der bisher beschriebenen; aber doch im Zusammenhange mit der übrigen spanischen und mit der französischen Geschichte merkwürdig genug ist. In den gebirgichten Gegenden, wo es angelegt worden ist, wurde es den Einwohnern, eben so wie dem Pelagius in den asturischen Gebirgen, leicht, sich gegen das Eindringen der Araber zu behaupten. Auch hier hat der fränkische König Carl der Große um das Ende des achten Jahrhunderts sein Gebiet mit einem Theil der nachher sogenannten spanischen Mark erweitert. Aber unter der Regierung seines Sohns, Ludwigs des Frommen, suchten sich die dortigen fränkischen Grafen zuerst unabhängig zu machen. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts wurde Garsias, ein gasconischer Großer, der erste König von Navarra. Einer seiner Nachkommen im eilften Jahrhunderte, Sancho oder Sanctius der Große, brachte selbst Castilien und andere Länder an sich. Allein nach mancherley Zuwachs verblieb Navarra seinen Besitzern wieder allein; ihr alter Königsstamm gieng in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter: und seitdem herrschten verschiedene andere, meistentheils französische, Geschlechter über dieses Reich. Es hatte insonderheit Könige aus dem Hause Foix zu der Zeit, als aus dem vereinigten Castilien Geschichte des Königreichs Navarra. Im J. 857. J. 1479. fg.

stilien und Aragonien ein mächtiges Reich entstand.

Sprache, Sitten und anderes Eigenthümliche der Spanier, gegen das Ende dieses Zeitraums.

X. Während aller dieser bürgerlichen Veränderungen, welche sich seit dem Anfange des achten Jahrhunderts, bis gegen das Ende des funfzehnten hin, in Spanien ereigneten, bildete sich die spanische Nation auf eine ihr eigenthümliche Art an Sitten, Gesetzen, Sprache und Beschäftigungen. Zwar erwuchs sie aus einer Vermischung von den ältesten Einwohnern, den Römern, den Westgothen, und andern Deutschen, den Arabern und Juden. Allein die Westgothen wurden doch der Hauptstamm der neuern Spanier. Denn sie waren zwar von den Arabern überwunden worden; aber doch muthig und zahlreich genug geblieben, um nach und nach ihre Sieger wieder überwinden zu können. Mit ihrer Sprache ist es etwas anders gegangen. Die lateinische war seit vielen Jahrhunderten in Spanien die herrschende geworden. Als daher die Westgothen dieses Land besetzten, konnten sie es eben so wenig, als die Franken im benachbarten Gallien, verhindern, daß die, wiewohl schon ziemlich ausgeartete Sprache der Römer, von welchen sie Religion, Schriftzüge, Künste und Wissenschaften lernten, noch ferner die Oberhand behalten hätte. Nur litt sie in der Aussprache, in den Beugungen und Endigungen, auch durch neugemachte Wörter und Redensarten, starke Veränderungen. Dazu kamen viele westgothische, und andere deutsche, nach und nach aber auch manche arabische Wörter und Wendungen. Ohngeachtet dieser Mischung, fällt die römische Grundlage der spanischen Sprache so sehr in die Augen, daß sie, nächst der italiänischen, unter

ter allen neuern Sprachen diejenige ist, welche mit ihrer Mutter, der lateinischen, die meiste Aehnlichkeit beybehalten hat; daher sie auch anfänglich von den Spaniern Romance, oder die römische, genannt wurde. Man kann ganze und mehrere Zeilen lang, mit eben denselben Worten, und auch in einerley Wortfügungen, spanisch und lateinisch reden. Wenn der Spanier zum Beyspiel sagt: Es mas negro que la pez, er ist schwärzer als Pech, so sind dieses die lateinischen Wörter: Est magis niger, quam illa pix. Und so findet man auch in der beliebten spanischen Vergleichung: Vengo tan cargada de buenas nuevas, como el abeja viene à la colmena, en tiempa de mucho flor, ich komme so beladen mit guten Neuigkeiten, wie eine Biene kommt in den Bienenstock, zur Zeit vieler Blumen; fast lauter lateinische Wörter: Venio tam gravatus de bonis novis, quomodo illa apis venit ad illum alveum, in tempore de multis floribus. Die ursprünglich deutschen Wörter in dieser Sprache, wie blanco, weiß, espada, Spaten, Degen, und andere mehr, sind freylich in geringerer Anzahl. Wenn das Italiänische sanfter und wohlklingender ist: so hat dagegen das Spanische einen eben so ernsthaft langsamen und majestätischen Gang, als die Sitten der Nation nach und nach genommen haben.

XI. Diese Sprache wurde unterdessen erst spät zum Bücherschreiben, und insonderheit zu Werken des Witzes gebraucht. Wie andere neuere europäische Sprachen, mußte sie lange Zeit der eigentlichen lateinischen weichen, die von den Geistlichen, so weit sie derselben mächtig waren, das heißt, in einer sehr ver-

Fortsetzung: kriegerischer Geist und Religion der Spanier.

stümmelten Gestalt, zur Verfertigung ihrer Schriften angewandt wurde. Der Zustand der Spanier vom achten bis ins funfzehnte Jahrhundert war überhaupt so beschaffen, daß er die kriegerische Tapferkeit größtentheils mehr begünstigte, als die Gelehrsamkeit. Eine Zeit lang erwehrten sie sich kaum der auf sie losstürmenden Araber: und nachher mußten sie beynahe unaufhörliche Kriege mit denselben führen. Diese gaben ihnen Gelegenheit, ihren Muth auf eine außerordentliche Art zu zeigen; ein guter Erfolg krönte denselben: und die ganze Nation wurde durch ihren kriegerischen Geist berühmt. Nicht allein diese Art von Thätigkeit, und eine damit verbundene mißtrauische Wachsamkeit gegen ihre nahen und beständigen Feinde; sondern auch die ganze Bekanntschaft mit diesen, unter und neben welchen sie so lange lebten, machte die Spanier zu einer feyerlich ernsten und sehr bedachtsamen Nation. Ihre Religionsverfassung und Kirchenregierung in diesem Zeitraum hinderte sie besonders an einer geschwindern Vollkommenheit des Geistes. Denn ihr Christenthum war so sehr vom Aberglauben befleckt, als bey irgend einer andern Nation: und in allem, was Religion, auch eine Menge von Handlungen betraf, worauf dieselbe merklich wirken konnte, standen sie unter den Befehlen ihrer Geistlichkeit. Zwar zeigten sie sich, vornehmlich die Castilianer und Aragonier, als große Eiferer für die Freyheit, und schränkten die Gewalt ihrer Könige durch viele Rechte ein, welche sie sich zugeeignet hatten. Die aragonischen Stände schworen einst ihrem neugewählten Könige in folgenden Ausdrücken: „Wir, die wir so viel zu bedeuten haben als

„Du,

„Du, machen Dich dergestalt zu unserm Könige und „Herrn, daß Du uns unsere Einrichtungen und Frey„heiten erhaltest; unter keiner andern Bedingung.“ Auch galt das Ansehen der Päpste bis ins eilfte Jahrhundert noch wenig unter den Spaniern: allein von dieser Zeit an beugten sie sich ebenfalls unter die Herrschaft jener geistlichen Fürsten; obgleich Gregor der siebente seine Absicht nicht erreichte, Spanien zu einem Lehn der römischen Kirche zu machen. Eine Folge von der gedachten Unterwürfigkeit war es noch in eben demselben Jahrhunderte, daß die Spanier ihre alte gothische Ordnung des Gottesdienstes mit der in der römischen Kirche üblichen vertauschen mußten. Sie überließen es zwar, nach der abergläubischen Denkungsart dieser Zeiten, der Entscheidung Gottes selbst, welche von beyden Ordnungen die beste sey, indem sie die Zweykampfs- und die Feuerprobe dazu wählten. Zween Ritter fochten mit einander: der eine für die gothische Kirchenordnung; der andere für die römische: und der erstere behielt den Sieg. Auch wurden beyde Ordnungen ins Feuer geworfen; aber nur die erstere, sagt man, wurde unversehrt herausgezogen. Die Spanier schlossen also, Gott habe sich hierdurch für die bey ihnen so beliebte Ordnung erklärt. Ohngeachtet dieses nur eine leere Einbildung war; so diente sie doch dazu, die Größe der päpstlichen Macht in Spanien sichtbar zu machen, indem die Spanier dennoch genöthigt wurden, die römische Kirchenordnung anzunehmen.

Ihre Gelehrsamkeit und Schriftsteller.

XII. Es war also hauptsächlich nur die spanische Geistlichkeit in diesem Zeitraum, welche sich den Wissenschaften ergab, und Schriftsteller hervorbrachte;

brachte; wenige von den andern Ständen, und darunter die beyden berühmten Könige Alfonse, im dreyzehnten und funfzehnten Jahrhunderte, ausgenommen. Daß die Araber in Spanien, besonders seit dem neunten Jahrhunderte, die Gelehrsamkeit so fleissig und geschickt bearbeiteten, das hat offenbar auch ihre christlichen Unterthanen oder Nebenbewohner daselbst, wiewohl sie bereits von den Zeiten der Römer her ihren Verstand anzubauen gewohnt waren, zu einem neuen Eifer dieser Art, so weit er sich regen durfte, aufgemuntert. Sternkunde, Naturwissenschaft und Arzneykunst, gewannen dadurch etwas bey den dortigen Christen. Da auch die zahlreichen Juden in Spanien, vom eilften Jahrhunderte an, sich durch gelehrte Kenntnisse und Arbeiten hervorthaten: so wurde es selbst eine Religionssache für die christlichen Geistlichen daselbst, sich gegen dieselben mit ähnlichen Waffen zu rüsten. Sie erlernten in dieser Absicht die morgenländischen Sprachen; insonderheit die hebräische und arabische, um Arabern und Juden das Christenthum besser empfehlen zu können. Raymund von Pegnafort, Oberhaupt des Dominikanerordens im dreyzehnten Jahrhunderte, traf dazu die ersten Anstalten: und ein anderer Spanier aus diesem Orden zu gleicher Zeit, Raymund Martini, wandte diese Kenntniß in Schriften nicht unglücklich an. Für die Geschichte ihres Vaterlandes sorgten einige spanische Schriftsteller, wie insonderheit der Erzbischof von Toledo, Roderich Ximenez, in dem eben gedachten Jahrhunderte, ziemlich wohl. Er war auch den Königen von Castilien als Staatsmann nützlich, und veranlaßte die Stiftung einer hohen

Schule

Schule zu Palencia, die in der Folge nach Salamanca verlegt, und daselbst weit berühmter wurde. Roderich hatte sogar die edle Kühnheit, einer damals schon in Spanien allgemein geglaubten Erzählung öffentlich zu widersprechen, als wenn der ältere Apostel Jacobus in diesem Lande das Evangelium gepredigt hätte, und sein Leichnam noch zu Compostella in Gallizien aufbehalten würde, wo er viele Wunder verrichten sollte. Allein er konnte es nicht verhüten, daß diese Erdichtungen in seinem Vaterlande die Oberhand behielten; daß bis auf unsere Zeiten der gedachte Apostel als Schutzheiliger desselben verehrt würde, und noch jährlich viele Tausend zu seinem vermeynten Grabe Wallfahrten anstellten. Da die Spanier in diesen Jahrhunderten so viele kriegerische Heldenthaten verrichteten, und der Ritterstand auch unter ihnen sich dadurch auszeichnete, beständig Gefahren und Abentheuer aufzusuchen, um bey denselben die unerschrockenste Tapferkeit anzubringen: so wurde diese herrschende Neigung auch durch häufige Schriften genährt. Es kam eine Menge Rittergeschichten oder Romanen zum Vorschein; wozu nicht allein die benachbarten Franzosen, wie man bereits oben gelesen hat, sondern auch die Araber selbst in Spanien, Muster darboten. Insonderheit dichteten die Spanier gern viele Romanzen, oder Lieder, in welchen sie theils ihre Siege über die Araber besangen, theils andere angenehme, andächtig rührende, oder halb traurige Empfindungen ausdrückten.

XIII. In einer solchen Verfassung befanden sich die Spanier gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, als Ferdinand, Erbprinz von Aragonien, Ferdinand und Isabella regieren fast über ganz und Spanien.

und Isabella, Thronfolgerinn von Castilien, sich mit einander vermählten, und dadurch die Vereini-
J. 1479. gung dieser beyden Reiche bewirkten; besonders nachdem der Vater des erstern verstorben war. Ferdinand erhielt zwar auch in der Staatsverwaltung von Castilien die erste Stelle; aber die Stände dieses Reichs entschieden zugleich, daß ihre erbliche Königinn Isabella mit ihm gemeinschaftlich regieren, beyder Namen in allen Verordnungen genannt werden, und der Königinn sogar gewisse Vorrechte in diesem Reiche zustehen sollten. Seitdem hießen sie beyde die Könige, und in der Folge die katholischen Könige. Wenn diese Einschränkungen unangehm für Ferdinanden waren; so wurden sie ihm doch mehr als erträglich durch die ausnehmende Klugheit seiner Gemahlinn, welche eine von den seltenen Personen ihres Geschlechts war, die Stärke des Geistes genug besessen haben, um Reiche zu regieren. Alle christliche Reiche in Spanien waren nunmehr unter eine Herrschaft gerathen, bis auf das weniger mächtige Navarra, wovon die Hälfte auf der französischen Seite der pyrenäischen Gebirge lag. In Spanien selbst hatte sich noch das arabische Reich von Granada erhalten: und es würde auch bereits in die Botmäßigkeit der castilischen Könige gefallen seyn, wenn diese nicht durch ihre Großen, welche, stolz auf ihre Festungen und Reichthümer, keine königliche Befehle achteten, unter einander Kriege führten, und das Reich zerrütteten, ihr Ansehen meistentheils verloren hätten.

XIV. Allein Ferdinand und Isabella, die schon durch die Vereinigung Aragoniens mit Castilien einen merklichen Zuwachs an Macht erlangten, wußten auch ihren unruhigen Adel so gut im Zaum zu halten, und die allgemeine Ordnung so sehr zu befestigen, daß sie zeitig darauf bedacht seyn konnten, jenen Rest von der Herrschaft der Araber in ihrem Vaterlande zu vernichten. Sie warteten auch nicht erst auf einen völlig gerechten Vorwand oder Grund, die noch übrigen Araber in Spanien anzugreifen; sondern bedienten sich der damaligen außerordentlichen Schwäche derselben gegen sie. Denn der König von Granada war der ärgste Feind seines eignen Sohns, den ein Theil seiner Unterthanen zum König erklärt hatte: und dieser lebte wiederum nach seines Vaters Tode in der größten Mißhelligkeit mit seinem Oheim, und verband sich endlich mit den Christen, um sich wider die Ansprüche desselben auf dem Thron behaupten zu können. Ferdinand und Isabella — denn diese Fürstinn that sehr viel zur Beförderung der Kriegsanstalten, und war auch mehrmals im Lager gegenwärtig — überwältigten erstlich den Oheim, und sodann seinen Neffen, den letzten König von Granada, Abu Abdallah, den Kleinen, welchem nur noch seine Hauptstadt übrig geblieben war. Er mußte sie und sich selbst, nachdem dieser Krieg zehn Jahre gedauert hatte, den beyden Königen übergeben. So endigte sich die Herrschaft der Araber in Spanien, nach einer Dauer von siebenhundert und achtzig Jahren. Ob sie gleich dem Christenthum daselbst schädlich gewesen waren; so waren sie doch dem Lande selbst

Sie zerstören die Herrschaft der Araber in Spanien gänzlich.

Im J. 1481.

Im J. 1492.

gar

gar nicht unnütz gewesen. Sie hatten es sehr fleissig angebauet, und außerdem auch viele Denkmäler ihrer Kunst, Pracht, und erfinderischen Geschicklichkeit daselbst errichtet, von welchen jetzt die meisten untergegangen sind, oder in Trümmern liegen.

Verfolgung der Araber und Juden in Spanien.

XV. Nunmehr kam es auf die Weisheit der Ueberwinder an, so viele hunderttausend Araber in ihrem Reiche, die man gewöhnlich Mauren oder Mohren zu nennen pflegte, zu nützlichen Unterthanen zu machen, und neben den Christen friedlich auf einerley Ziel der allgemeinen Wohlfahrt losarbeiten zu lassen. Damit schien sich zwar der eingewurzelte Religionshaß in den Gemüthern beyder Theile, und die Erbitterung, welche aus den Kriegen vieler Jahrhunderte entstanden war, nicht zu vertragen. Allein es gab edelgesinnte und großmüthige Männer genug auf jeder Seite, durch deren Betragen sich beyde Nationen einander ziemlich genähert hatten. Das Uebrige konnten und mußten die Fürsten thun. Anfänglich bewilligten sie auch in dieser Absicht durch den Vergleich, mit welchem Granada übergieng, daß die Muhamedaner ihre freye Religionsübung behalten, Richter aus ihrer eigenen Nation haben, und drey Jahre von Abgaben frey seyn sollten. Es wurde ihnen zugleich die Erlaubniß, zu ihren Glaubensgenossen nach Africa mit ihrem Vermögen überzuschiffen, zugestanden. Doch dieser Vergleich wurde von den Christen nicht sehr getreu beobachtet. Sie nöthigten die Mohren hin und wieder, das Christenthum anzunehmen: und da

da man bald sah, daß diese erzwungenen Bekehrungen nicht aufrichtig wären, verfolgte man sie desto härter. Sie vertheidigten sich an einigen Orten mit den Waffen in der Hand: eine neue Veranlassung, ihnen als Aufrührern zu begegnen. Man hob endlich ihre Religionsfreyheit gänzlich auf, und zwang desto mehrere durch Kerker und anderes Ungemach, sich taufen zu lassen. Mit den Juden, deren Anzahl in Spanien auf achtmal hunderttausend gerechnet wurde, verfuhr man nicht gelinder. Schon in ihren frühern Regierungsjahren hatten die beyden Könige die Inquisition, oder das Blut- und Ketzergericht der römischen Kirche, in ihrem Reiche eingeführt; vornehmlich, um diejenigen Neubekehrten zur Strafe zu ziehen, welche noch ihrer ehemaligen Religion, der jüdischen oder muhamedanischen, zugethan waren. Sehr viele derselben verloren also dadurch ihre Freyheit, ihre Güter, oder ihr Leben. Damit nicht zufrieden, verordneten die Könige, wenige Monate nach der Eroberung von Granada, daß alle Juden innerhalb Im J. 1492.
ihres Gebiets binnen kurzer Zeit entweder dasselbe verlassen, oder Christen werden sollten. Fast alle wählten das erstere; aber ob man ihnen gleich verstattete, ihre Güter zu verkaufen: so durften sie doch weder Gold, noch Silber, oder Edelgesteine mitnehmen. Wegen aller dieser Beweise eines fälschlich gepriesenen Eifers für die wahre Religion, ertheilte der Papst, etliche Jahre darauf, Ferdinanden den Ehrennamen des katholischen oder recht- Im J. 1495.
gläubigen Königs, welchen seitdem alle Könige

von Spanien führen. Man schreibt Isabellen einen vorzüglichen Antheil an diesen Verfolgungen zu. So viel ist gewiß, daß sie und ihr Gemahl zwar in andern Fällen die Gerechtigkeit in ihrem Reiche genau verwaltet, und das königliche Ansehen mit vieler Klugheit verstärkt haben; daß aber dieses Betragen gegen ihre nicht christliche Unterthanen eben so grausam als ungerecht, und für Spanien nach und nach von traurigen Folgen gewesen ist.

Dritter Zeitraum.

Von der Zeit an, da ganz Spanien durch einen christlichen Fürsten beherrscht wurde, von der Entdeckung der neuen Welt für die Spanier, und von der neuen Macht ihres Reichs, bis auf die Erlöschung des darinne regierenden österreichischen Hauses.

Vom J. 1492 bis zum J. 1700.

Ein Zeitraum von etwas mehr als zweyhundert Jahren.

I.

Der Italiäner Colombo entdeckt für die Spanier eine neue Welt.

Alles, was Ferdinand und Isabella bisher unternommen hatten, war entweder glücklich zur Vergrößerung und innern Stärke des spanischen Reichs, auch ihrer eigenen Gewalt, ausgeschlagen; oder es sollte wenigstens zu diesen Absichten, nach ihrer Meynung, dienen. Wenn sie gleich durch die Bedrückung und Vertreibung eines sehr zahlreichen Theils ihrer Einwohner, ein sehr falsches Mittel dazu wählten; so waren sie doch glücklich genug, daß zu eben derselben Zeit eine der wichtigsten Entdeckungen für sie gemacht wurde, durch welche die Spanier überhaupt, wenn sie dieselbe recht zu nützen verstanden, die reichste und herrschende Nation von Europa werden konnte. Christoph Colombo, ein Genueser, den die Spanier Colon, und die Geschichtschreiber, auch mit ihnen die übrigen Europäer, in einer lateini-

schen Endigung Columbus nennen, fand und besetzte für sie einen neuen Welttheil. Es ist zwar dieses grossen Mannes bereits in der Geschichte seines Vaterlandes gedacht worden. Allein da er, von den Spaniern unterstützt, mit ihnen, und zu ihrem Besten, obgleich fast wider ihren Willen, so bewundernswürdige Entdeckungen angestellt hat: so ist auch in ihrer Geschichte der Sitz von der seinigen.

Oben S. 86.

Seine Gaben, und die Schwierigkeiten, welche er überwand.

II. Columbus hatte seit seinem vierzehnten Jahre angefangen, unter der Anführung erfahrner Seemänner, verschiedene Meere zu beschiffen: bald der Handelschaft und Weltkenntniß wegen; bald, um mit denjenigen Nationen zu fechten, welche den Seehandel seiner Mitbürger störten. Er zeigte alle Gaben und einen unaufhaltsamen Trieb zu dieser Lebensart; aber, um es in derselben höher als der gemeine Schiffer zu bringen, hatte er auch die Sternkunde, Erdbeschreibung, Meßkunst und Zeichnungskunst erlernet. Nachdem er sich zu Lissabon in Portugal niedergelassen, und sich mit den von den Portugiesen seit einiger Zeit gemachten Entdeckungen und Besitzungen, theils im westlichen Weltmeere, theils an der Küste von Africa, durch schriftliche Nachrichten und Reisen bekannt gemacht hatte: überzeugte er sich vollkommen, daß es noch große Länder geben müsse, welche man finden würde, wenn man im gedachten Meere immer weiter gegen Abend zu segelte. Um diese Entdeckung machen zu können, bot er zuerst seinen Landsleuten, den Genuesern, darauf dem Könige von Portugal, aber beyden vergeblich, seine Dienste dazu an. Man hielt seine Entwürfe und Versprechungen für träumerisch: und da er sich nunmehr in gleicher

Absicht

XIII.

B. R. del. Mor. Sc.

Columbus entdeckt die neue Welt.

Absicht an die katholischen Könige wandte, gelang es ihm kaum nach achtjährigen Bemühungen, daß ihm von Isabellen drey kleine Schiffe zu dieser wichtigen Unternehmung bewilligt wurden. Er segelte mit denselben, etwan ein halbes Jahr nach der Eroberung von Granada, aus einem Hafen von Andalusien ab; wurde aber gar bald und mehrmals durch die Empörung seiner Seeleute, welche ihn zwingen wollten, nach Spanien zurückzukehren, weil sie kein Land entdeckten, in die äußerste Noth versetzt. Damals bewies Columbus, daß er nicht nur allen den Muth und die standhafteste Entschlossenheit besitze, welche zur Ausführung schwerer und unerhörter, aber doch wohl überlegter Entwürfe gehören; sondern auch die Menschen geschickt leiten und einnehmen könne. Endlich erblickte er mit seinen Reisegefährten Land; und nun warfen sie sich ihm zu Füßen, um ihm zugleich ihre Reue und ihre tiefste Verehrung zu bezeigen.

Im J. 1492. den 3 August.

den 11 Oct.

III. Vermuthlich waren jetzt zum erstenmale Europäer in diese Gegenden gekommen: daher fanden sie daselbst alles so fremd und erstaunenswürdig; so wie sie es gleichfalls in den Augen der dortigen Einwohner waren. Columbus landete mit seinen Spaniern auf einer Insel, welche noch unter dem Namen Guanasani, zu den lukayischen oder Bahama-Inseln in America gehört. Die Bewohner derselben hatten eine dunkle Kupferfarbe, waren am ganzen Leibe nackt, ohne Bärte, und mit allerley Farben bemahlt, dabey sanft und gutartig in ihrem Betragen. Desto mehr bewunderten sie die weißen Menschen, ihre Kleider und Waffen, ingleichen die großen Maschinen, in welchen dieselben über das Wasser zu fliegen schienen; da

Erste Entdeckungen des Columbus in der neuen Welt. XIII. Kupfertafel.

sie hingegen nur in Kähnen, welche aus dem Stamme eines einzigen Baums verfertigt waren, um ihre Insel herum ruderten. Am meisten erschracken sie vor den Canonen und Flinten der Spanier, wegen welcher sie dieselben für himmlische Wesen hielten, welche Blitz und Donner in ihrer Gewalt hätten, und zum Besuche der Erde herabgestiegen wären. Bestürzt darüber, fielen sie vor denselben nieder, und küßten ihnen die Füße. Die Spanier ihrer Seits, ob sie gleich für die Neubegierde viele Unterhaltung fanden, suchten doch mehr, sich zu bereichern: und Columbus hatte nur darum von dem spanischen Hofe einige Unterstützung erlangt, weil er die wahrscheinliche Hoffnung machte, Länder voll der kostbarsten Schätze für denselben zu entdecken. Da man also an den Einwohnern kleine Goldbleche wahrnahm, welche sie als Zierrathen in der Nase trugen: erkundigte man sich begierig bey ihnen, woher sie dieses Metall bekämen, und eilte, nach ihrer Anweisung, in andere Gegenden hin. Columbus segelte mit seinen Gefährten verschiedene Inseln, auch die größte, schönste und wichtigste von allen, welche die Spanier noch in America besitzen, nämlich Cuba, vorbey, ohne an eine Niederlassung daselbst zu denken, weil er von einem Lande in der Nähe hörte, wo das Gold in ungemeinem Ueberflusse seyn sollte. Dieses erreichte er endlich an der nicht weniger großen und fruchtbaren Insel Hispaniola, oder Espagnola, wie er sie nannte; die aber jetzt von der spanischen Hauptstadt Domingo meistentheils den Namen führt, und zum Theil auch den Franzosen zugehört. Hier wurde also die erste spanische Pflanzstadt errichtet: und die Einwohner

wohner dieser Insel halfen selbst den Spaniern an der Anlegung einer kleinen Festung. Columbus genoß bey seiner Zurückkunft nach Spanien von den beyden Königen außerordentliche Ehrenbezeigungen: er wurde auch, wie man ihm versprochen hatte, zu ihrem Unterkönige in allen neuentdeckten Ländern, mit vielen Einkünften, ernannt. Jedermann erstaunte über die sonderbaren Menschen, Früchte, Kunstwerke, und andere Seltenheiten aus den von ihm entdeckten Ländern. Man hielt diese mit ihm für einen Theil derjenigen asiatischen Länder, welche die Alten Indien nannten, und welche immer wegen des Goldes, der Spezereyen, und vieler anderer Kostbarkeiten, die sie reichlich in sich fassen, so berühmt gewesen sind. Daher nannte man nun die neu bekannt gewordenen Menschen Indianer. Dieser Name ist ihnen auch geblieben, nachdem man erkannt hat, wie irrig die gedachte Meynung sey. Nur hat man in den neuern Zeiten die vom Columbus entdeckte Welt Westindien, zum Unterschiede von dem eigentlichen jetzt sogenannten Ostindien, genannt: und zuletzt ist der Name Westindien nur den americanischen Inseln eigen geblieben.

Seine fernern Entdeckungen.

IV. Für einen Geist, wie Columbus besaß, war ein so großer und glücklicher Anfang der Entdeckung nur eine Aufmunterung zu neuen Versuchen. Die Spanier, welche sonst niemals solche Unternehmungen gewagt hatten, eilten jetzt in Menge, ihn zu begleiten. Er fand auf dieser zweyten Reise die caribischen Inseln, Desirada, Dominica, Guadaloupe, Antigua, Porto Rico, und andere mehr, die noch zwischen mehrern europäischen Nationen getheilt sind.

bewohnt von einem kriegerischen Volke, den Cariben, welche die in den Gefechten mit ihren Feinden gemachten Kriegsgefangenen zu verzehren gewohnt waren. Auch entdeckte er die Insel Jamaika, jetzt die vornehmste Besitzung der Engländer in jenen Gegenden. Aber während seiner Abwesenheit hatten die Spanier zu Hispaniola durch grobe Ausschweifungen ihren gänzlichen Untergang verursacht. Und als Columbus nunmehr eine neue Pflanzstadt daselbst errichten wollte, zeigte es sich, daß seine mitgekommene Spanier zwar in der Geschwindigkeit sich zu bereichern suchten; aber ohne alle Arbeit, Fleiß und Ordnung. Die Felder boten bey einer mäßigen Bearbeitung viele nahrhafte Früchte an; fast in jedem Flusse oder Bache gab es Goldsand und Goldkörner; noch weit mehr aber von diesem Metall versprachen die nahen Berge, von welchen es eben in die Flüsse kam. Die Spanier wollten dieses alles bloß auf Kosten und durch die Hände der Einwohner genießen. Sie mißhandelten dieses gutherzige und friedsame Volk so sehr, daß es zu den Waffen griff: und Columbus, sonst ein Mann von sehr gütigen Gesinnungen, sah sich genöthigt, Menschen, die ihn und die Seinigen so wohl aufgenommen, niemals beleidigt, und sogar unterhalten hatten, zu bekriegen. Da er wenig mehr als zweyhundert Spanier vielen tausend Indianern entgegenstellen konnte: so bediente er sich — und hier muß man die Augen von dem schändlichen Anblicke wegwenden — auch zwanzig großer Hunde zum Anfall auf dieselben. Die Unglücklichen, welche ihr Vaterland und ihr Leben gegen gewaltthätige Fremdlinge vertheidigten, wurden überwunden, zum

Theil

Theil getödtet, und die übrigen gezwungen, den Spaniern zu gewissen Zeiten eine vorgeschriebene harte Auflage an Gold oder Baumwolle zu entrichten.

V. Mittlerweile, da Columbus diese Einrichtungen, seiner menschenfreundlichen Denkungsart zuwider, treffen mußte, sonst aber, so viel es ihm möglich war, strenge Zucht unter seinen Spaniern beobachten ließ, erregten ihm diejenigen, welche er bestrafte, oder die nicht schnell genug durch ihn reich geworden waren, und überhaupt die zahlreichen Neider eines so glücklichen und angesehenen Ausländers, das Mißtrauen seiner Fürsten. Er rechtfertigte sich zwar hinlänglich gegen dasselbe, und trat bald darauf die dritte Reise zur Erweiterung seiner Entdeckungen an. Diese führten ihn jetzt bis auf das feste Land von America, in diejenigen südlichen Landschaften, die nachher Paria und Cumana genannt wurden. Allein indem er unermüdet war, gute Anordnungen zu machen, und Mißbräuche abzustellen: behielten seine Feinde endlich bey Hofe die Oberhand. Es wurde ein Bevollmächtigter zur Untersuchung seines Verhaltens nach Hispaniola abgesandt: und dieser ließ den Columbus, ohne ihn verhört zu haben, mit Fesseln beladen nach Spanien bringen. Der Befehlshaber des Schiffs, auf welchem er fortgeführt wurde, wollte ihm, voll Ehrerbietung gegen einen so trefflichen Mann, dieselben abnehmen; aber Columbus gab es aus Gehorsam gegen die Befehle seiner Oberherren, wie er sagte, nicht zu; nur von diesen erwartete er seine Befreyung. Sie erfolgte auch, sobald er in Spanien angelangt war. Die beyden Könige schämten sich, einen Mann als einen Missethäter

Seine Verfolgung.

Im J. 1498.

behandeln zu lassen, der ihnen mehr Länder erworben hatte, als sie in Europa besaßen, und der so viele andere Verdienste um die Spanier, ja um die Menschen überhaupt, hatte. Unterdessen gaben sie ihm doch, wiewohl sie seine Unschuld erkannten, die Stelle eines Unterkönigs nicht wieder: so sehr ließen sie sich vom Argwohn beherrschen. Alles, was er nach zweyjährigen Bemühungen erlangen konnte, war die Erlaubniß zu einer neuen Reise, um für sie endlich einen westlichen Weg in das reiche Ostindien ausfindig zu machen. Doch dieser letzte Versuch schlug sehr unglücklich aus. Obgleich Columbus noch mehr von dem festen Lande entdeckte; so hinderte ihn dennoch die Unbändigkeit seiner Spanier, eine dauerhafte Pflanzstadt daselbst anzulegen; er litt Schiffbruch; der neue Statthalter von Hispaniola ließ ihn ein Jahr lang schmachten, und fast zu Grunde gehen, ehe er ihm Hülfe leistete; seine Untergebenen empörten sich, und die Indianer, von denen er mit den Seinigen ernährt wurde, weigerten sich schon, ihnen weiter Lebensmittel zu bringen. Bey allen diesen Unfällen leuchtete sein standhafter Muth und seine Geistesgegenwart immer hervor. Um insonderheit die Indianer wieder zu gewinnen, sagte er ihnen eine bevorstehende Mondfinsterniß, als ein Zeichen des göttlichen Zorns über sie, vorher, weil sie die Diener des großen Gottes, die Spanier, nicht unterhalten wollten. Als diese Vorherverkündigung eintraf, kamen sie sogleich in großer Bestürzung mit Lebensmitteln zu ihm, und baten ihn um seine Fürbitte bey dem Höchsten. Columbus mußte bald darauf nach Spanien zurückgehen, wo er vergeblich um die versprochene Belohnung seiner

Dienste anhielt. Er unterlag endlich so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten, und starb als einer von den großen Männern, gegen welche ihre Zeitgenossen sehr undankbar gewesen sind. Zu einem Denkmal davon, führte er die Ketten, mit welchen er ehemals gefesselt worden war, überall mit sich herum; er befahl auch, daß man sie ihm in sein Grab mitgeben sollte. Gewissermaßen dauert sogar die Ungerechtigkeit gegen sein Andenken noch fort. Man hätte die von ihm entdeckte Welt billig nach ihm Colombia nennen sollen. Allein man ließ es in Spanien geschehen, daß ein anderer, der erst sieben Jahre nach ihm in seine Fußstapfen getreten war, Americo Vespucci, ein florentinischer Edelmann, sich den falschen Ruhm zueignen durfte, als hätte er zuerst das feste Land der neuen Welt gefunden. Auf dieses Vorgeben, das die argwöhnische Mißgunst gegen den Columbus begierig annahm, nannte man die durch seine Einsichten und Gefahren entdeckte Welt nach jenem Florentiner, der es zuerst in Schriften zu beschreiben anfieng, America: und die übrigen Europäer sind, weil sie den Nachrichten der Spanier trauen mußten, dabey geblieben.

Sein Tod im J. 1506.

Die von ihm entdeckte Welt wird nach einem Andern genannt.

VI. Schon bey dem Leben des Columbus eiferten ihm einige Spanier in ähnlichen Entdeckungsversuchen nach: und sie wurden auch während der übrigen Regierung Ferdinands, oder in den ersten sechszehn Jahren des sechszehnten Jahrhunderts — denn Isabella starb zwölf Jahre früher — nicht unglücklich wiederholt. Unter andern wurde die Landenge, welche das nördliche und südliche America mit einander verbindet, bis an die Südsee bekannt, und in

Beschaffenheit von America und von seinen Einwohnern.

beyden

beyden Haupttheilen weitläuftige Entdeckungen gemacht, besonders auch im mitternächtigen, Florida gefunden, welches von dem Palmsonntage, an dem es die Spanier zuerst sahen, in ihrer Sprache den Namen bekam. Das bereits Entdeckte war eben so merkwürdig als wichtig; ob es gleich nur ein geringes Stück des ganzen Welttheils ausmachte, den man nachmals wenigstens eben so groß als Asien, wo nicht noch größer, befunden hat. Man fand daselbst eine völlig neue Gattung von Menschen, an Farbe, Sprache, körperlicher Schwäche, und eingeschränkten Kenntnissen, die mit der übrigen Welt durchaus unbekannt waren. Es mangelte ihnen an vielen der nützlichsten Künste, oder Bequemlichkeiten. Sie hatten keine Schreibekunst, oder eigentliche Buchstabenschrift; wiewohl sie sich anstatt derselben einer gewissen Bilderschrift oder Zeichnung bedienten; keinen Weberstuhl, keinen Pflug, kein Eisen, keine Pferde und Kühe: nicht einmal im Zählen konnten sie weit gehen. Sie waren durchaus wohlgebildet, und auf den Inseln sehr verträglich; hatten aber ihr zur reichlichsten Fruchtbarkeit eingerichtetes Land nur wenig genützt. Weil sie so mäßig lebten, daß ein Spanier sechs- bis achtmal mehr des Tages verzehrte, als ein Americaner: so begnügten sie sich an dem geringsten Ertrage ihrer mit leichter Mühe kaum halb angebaueten Felder, oder an freywillig wachsenden Früchten. Man traf bey ihnen viele sonst nie gesehene Thiere und Gewächse an; diejenigen Thiere aber, welche sie mit andern Welttheilen gemein hatten, durchgängig kleiner, als in diesen. In der Folge bemerkte man dagegen, daß die Gebirge von America

weit

weit höher, und die dortigen Flüsse viel breiter, als in einem der andern Welttheile wären. Ob man gleich nach und nach in diesem ungeheuren Landesstriche von einem Pole zum andern alle Verschiedenheiten der Kälte, Wärme und Witterung gefunden hat; so begünstigte doch die milde oder heiße Luft, und der treffliche Boden im größten Theil desselben, fast alle Erzeugnisse anderer Länder. Man brachte schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts das Zuckerrohr von den canarischen Inseln nach Hispaniola, wo es so glücklich fortkam, und daraus so viel Zucker durch Hülfe gewisser Maschinen bereitet wurde, daß die Einwohner der gedachten Insel ihr Hauptgeschäffte aus dem ihnen sehr einträglichen Zuckerhandel machten. Außer dem Golde und der Baumwolle, die man so häufig schon in den ersten Jahren der Entdeckung fand, gerieth man auch auf eine Perlenfischerey von großem Werthe; der Pimentobaum, der eine Art von neuem Gewürze darbot, und andere Naturgeschenke dieses Welttheils, reizten gleich stark die Neubegierde, die Gewinnsucht, und das Vergnügen eines angenehmen Gebrauchs.

Die Spanier machen daselbst einen ungerechten Gebrauch von ihrer Uebermacht.

VII. Die Spanier konnten alle diese Vortheile der neuentdeckten Welt mehr als alle andere europäische Nationen zu der glücklichsten Ausbreitung ihres Handels, ihrer Schifffahrt, ihrer kaufmännischen Niederlassungen, und ihrer Weltkenntniß, nützen. Wenn man die Portugiesen ausnimmt, so war keine andere Nation so nahe dazu gelegen: und auch vor diesen hatten sie schon einen großen Vorsprung. Allein America versprach gleich beym ersten Anblicke so unermeßliche Schätze, und das mit ei-

ner

ner so außerordentlichen Leichtigkeit, daß die Spanier, anstatt dieselben nach und nach durch Fleiß und Gewerbe an sich zu ziehen, vielmehr auf einmal Herren derselben werden wollten. Die Indianer gaben ihnen in ihrer rohen und armen Einfalt für den schlechtesten europäischen Tand, für Schellen, Glasknöpfe, Stecknadeln, und dergleichen mehr, Gold und andere Kostbarkeiten hin, von welchen sie kaum einigen Gebrauch zum Schmucke zu machen wußten. Gewalt durften die Spanier beynahe nicht anwenden, um die Indianer unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Denn außer ihrer schon oben beschriebenen, oder vielmehr unbeschreiblichen Furcht vor dem Gewehr der Spanier, dem sie nur Pfeile von Rohr, die mit Feuersteinen und Fischgräten zugespitzt waren, hölzerne Schwerdter, und im Feuer gehärtete Wurfspieße und Prügel entgegensetzen konnten, wurden ihnen auch die Spanier durch ihre Pferde unwiderstehlich, von welchen die Indianer anfänglich glaubten, daß sie mit den Europäern einen Körper ausmachten. Bey solchen Reizungen, ihr Gebiet zu vergrößern, nahmen die Spanier überall, wo sie sich eine Zeit lang aufhalten wollten, im Namen ihres Königs Besitz von dem Lande. Damit aber diese ungerechte Habsucht einigen Schein der Gerechtigkeit haben möchte, wandten sich ihre Könige sogleich an den Papst, dem man nach dem lächerlichen Vorurtheil dieser Zeiten das Recht zueignete, im Namen des Erlösers Länder zu verschenken, die ihn gar nichts angiengen. Der damalige Papst ertheilte also den Spaniern alle diejenigen Länder der neuen Welt, welche sie, hundert Seemeilen weit von den azorischen Inseln an

gerech-

gerechnet, weiter nach Abend hin entdecken würden; was aber gen Morgen zu gefunden werden würde, sollte den Portugiesen gehören. Die Spanier hielten sich also seitdem berechtigt, mit den Indianern wie mit ihren Unterthanen, oder eigentlich, wie mit Geschöpfen umzugehen, denen die Rechte anderer Menschen nicht zukämen. Ihre Ländersucht und ihren Goldgeiz hüllten sie in eine fromme Gestalt ein, indem sie vorgaben, daß es ihnen hauptsächlich um die Ausbreitung des Christenthums unter diesen heydnischen Nationen zu thun sey. Bald mit Gewalt, bald durch List und Betrug, unterwarfen sie sich diese Unglücklichen, denen sie in aller Betrachtung so weit überlegen waren, und die also vielmehr ihr Mitleiden verdient hätten. Wenn es diese wagten, ihre Freyheit gegen ihre Unterdrücker zu vertheidigen: so wurden sie als Empörer behandelt und hingerichtet.

VIII. Eine Folge von dieser Denkungsart der Spanier war es, daß sie die Indianer, wie Lastthiere, zu starken Haufen, unter sich vertheilten, damit dieselben für ihre Herren das Feld bestellen, und in den Bergwerken arbeiten möchten. Diese, welche einer solchen Anstrengung ihrer Kräfte, zumal unter den drückenden Erpressungen der Spanier, ganz ungewohnt waren, auch viele andere Leiden ausstehen mußten, verloren darüber in großer Anzahl das Leben. Zwar ließ sie der Hof, gerührt von diesem Schaden, für seine freyen Unterthanen erklären; allein nach wenigen Jahren fielen sie in die erste Dienstbarkeit zurück: und Ferdinand bestätigte sie endlich feyerlich, unter dem Vorwande, die Indianer

Folgen davon, und unzulängliche Gegenmittel dawider.

Im J. 1513

könnten sonst nicht wohl zur Erkenntniß der christlichen Religion gebracht werden, wenn sie unabhängig von den Spaniern lebten. Solchergestalt geschah es, daß eine Million Einwohner, welche Columbus bey seiner ersten Entdeckung zu Hispaniola fand, innerhalb funfzehn Jahren auf sechszigtausend zusammengeschmolzen war: und wenige Jahre darauf war nicht einmal die Hälfte derselben mehr vorhanden. Es gab unterdessen doch Spanier genug, welche alle diese grausamen Drangsale verabscheueten, auch die königliche Gewalt um die Abstellung derselben anflehten. Einige Geistlichen thaten sich in dieser menschenfreundlichen Bemühung hervor; vor allen aber unter denselben Bartholomäus de las Casas. Er setzte großmüthig alle die Indianer in Freyheit, welche ihm in der allgemeinen Vertheilung zugefallen waren; reiste selbst deswegen nach Spanien zurück, um dem Könige hierüber Vorstellungen zu thun, und machte durch dieselben einen solchen Eindruck bey Ferdinanden, daß er vieles hoffen konnte, wenn dieser Fürst nicht bald darauf gestorben wäre. Auch die Bekehrung der Americaner zur wahren Religion, hatte lange den erwünschten Fortgang nicht, dessen sich die Spanier rühmten. Sie machten fast lauter gezwungene Christen; oder es wurde wohl gar das Christenthum, das sie unter Gewaltthätigkeiten und Lebensstrafen predigten, den Unterdrückten durch sie verhaßt. Als die Spanier einst einen kleinen Fürsten auf der Insel Cuba, der seine rechtmäßige Freyheit gegen sie mit den Waffen vertheidigt hatte, aber ihr Gefangener geworden war, deswegen als einen vermeynten Aufrührer zum Feuer verurtheilten: suchte

ihn

ihn ein Franziskaner, da er bereits an den Pfahl gefesselt war, noch zu bekehren; wie man es mit einem groben Mißbrauche dieses Worts nannte. Er versprach ihm den Genuß einer herrlichen Seligkeit, wenn er noch ein Christ werden wollte. Der Fürst fragte, ob denn auch Spanier in jene glückseligen Wohnungen kämen? Ja, sagte der Mönch; aber nur würdige und gute. Darauf versetzte der Americaner voll Unwillens: „Die besten unter ihnen sind weder würdig noch gut. Ich will nicht an einen Ort, wo ich einen von diesem abscheulichen Geschlechte antreffen könnte.“

Ferdinand erobert das Königreich Neapel, ein Stück von Africa, und halb Navarra.

IX. Mittlerweile daß Ferdinand und Isabella in America so große Länder erwarben, so viele tausend neue Unterthanen bekamen, und eben dieselben schon wieder zu verlieren anfiengen, war Ferdinand besonders immer geschäftig, auch in Europa sein Gebiet zu erweitern. Das Königreich beyder Sicilien hatte damals seine eigenen Könige, die aus dem aragonischen Hause herstammten, und also Anverwandte von ihm waren. Gegen einen derselben, Friedrich, vereinigte er sich mit dem Könige von Frankreich, indem beyde Fürsten sowohl ein Recht auf dessen Reich zu haben behaupteten, als auch seine Verbindungen mit den Türken ihm als eine sehr gefährliche Sache für die Christenheit anrechneten, deren Folgen sie zuvorkommen müßten. Sie beraubten ihn auch leicht seines Reichs, und theilten es unter einander. Allein Ferdinand bemächtigte sich, außer seinem Antheil daran, noch des französischen; der ihm endlich im Frieden mit Frankreich überlassen wurde. In diesem Kriege hatte der spanische Feldherr Navarro beynahe

Im J. 1501.

Im J. 1505.

den ersten Versuch im Unterminiren und darauf folgenden Sprengen der Festungen gemacht. Der unglückliche Friedrich war so sehr wider seinen Anverwandten aufgebracht, der ihn durch seine Verstellung hintergangen, und zuletzt gewaltsam seines Reichs entsetzt hatte, daß er sich an den König von Frankreich ergab, und in dessen Lande sein Leben endigte. Obgleich Ferdinand, außer seinen listigen Kunstgriffen, diese Eroberung lediglich dem Gonzalo de Cordova, seinem Großfeldherrn, und in der That dem trefflichsten Kriegsbefehlshaber seiner Zeit, zu danken hatte; so warf er doch bald einen unbilligen Argwohn auf denselben, entzog ihm einen Theil des verliehenen Ansehens, und kränkte ihn auf mancherley Art. Um diese Zeit wandte Ferdinand seine Unternehmungen auch wider das seinem Reiche gegenüber liegende Africa. Dahin war ein Theil der Mohren oder Araber, welche er in Spanien bezwungen hatte, übergegangen, und stand in Verbindung mit den in seinem Reiche zurückgebliebenen; es war auch zur Sicherheit der spanischen Schifffahrt im mittelländischen Meere dienlich, wenn der König in Africa einige Seeplätze besaß: und es wurde noch, wie gewöhnlich, auch der Vorwand gebraucht, daß man dem Christenthum einen Weg in diesen Welttheil bahnen müsse. Ferdi-

Im J. 1509. fg. nand unterwarf sich wirklich Oran, und andere Plätze an der africanischen Seeküste; er nöthigte auch die dortigen Könige von Algier und Tunis, ihm zinsbar zu werden. Indem er auf dieser Seite so glücklich war, zwang er zugleich die Venetianer, durch seine Theilnehmung an dem furchtbaren Bündnisse, das so viele Fürsten wider sie zu Cambray schlossen,

daß

daß sie ihm die ehemals an sie versetzten Seestädte in dem Königreiche Neapel ohne Geld wieder einräumen mußten. Der König von Frankreich hatte ihm die von seinem Vater verkaufte Grafschaft Roussillon zurückgegeben, damit Ferdinand ihm an seinen Unternehmungen in Italien nicht hinderlich seyn möchte. Gleichwohl nahm er zehn Jahre darauf von den französischen Kriegen in Italien einen Scheingrund her, dem Bundsgenossen des gedachten Königs, Johann von Albret, Könige von Navarra, Im J. 1512. die Hälfte seines Reichs, nämlich Ober-Navarra, von den pyrenäischen Gebirgen an, bis an Castilien und Aragonien hin, zu entreißen.

X. Solchergestalt legte Ferdinand durch wichtige Entdeckungen und Eroberungen, die er ausführen ließ, den Grund zu einer Macht des spanischen Reichs, worinne ihm hundert Jahre lang kein anderes in Europa gleich kam. Nicht weniger trug dazu die Vermählung bey, welche zwischen seiner Tochter und einzigen Erbinn, Johanna, und dem Erzherzoge Philipp von Oesterreich, dem Erbprinzen des Kaisers Maximilians des ersten, gestiftet wurde. Denn daraus mußte die Vereinigung aller österreichischen Länder und der gesammten Niederlande mit dem spanischen Reiche erfolgen. Zwar wurde eben durch diese Vermählung seine ehrgeizige Alleinherrschaft über dieses Reich eingeschränkt. Nach dem Tode seiner Gemahlinn Isabella, da Castilien, welches sie ziemlich unabhängig von ihrem Gemahl beherrscht hatte, an ihre Prinzessinn Johanna fallen sollte, wählten die dortigen Stände, weil sie wahnwitzig geworden war, ihren Gemahl Philipp zum Reichsverweser. Er gründet die Größe des spanischen Reichs. Isabella: st. im J. 1504.

verweser. Doch dieser starb zwey Jahre darauf: und da der traurige Zustand seiner Wittwe noch fortdauerte, auch sich erst funfzig Jahre darauf mit ihrem Tode endigte, so erhielt ihr Vater Ferdinand die Verwaltung des Reichs im Namen ihrer beyden Söhne, die noch Kinder waren, Carls und Ferdinands, welche beyde nachmals Kaiser geworden sind. Er führte seitdem die Regierung des spanischen Reichs noch zehn Jahre. Daß er an Staatsklugheit alle Fürsten seiner Zeit übertroffen, und eben dadurch seinem Reiche so viel Stärke verschafft habe, als durch den Zuwachs an Ländern, kann nicht geleugnet werden. Aber diese ihm so nützliche Klugheit war selten für ihn rühmlich. Er übertrat sein Versprechen oft, wenn er sich einen Vortheil dadurch schaffen konnte; mit arglistiger Verstellung und Mißtrauen bedeckt, hintergieng er seine Bundsgenossen und Freunde eben sowohl, als seine Feinde, und führte die Religion sehr häufig im Munde, für welche er einen ausnehmenden Eifer annahm: ob er sie gleich nur zu seinen Absichten gebrauchte. Hingegen kann man ihm auch das Lob nicht absprechen, daß er ein überaus wachsamer, geschäftiger, auf die Handhabung der Gerechtigkeit, wenigstens für seine christliche Unterthanen, sorgfältig bedachter Fürst gewesen sey; wenn ihn nicht Vorurtheile und falsche Berichte daran hinderten. Er beschützte insonderheit die Schwächern gegen die Gewaltthätigkeiten der noch sehr mächtigen und oft übermüthigen Großen seines Reichs, denen er das königliche Ansehen ehrwürdiger machte. Ob er gleich gegen einzelne Personen nicht freygebig war; so wandte er doch desto mehr auf seine wichti-

Ferdinand. st. im J. 1516.

wichtigen Staatsunternehmungen, und hinterließ daher nicht so viel in seinem Schatze, daß er mit königlicher Pracht davon hätte begraben werden können.

Der Cardinal Ximenez, Isabellens und Ferdinands großer Staatsbedienter.

XI. Ferdinand war sehr viel von seinem glücklichen Erfolge den geschickten Feldherren schuldig, welche ihm dienten; aber nicht weniger dem Beystande seines vortrefflichen Staatsbedienten, des Cardinals Ximenez. Man kann noch mehr sagen: Ximenez war ein größerer Mann als sein König, indem seine Staatsklugheit stets von Treue und Rechtschaffenheit geleitet wurde; auch die Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hatte, Ferdinanden keine Mühe verursachten. Eigentlich hatte ihn die Königinn Isabella, deren Absichten und Vortheile nicht allemal mit ihres Gemahls seinen zusammentrafen, zu ihrem vertrautesten Staatsrathe gewählt. Allein das Beste und die Einigkeit beyder Könige lagen ihm gleich stark am Herzen. Ximenez war ein Franziskanermönch, und beobachtete die Vorschriften seines Ordens mit aller Strenge, als ihn Isabella zu ihrem Beichtvater ernannte. Er wurde nicht lange darauf Erzbischof von Toledo, oder erster Prälat von Spanien, und Oberhaupt des geheimen Rathes. Von dieser Zeit an, bis an seinen Tod, verdunkelte er alle andere, die an der Regierung des Reichs einigen Antheil hatten, durch seine erhabene und weise Entwürfe; durch eine fast alles überschauende Klugheit; eine unbewegliche Standhaftigkeit bey reiflich überlegten Entschließungen, ohngeachtet der fürchterlichsten Hindernisse, Schnelligkeit in der Ausführung, und eben so viel Redlichkeit, als Gerechtigkeitsliebe. Zwar bewies er auch oft genug, daß er

überaus ehrgeizig, heftig, hart und rachgierig sey; doch waren diese Fehler wegen der edlen Absichten für die gemeine Wohlfahrt, bey welchen er sie blicken ließ, meistentheils verzeihlich. Dieser Geistliche, der kaum als Erzbischof dahin gebracht werden konnte, sein bisheriges strenges Mönchsleben mit einem bequemern und prächtigern zu vertauschen, besaß eine Größe des Geistes, die sich zu Angelegenheiten aller Art schickte. Er verminderte die drückenden Auflagen; er demüthigte den Stolz der Großen, welche nicht nur die königliche Gewalt empfindlich einschränkten, sondern auch oftmals die Gesetze verachteten; er dämpfte gefährliche Empörungen, verschaffte den Americanern, welche der Golddurst der grausamen Spanier zu Grunde richtete, einige Erleichterung; richtete ein neues Kriegsheer, das dem Reiche sehr nützlich wurde, aus dem Bürgerstande auf; und gieng mit gleicher Leichtigkeit von Friedensgeschäften oder Befehlen an die Feldherren, zur eigenen Führung des Kriegs über. Man sah ihn in einem Alter von drey und siebzig Jahren, an der Spitze eines Kriegsheeres, nach Africa überschiffen, Trotz allen Hindernissen, welche ihm der sonst sehr geübte Feldherr desselben, aus Eifersucht gegen ihn, erregte, ja sogar ohne denselben, durch ein geheimes Verständniß Oran erobern, und alle Kosten dieses Feldzugs mit den Einkünften seines Erzbißthums bestreiten. Er war damals bereits Cardinal, und nach Ferdinands Tode regierte er das ganze spanische Reich im Namen und bis zur Ankunft seines Enkels, des Erzherzogs Carl. Sein fester Muth wankte auch damals nicht, da er schon das achtzigste Jahr erreicht hatte. Die

'Er erobert Oran. XIV. Kupfertafel.

spanischen

B. Rode inv. et del.

Ximenez, ein Geistlicher, Staatsman
und Feldherr.

spanischen Großen, welche ihn beynahe alle haßten, weil er sich von einem niedrigen Stande, durch seine Gaben und Verdienste, weit über sie empor geschwungen hatte, suchten vergebens dem neuen Könige sein Recht, und dem Cardinal die ihm von demselben verliehene Gewalt streitig zu machen. Als ihn einige darunter mit Ungestüm fragten, aus welcher Vollmacht er die Regentschaft von Spanien führte, zeigte er ihnen aus seinem Fenster einen starken Haufen Soldaten mit schwerem Geschütze aufgestellt, und in einem andern Zimmer eine beträchtliche Menge Goldes und Silbers. Dieß ist, sagte er, meine Vollmacht: und sie begriffen daraus wohl, daß sie gezwungen werden konnten, zu gehorchen.

Sein Eifer für die Religion und Gelehrsamkeit.

XII. Ximenez, der den Unterkönig, den Staatsmann und Feldherrn so würdig vorzustellen wußte, erinnerte sich doch immer zugleich, daß er als ein Geistlicher für die Religion, die Kirche und die Gelehrsamkeit gleichfalls zu sorgen hätte. Und auch hier erwarb er sich unleugbare Verdienste; wenn er gleich auf dieser Seite am merklichsten gefehlt hat. Er hatte das Erzbißthum Toledo, welches ihm fürstliche Besitzungen, Einkünfte und Rechte gab, nur gezwungen angenommen. Aber nachdem dieses geschehen war, arbeitete er mit einem beharrlichen Eifer an der Wiederherstellung der Kirchenzucht und der guten Sitten bey der ihm untergebenen Geistlichkeit. Vergebens widersetzten sich ihm lange Zeit, bey einem ähnlichen Versuche der Besserung, die spanischen Franziskaner, zu deren Orden er gehörte; ob sie gleich den Papst auf ihre Seite brachten, mußten sie endlich doch seinem stand-

haften Muthe weichen. Um die Liebe zu den Wissenschaften, besonders unter den Geistlichen, aufzumuntern, stiftete er zu Alcala de Henares, einer Stadt seines erzbischöflichen Gebiets, eine hohe Schule, welche er mit so vielen gelehrten Männern, heilsamen Anstalten, und prächtigen Gebäuden zierte, daß sie die vornehmste Universität in Spanien wurde. Hier, wo er selbst sich öfters in dem Umgange mit den Gelehrten ergötzte, ließ er in seinen letztern Jahren, außer andern gemeinnützigen Büchern, ein wichtiges Werk zum gelehrten Gebrauche, und zur Auslegung der heiligen Schrift, drucken: nämlich die hebräische und griechische Urschrift derselben, mit einigen der ältesten und besten Uebersetzungen, die davon gemacht worden waren. Dieses Werk, das man die Polyglotte (oder Bibel in mehrern Sprachen) von Alcala oder Complutum (welches der lateinische Name von Alcala ist) zu nennen pflegt, und dessen Druck dem Cardinal Ximenez über funfzigtausend Dukaten kostete, war das erste seiner Art; ist aber nachher mehrmals in größerer Vollkommenheit nachgeahmt worden. Seine feurige Begierde, die Juden und Mohren in Spanien zum Christenthum zu führen, gereicht ihm wohl überhaupt zur Ehre. Allein er hegte den unglücklichen Irrthum seiner Zeiten, daß es löblich sey, dabey Gewalt und Verfolgungen anzuwenden. Er unterstützte also das Ketzergericht, oder die Inquisition, zur Bedrückung dieser Nationen; vertrieb eine Menge derselben aus Spanien; befahl insonderheit den Mohren, bey Lebensstrafe, sich taufen zu lassen; machte auf diese Art sehr viele derselben zu heuchlerischen Christen, und ließ

sogar,

sogar, um ihre Anhänglichkeit an die muhamedanische Religion zu schwächen, einige tausend arabische Handschriften, sonderlich vom Koran, verbrennen. Wie wenig dieser Mann von so durchdringenden Einsichten, gleichwohl den Werth eines wahrhaftig christlichen Unterrichts im Glauben gekannt habe, davon legte er noch eine auffallende Probe ab. Ein anderer Erzbischof, der mit ihm diese sogenannte Bekehrung der Mohren betrieb, ließ für dieselben das neue Testament und die Ordnungen der gottesdienstlichen Gebräuche in das Arabische übersetzen. Das mißbilligte Ximenez aus dem Grunde, weil das Volk in Religionssachen mehr glauben müsse, als selbst untersuchen dürfe. Ein Grund, der in der That mit andern Worten so viel sagen will: die Christen sind schuldig, alles ohne die geringste Prüfung anzunehmen, was ihre Lehrer zur Religion rechnen, damit nur das Ansehen der letztern nichts leiden möge. Man entzog also den Mohren, denen das Christenthum aufgedrungen wurde, die heilige Schrift eben zu der Zeit, da sie dieselbe am nothwendigsten brauchten: und ihre Religion konnte nichts anders werden, als Nachsagen vorgeschriebener Lehrsätze, oder Mitmachen andächtiger Cärimonien. Ohngeachtet aber Ximenez sich durch die Meynung betrog, daß ihm in Sachen des Verstandes und Gewissens eben so wenig jemand widerstehen dürfe, als in Staatseinrichtungen und im Kriege — eine Folge von der Vermischung so weit von einander verschiedener Stände, in welche er sich verwickeln ließ; — so blieb er doch mitten unter denselben bewundernswerth. Er hatte eben seine letzten Kräfte angewandt, um dem neuen

Könige Carl ein wohleingerichtetes Reich übergeben zu können. Dieser kam aus den Niederlanden nach Spanien; Ximenez eilte ihm, voll Vertrauens auf seine Verdienste, entgegen; allein der siebzehnjährige König ließ sich von seinen eifersüchtigen niederländischen Staatsräthen bereden, ihn seiner Dienste zu entlassen, ohne ihn gesehen zu haben. Ein solches Merkmal der Geringschätzung und Undankbarkeit konnte der hohe Geist des Ximenez nicht ertragen; es beschleunigte seinen Tod.

Ximenez. st. im J. 1517.

Carl I. König von Spanien, wird Kaiser Carl V.

XIII. Carl der erste, der nunmehr die Regierung über Spanien antrat, Ferdinands Enkel von der mütterlichen Seite, und von der väterlichen, ein Enkel des damaligen Kaisers Maximilians des ersten, empfand es bald, wie viel er am Ximenez verloren hatte. Anstatt von demselben den Zustand des spanischen Reichs, und dessen beste Verwaltung zu lernen, gestattete er es seinen niederländischen Staatsbedienten, daß sie seine Unerfahrenheit mißbrauchten. Diese Ausländer suchten sich hauptsächlich auf Kosten der Spanier zu bereichern, und die wichtigsten Bedienungen des Reichs an sich zu ziehen. Daraus entstand ein sichtbares Mißvergnügen daselbst; besonders unter den Castilianern und Aragoniern, welche vorzüglich viele alte Rechte und Freyheiten besaßen. Kaum war dasselbe ausgebrochen, als Carl an die Stelle seines verstorbenen Großvaters zum

Im J. 1519.

deutschen Kaiser gewählt wurde. Da er sich bald darauf anschickte, von dieser Würde Besitz zu nehmen, erbitterte solches die Spanier noch mehr, weil sie voraussahen, daß ihr König nunmehr öfters von ihnen abwesend seyn, auch sein neues Reich in andern Betrach-

trachtungen dem ihrigen vorziehen dürfte. Er selbst war nun mächtiger und angesehener, als irgend ein anderer europäischer Fürst. Denn ob er gleich durch das Kaiserthum nur eine eingeschränkte Gewalt erhielt; so kam es doch darauf an, wie er die Kräfte des deutschen Reichs geschickt zu leiten und zu nützen verstehen würde. Die österreichischen Erbländer in Deutschland waren ihm durch Maximilians Tod auch zugefallen; die Niederlande besaß er schon vorher; in America aber übertrafen die spanischen Entdeckungen und Eroberungen dasjenige bald sehr weit, was sie zu Ferdinands Zeiten gewesen waren. Zwar lagen seine Länder ziemlich von einander getrennt; er konnte in keinem derselben ganz willkührlich herrschen, noch den Ertrag derselben nach seinem Gefallen anwenden. Doch fieng sich von seiner Regierung der Einfluß der spanischen Uebermacht auf den Zustand des übrigen Europa recht merklich an zu zeigen. Carl, der jetzt als Kaiser in der Geschichte Carl der fünfte heißt, ließ sich, gleichsam im Gefühl seiner neuen Größe, anstatt des bisherigen Titels der europäischen Könige, Ihre Hoheit, von seinen Unterthanen Ihre Majestät nennen: und hierinne sind ihm auch die andern Könige nach und nach gefolgt.

Empörung der Spanier.

XIV. Seine Abreise nach Deutschland brachte den Aufruhr, zu welchem die Spanier schon geneigt waren, völlig zur Reife; besonders da er ihnen einen Niederländer, den Cardinal Adrian, einen sonst wegen seiner Rechtschaffenheit und Mäßigung ehrwürdigen Mann, zum Reichsregenten hinterlassen hatte. Die castilianischen Städte errichteten nicht nur ein

Bünd-

Bündniß mit einander; sondern sie ergriffen auch die Waffen wider die Regierung, und forderten, neben der Abstellung ihrer Beschwerden, noch viele wichtige Rechte, durch welche der königlichen Macht Schranken gesetzt werden sollten. Doch da sie zugleich die Vorrechte des Adels angriffen, vereinigte sich dieser, ob er gleich seine Freyheiten gegen den König eben so eifrig zu behaupten wünschte, mit der Regierung. Das Kriegsheer der Aufrührer wurde geschlagen, und Carl stillte die Empörung, die sich weit in Spanien ausgebreitet hatte, desto leichter, weil er bald in dieses Reich zurückkam, auch den meisten Anführern derselben großmüthig vergab. Als sich ein Hofmann einst erbot, ihm den Ort zu entdecken, wo sich einer der verurtheilten Aufrührer versteckt hatte, gab ihm Carl eben so gnädig als scherzhaft zur Antwort: „Ich brauche mich nicht mehr vor diesem „Menschen zu fürchten; aber er hat Ursache, sich von „mir entfernt zu halten. Sagt ihm lieber, daß ich „hier bin, als daß ihr mir seinen Zufluchtsort melden wollt.“

Krieg mit den Franzosen. Im J. 1521.

Der Krieg, in welchen Carl damals mit dem Könige von Frankreich, Franz dem ersten, wegen ihrer Ansprüche und Streitigkeiten über einige italiänische Länder, auch über die Hälfte von Navarra, verwickelt wurde, machte die Ruhe im Innern von Spanien sehr nothwendig. Die Spanier thaten sich in diesem Kriege, der hauptsächlich in Italien geführt wurde, sehr hervor. Sie hatten auch das Glück, den König von Frankreich selbst gefangen zu nehmen, den man darauf nach Madrit brachte. Carl kam ebenfalls dahin, um seines Siegs zu genießen; fand aber zugleich, daß die spanischen Großen

Gesin-

Gesinnungen, welche sie für edel hielten, seinem Willen freymüthig vorzögen. Er hatte unter seinen trefflichsten Feldherren einen Anverwandten des gefangenen Königs, den Connetable (das heißt, obersten Befehlshaber aller Kriegsvölker des Reichs,) von Bourbon, der, von jenem beleidigt, zu Carln übergegangen war, und wider seinen König gefochten hatte. Bey Bourbons Ankunft in Spanien ersuchte der Kaiser einen vornehmen Herrn, daß er demselben seinen Palast zur Wohnung einräumen möchte. Der Spanier konnte dieses seinem Könige nicht abschlagen; setzte aber hinzu, er werde den Augenblick darauf, wenn Bourbon ausgezogen wäre, sein Haus verbrennen, weil ein Mann von Ehren da nicht bleiben könne, wo sich ein Verräther aufgehalten hätte.

Kriegsthaten der Spanier unter Carln I.

XV. Noch viermal wurden die Spanier unter Carls Regierung, in eben so vielen Kriegen mit Frankreich, zweymal gegen die türkischen Seeräuber in Africa, und einmal in Deutschland, wider die für ihre Religionsfreyheit daselbst verbundenen Fürsten, zu Felde geführt. Sie erwarben sich bey allen diesen Gelegenheiten, durch tapfern Muth, Standhaftigkeit und Kriegszucht, so vielen Ruhm, daß man ihnen wenige europäische Kriegsvölker damals gleich schätzen, und gar keine vorziehen konnte. Ihre Feldherren, wie Pescara, der Herzog von Alva, und andere mehr, wurden besonders als Meister in der Kriegskunst angesehen. Wenn die Spanier in diesen Feldzügen nicht immer wichtige Vortheile für ihr Vaterland erfochten; so gewannen sie doch viele Ehre für sich, und einen Zuwachs von Macht für ihren König. Sie halfen nebst einer Anzahl

Deut-

Im J. 1527. Deutscher und Italiäner, Rom erobern und plündern; doch verwunderte man sich darüber, daß sie, die keiner Nation an Ergebenheit gegen den Papst wichen, sich in der Hauptstadt dieses ihres geistlichen Regenten, durch grausames Martern der Einwohner, welche ihre hitzige Begierde nach Beute nicht genugsam befriedigten, weit verhaßter machten, als die Deutschen, die ihm zum Theil den Gehorsam aufgesagt hatten. In Africa nöthigten sie den durch sie wieder eingesetzten König von Tunis, die Hoheit der spanischen Könige eine Zeit lang zu erkennen, setzten ihre Schifffahrt gegen die africanischen Seeräuber in einige Sicherheit, und befreyeten viele tausend von denselben gefangen gehaltene Christen aus der Leibeigenschaft. Durch ihre Waffen wurde das Herzogthum Meyland mit der spanischen Krone vereinigt; auch behielt ihr König, aller Anstrengung der Franzosen ohngeachtet, dennoch in Italien die Oberhand, wo überdieß noch das Königreich beyder Sicilien und Sardinien demselben unterworfen war. Unterdessen gefielen doch den Spaniern diese auswärtigen Kriege nicht durchgängig, weil ihr König sie großentheils nur um seinetwillen führte, und unter denselben in Spanien immer mächtiger wurde. Wirklich verminderte er zuerst die übermäßigen Vorrechte und Freyheiten der spanischen Großen, oder der sogenannten Grandes. Sie unterscheiden sich noch von dem übrigen spanischen Adel, wie durch das Alterthum ihrer Geschlechter, große Ländereyen, Würden und Rechte, also insbesondere auch dadurch, daß sie vor ihrem Könige mit bedecktem Haupte reden, oder doch zum Theil dasselbe bedecken dürfen, wenn sie mit

Er wird in Spanien mächtiger.

ihm

ihm gesprochen haben. Carl verringerte ihre Anzahl, und behielt es den Königen vor, diesen Rang zu ertheilen, wem sie wollten; so daß in der Folge auch Ausländer denselben erlangt haben. Nächstdem wußte er auch die Stände von Castilien dergestalt einzuschränken, daß seitdem ihr Widerstand gegen die Forderungen der Könige nicht viel mehr bedeuten konnte.

Die Spanier entdecken das Kaiserthum Mexico.

XVI. Carl würde noch weit mächtiger in Absicht auf die Regierung seines Reichs, und auch gegen das übrige Europa geworden seyn, wenn er bereits die völligen Früchte der außerordentlich wichtigen Entdeckungen und Eroberungen genossen hätte, die zu seiner Zeit für ihn, und für die Spanier überhaupt, in America gemacht wurden. Bisher hatten die spanischen Seefahrer und Befehlshaber in diesem Welttheile fast nur auf zwo überaus großen und an den schönsten Erzeugnissen reichen Inseln, zu Hispaniola, oder Domingo, und zu Cuba, Niederlassungen angelegt. Da sie aber längst den Küsten des schmalen Landstriches, der das nördliche America mit dem südlichen verbindet, im erstern ein sehr großes, herrliches, und wegen seiner Reichthümer für sie reizendes Land entdeckten, beschlossen sie alsbald, dasselbe zu erobern. Es war das Kaiserthum Mexico, das erste ansehnliche und wohleingerichtete Reich, das sie in America antrafen. Zwar hatte es damals noch nicht zweyhundert Jahre gestanden; allein die Mexicaner selbst, von welchen es errichtet worden war, hatten lange vorher in der bürgerlichen Verfassung und in Künsten einen weitern Vorsprung genommen, als irgend eine andere americanische

Nation;

Nation; wenn sie gleich immer noch hinter den Völkern der alten Welt sehr zurück geblieben waren. Sie hatten große und kleine Städte, Tempel, Paläste, verschiedene Stände unter sich, die bey den andern Americanern gänzlich fehlten, einen mächtigen und sehr gefürchteten Kaiser, eine gute Polizey, etwas Feldbau, Wasserleitungen, Zeughäuser, und andere nützliche Anstalten. Doch anstatt der Buchstaben, bedienten sie sich, wie die ältesten Menschen, nur einer Bilderschrift. Sie zeichneten und mahlten dasjenige ab, was sie andern berichten wollten: erfanden auch allerhand sinnbildliche Vorstellungen von Begriffen und Begebenheiten; wie sie denn auf diese Art die Geschichte ihres Reichs durch Bilder aufbehalten hatten, die auf Häute, auf Cattun, oder auf Baumrinde gemahlt waren. In andern Künsten hatten sie zwar ebenfalls erfinderischen Fleiß blicken lassen; aber es nicht viel über einen rohen Anfang gebracht. So hatten sie mancherley bunte Federn künstlich genug zusammengesetzt, um dadurch allerhand Gegenstände abzubilden. Ihre Religion war nicht nur ein sehr grober Götzendienst; sondern sie schlachteten sogar ihren Göttern, welche entsetzliche Gestalten von Thieren hatten, zu Ehren, sehr viele Menschen, besonders alle ihre Kriegsgefangenen. Durch diese ihnen gewöhnliche, und gleichsam geheiligte Grausamkeit, waren ihre Sitten weit wilder geworden, als man nach ihrem sonst gesitteten Zustande hätte erwarten sollen. Gold und Silber gebrauchten sie nur zum Schmuck der Tempel, und zu künstlichen Arbeiten für ihre Fürsten und Großen. Das Gold fanden sie insonderheit häufig in den Betten der

Flüsse:

Flüsse: und es wurde auch durch Regengüsse mit der Erde von den Gebirgen herabgeschwemmt. Statt des Geldes, oder eines allgemeinen Maaßstabs von dem Werthe der ihnen nöthigen Waaren, hatten sie die Cacaonüsse eingeführt. Denn weil die Chocolate bey ihnen durchgehends das beliebteste Getränke war, und daher die Cacaonüsse, oder Mandeln, woraus es bereitet wird, jedermann unentbehrlich wurden: so nahm man dieselben auf ihren Märkten gern für Waaren von geringem Preise. Nach und nach aber schätzten sie alles, was sie verhandelten, nach der Anzahl der Cacaonüsse, die sie dafür bekamen.

XVII. Dieses ansehnliche Reich, das viele Millionen Menschen in sich faßte, griff ein spanischer Befehlshaber, Hernando Cortez, mit ohngefähr fünfhundert Soldaten an, von welchen nur dreyzehn mit Feuergewehr bewaffnet waren. Dagegen hatten sie sechszehn Pferde, und einiges Geschütz; der hohe bewunderungsvolle Begriff aber von den Europäern, und die Furcht vor ihrer Art Krieg zu führen, giengen gleichsam vor ihnen her. Zugleich war Cortez ein Mann von seltener Unternehmungsfähigkeit, ungemeiner Gegenwart des Geistes und Standhaftigkeit, der wider den Willen seines Oberbefehlshabers, mitten unter Verschwörungen und Empörungen der Spanier, zum Theil sogar mit Hülfe der Unterthanen jenes Reichs, dasselbe zu bezwingen wußte. So große Gaben, welche er in der Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten, und bey der erfinderisch kühnen Wahl seiner Mittel, zeigte, würden ihm einen unvergänglichen Ruhm erworben haben, wenn seine Thaten eben so gerecht als wichtig gewesen wären; und eroberte dasselbe.

wenn er sie überdieß durch keine Grausamkeit und Treulosigkeit befleckt hätte. Er wurde mit seinen
Im J. 1519. Spaniern vom Montezuma, dem damaligen Kaiser von Mexico, ehrerbietig empfangen, und mit eben so vieler Pracht als Gastfreyheit bewirthet. Als aber dieser Fürst, zu seiner und seines Reichs Sicherheit, eine aufrührische Nation, welche von den Spaniern unterstützt wurde, mit den Waffen zu bändigen suchte, ließ Cortez die Feldherren, welche der Kaiser dazu gebraucht hatte, zu Mexico selbst hinrichten, nahm ihn gefangen, warf sich nun ohne weitere Verstellung zum Herrn des Reichs auf; veranlaßte aber dadurch einen allgemeinen Aufstand der Mexicaner zur Behauptung ihrer Freyheit, in welchem sie ihren unglücklichen Kaiser, der sie zu besänftigen versuchte, tödtlich verwundeten. Nach vielem Blutvergießen und Elende, das besonders die Mexicaner zu tausenden traf, wurden sie endlich von den Spaniern überwältigt, ihr neuer Kaiser gefangen, und
Im J. 1521. ihr Reich gänzlich erobert. Allein während dieses verwüstenden Krieges waren so viele Schätze auf die Seite gebracht oder vernichtet worden, daß die Ueberwinder, die, in der Hoffnung einer unermeßlichen Beute, alles Ungemach ertragen hatten, über ihren kleinen Antheil an derselben höchst mißvergnügt wurden. Cortez gab, zu seiner Schande, ihrem Unwillen so weit nach, daß er den gefangenen Kaiser, und neben ihm seinen Günstling, foltern ließ, damit sie die versteckten Reichthümer offenbaren sollten. Der Günstling erlag unter den Schmerzen der Martern, und brach in klägliches Winseln aus; sein Fürst aber, der eben dasselbe leiden mußte, fragte ihn mit gesetztem

tem Muthe: Ruhe ich denn auf Blumen? Erschrocken über diesen Verweis, beklagte sich der Günstling weiter nicht, und gab bald darauf den Geist auf. Cortez rettete zwar damals noch den Fürsten; allein da die Mexicaner kurz darauf neue mißlingende Versuche machten, sich von der Unterdrückung der räuberischen Ausländer zu befreyen, befahl er, denselben nebst einigen der Vornehmsten seines ehemaligen Reichs aufzuhängen. Mexico wurde, unter dem Namen Neu-Spanien, völlig zu dem spanischen Gebiete geschlagen. Man entdeckte daselbst nach einiger Zeit die so reichen Gold- und Silberbergwerke, welche die alten Einwohner theils nicht gekannt, theils nicht geachtet hatten. Was von ihnen übrig blieb, noch ohngefähr zwo Millionen Indianer, mußten für die Ueberwinder das Land bauen; man nöthigte ihnen auch die christliche Religion auf mancherley Art auf. Cortez selbst befriedigte zwar durch die Eroberung dieses großen Reichs seine brennende Begierde nach Ruhm, Macht und Gold auf eine Zeit lang; er erwarb seinem Könige reichere Besitzungen, als er in Europa hatte. Allein da er im Besitze der ihm ertheilten Statthalterschaft von Neu-Spanien sicher zu seyn glaubte, und sein thätiger Geist schon mit neuen Entdeckungen umgieng, die er aus diesen Gegenden nach Ostindien zu versuchte, wurden Carl und seine Staatsbedienten auf die Gewalt mißtrauisch, welche Cortez in Neu-Spanien ausübte. Er verlor seine Befehlshaberstelle: und ob ihn gleich sein geschäftiger Eifer noch nicht verließ, indem er unter vielen Gefahren die Halbinsel Californien entdeckte; vergaß man doch seine wichtigen Dienste noch

Cortez. st. im J. 1547.

bey seinem Leben, so daß er seine letzten Jahre damit vergeblich zubrachte, eine würdige Belohnung zu erhalten.

Entdeckung der magellanischen Meerenge, der Südsee, und eines neuen Wegs nach Ostindien.

XVIII. Indem Cortez den Lieblingsentwurf des Columbus auszuführen trachtete, von der neuen Welt aus einen kürzern Weg nach Ostindien zu finden, als die Portugiesen um die südliche Spitze von Africa herum entdeckt hatten, war ihm bereits, ohne sein Wissen, ein portugiesischer Edelmann in spanischen Diensten, Ferdinand Magellan, hierinne zuvorgekommen. Dieser war mit einem kleinen Geschwader, das der König Carl für ihn ausrüsten ließ, ohngefähr um eben dieselbe Zeit aus Spanien abgesegelt, da Cortez das mexicanische Reich anfiel. Nachdem er viele Monate südwärts, längst der americanischen Küste, hingesteuert hatte, und schon mit einer Empörung seiner Seeleute kämpfen mußte: kam er endlich

Im J. 1521.

in eine krumme Straße, oder in einen Kanal, dem er seinen Namen beylegte, und der noch jetzt daher die magellanische Meerenge genannt wird. Solchergestalt umschiffte er die südliche Spitze von America, zwischen Patagonien und dem Feuerlande. Aus dieser Straße gelangte er in ein großes Meer, in welchem er über viertehalb Monate immer nordwestwärts segelte, ohne ein Land zu entdecken. Aber Wetter und Wind begünstigten seine Fahrt so sehr, daß er diesem Meere den Namen des stillen Weltmeeres beylegte; ob man gleich diese Südsee, wie sie auch heißt, nachmals stürmisch genug befunden hat. Unterdessen wurden die Lebensmittel auf Magellans Schiffen beynahe ganz verzehrt; sein Wasser ward stinkend; und seine Leute erkrankten; bis er endlich auf eine Anzahl

Inseln

Inseln stieß, welche er die Diebsinseln, oder los Ladrones, nannte, weil ihm die Einwohner derselben sein Schiffgeräthe zum Theil stahlen. Von denselben kam er zu den nachmals sogenannten philippinischen Inseln; aber hier wurde dieser treffliche Seeheld in einem Gefechte mit den Einwohnern getödtet. Magellans Tod. Im J. 1521.

Die übrigen Befehlshaber setzten jedoch diese kühne Seefahrt fort, und langten bey den molukkischen oder Gewürzinseln an; zu nicht geringem Erstaunen der Portugiesen, daß die Spanier von Abend her auf eben diese Gegend getroffen hatten, zu welcher ihnen vor einiger Zeit der Zugang von Morgen her eröffnet worden war. Die Spanier beluden ihre Schiffe mit den Spezereyen der eben gedachten Inseln, und kehrten um das Vorgebirge der guten Hoffnung in ihr Vaterland zurück. Sie endigten solchergestalt die erste Seereise, welche um die Welt herum unternommen worden ist, in ohngefähr drey Jahren. Zugleich aber hatten sich dadurch die Spanier einen Antheil an der wichtigsten Handelschaft von allen, an dem Gewürzhandel, verschafft. Allein Carl damals noch mehr gelegen war, auch die vermuthlichen Händel, welche mit den Portugiesen über diese neue Besitznehmung entstehen konnten, bewogen ihn, seinen Anspruch an die molukkischen Inseln, einige Zeit darauf, an diese Nation, für eine beträchtliche Summe Geldes, deren er benöthigt war, abzutreten. Zwar behielt er sich sein Recht an diese Inseln vor, aber die Spanier haben sich gleichwohl niemals wieder darinne festsetzen können.

Erste Seereise um die Welt. Vom J. 1519 bis ins J. 1522.

Im J. 1529.

Die Spanier erobern das goldreiche Peru.

XIX. Wenn unterdessen so ungeheure Schätze von Gold und Silber, als man bis auf diese Zeit in keinem Lande beysammen angetroffen hatte, den Verlust einer ungemein einträglichen Waare und Handelschaft ersetzen konnten: so wurde er den Spaniern nach wenigen Jahren durch die Eroberung von Peru und Chili, auch noch unter Carls Regierung, ersetzt. Sie hatten von einem an Golde außerordentlich reichen Lande, gegen Mittag hin, Nachricht erhalten: und sie ruhten nicht eher, als bis sie dasselbe fanden. Franz Pizarro, ein spanischer Befehlshaber, der noch als Jüngling Schweine gehütet, nachher aber so viel Muth, Standhaftigkeit und Menschenkenntniß gezeigt hatte, daß er zu den schwersten Geschäften tüchtig befunden wurde, verband sich zu dieser Absicht mit zween andern Spaniern. Einige Jahre giengen unter Versuchen hin, welche schlecht ausfielen. Allein da sie doch das peruanische Königreich, oder das Reich der Incas, (so hießen die Fürsten desselben,) entdeckten, und darinne einen erstaunlichen Vorrath an Gold und Silber, von welchem sogar die gemeinsten Geräthschaften verfertigt waren, antrafen: spornte dieses ihren Eifer, und die Begierde anderer, welche davon hörten, desto stärker an. Sie waren endlich im Stande, mit beynahe zweyhundert Soldaten in dieses große Reich einzurücken. Zween Brüder aus dem königlichen Geschlechte machten sich dasselbe eben damals mit den Waffen streitig, und erleichterten dadurch den Spaniern ihre Eroberung. Diese wurden von dem einen der beyden Fürsten, Atahualpa, sehr freundschaftlich und freygebig empfangen. Beym Anblicke aber der

uner-

unermeßlichen Reichthümer desselben, faßte Pizarro den verrätherischen Anschlag, ihn gefangen zu nehmen: denn niemals hat der unselige Geldgeiz so viel Treulosigkeit und Grausamkeit bey den christlichen Europäern hervorgebracht, als bey den Spaniern dieser Zeit. Sie hüllten überdieß ihren schändlichen Entwurf auch diesmal gleichsam in das ehrwürdige Kleid der Religion ein. Als der Inca den Pizarro und seine Spanier besuchte, begleiteten ihn dreyssigtausend von seinen Unterthanen, prächtig geschmückt und gerüstet; er selbst aber saß auf einem Throne, der von Gold- und Silberblechen beynahe ganz bedeckt war: alles, um den Fremdlingen seine Herrlichkeit sichtbar zu machen, die er sich zu Bundsgenossen wünschte. Bey seiner Annäherung redete ihn ein spanischer Geistlicher durch einen Dollmetscher an, erklärte ihm die vornehmsten Lehren des Christenthums, und die vermeynte Gewalt des Papstes; worauf er ihn unter fürchterlichen Drohungen ermahnte, den christlichen Glauben anzunehmen, auch sich dem Papste und dem Könige von Spanien zu unterwerfen. Der Fürst, dem diese ungestüme Aufforderung sehr seltsam und sogar unverständlich vorkam, gab zur Antwort, daß er seine Unabhängigkeit eben sowohl als seine Religion ferner behaupten würde. Erstaunt über die unerhörten Lehren, welche man ihm vortrug, fragte er den Geistlichen, woher er dieselben hätte? Dieser reichte ihm sein Brevier oder Gebetbuch hin, mit dem Vermelden, daß sie darinne stünden. Allein der Inca, der, wie andere Americaner, nichts von der Schreibekunst wußte, glaubte, das Buch könne reden, hielt es daher ans Ohr, und warf es mit Verachtung

auf die Erde, indem er versicherte, es sage ihm nichts. Sogleich schrie der Mönch, das sey eine Entheiligung des göttlichen Worts, die man mit den Waffen rächen müsse. Die Spanier, welche nur auf ein Zeichen warteten, um die unschuldigen Peruaner angreifen und plündern zu können, fielen wütend über dieselben her, und erschossen oder hieben mehr als viertausend derselben nieder. Pizarro selbst erniedrigte sich zu einem gemeinen Räuber, riß den Inca, welchen viele seiner Edeln mit Verluste ihres Lebens zu schützen suchten, von seinem Throne herab, und setzte ihn gefangen. Man glaubt, wenn man dieses lieset, die Geschichte von wilden Thieren zu lesen, welche andere Thiere oder Menschen zerreißen, nur mit dem Unterschiede, daß sie solches gereizt, oder aus Hunger thun; da hingegen die Spanier es thaten, ohne im geringsten beleidigt worden zu seyn, und sogar, indem sie den Americanern eine Religion antrugen, welche die liebreichste von allen ist.

Im Novemb. d. J. 1533.

Die Eroberer reiben sich unter einander auf.

XX. Nach solchen abscheulichen Gewaltthätigkeiten wurde es den Spaniern nicht schwer, ein Reich völlig zu erobern, dessen Fürsten sie gefangen hielten. Vergebens ließ dieser, um seine Freyheit zu erlangen, aus vielen Gegenden des Landes, unzählige goldene Gefäße und andere Schätze in erstaunlicher Menge zusammenbringen. Sie beschlossen vielmehr, sich seiner durch den Tod zu entledigen, weil ihnen seine Bewachung zur Last fiel. Der unglückliche Inca beförderte selbst seinen Untergang auf eine Art, die ihn noch bedauernswürdiger machte. Er bewunderte unter allen Künsten der Europäer keine so sehr, als das Lesen und Schreiben; aber er zweifelte eine Zeit lang,

ob

ob sie ihnen angeboren wären, oder von ihnen erst erlernt würden. Damit er hierüber Gewißheit erlangen möchte, ließ er sich von einem der Soldaten, die ihn bewachten, den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens schreiben. Jeder Spanier, den er fragte, was dieses hieße, antwortete ihm sogleich, wie der andere. Nur Pizarro, der stolze und übermüthige Eroberer, konnte nicht einmal lesen, und war also nicht im Stande, die Frage des Fürsten zu beantworten. Erbittert und rachgierig über die Verachtung, welche er sich dadurch von demselben zuzog, willigte er desto eher in dessen Hinrichtung, nachdem er noch vorher einen elenden Schein der Gerechtigkeit durch eine gerichtliche Untersuchung und Verurtheilung angenommen hatte, die er über seinen Gefangenen anstellen ließ. Ein Mönch erkühnte sich, das Todesurtheil mit zu unterschreiben, und beredete den Fürsten, um anstatt der Verbrennung, die ihm zuerkannt war, nur erdrosselt zu werden, sich vorher noch taufen zu lassen. Für allen diesen grausamen Muthwillen bestraften sich die Spanier bald darauf zum Theil selbst. Pizarro richtete zwar die neue spanische Regierung über Peru mit guter Ordnung ein; er legte auch den Grund zu einer neuen und bequemer gelegenen Hauptstadt dieses Reichs, welche er Ciudad de los Reyes, das heißt, die Stadt der Könige, nannte; die aber mehr unter dem Namen Lima bekannt ist, und vor beynahe vierzig Jahren größtentheils durch ein Erdbeben zerstört wurde. Allein er wurde mit einem andern Befehlshaber, seinem treuen Gehülfen bey dieser Eroberung, der nun auch das benachbarte große Land Chili

zu bezwingen anfieng, aus Herrschsucht und Eifersucht uneins; sie geriethen in einen Krieg mit einander, in welchem Pizarro siegte, und seinen Feind mit dem
Im J. 1541. Leben bestrafen ließ. Er selbst wurde jedoch, wenige Jahre darauf, weil ihm seine Härte und Ungerechtigkeit viele Mißvergnügte erweckt hatten, als Statthalter von Peru ermordet. Einer seiner Brüder, der sich gar zum Fürsten von Peru aufwerfen wolkte, ward im Kriege gegen seinen König gefangen genommen und hingerichtet. Viele andere Spanier kamen bey Gelegenheit dieser Händel um: und man sah, daß sie überhaupt nur nach einem gegenwärtigen, schnellen und großen Gewinnste strebten; Gesetze aber und eine ruhige Verfassung wenig achteten. Die Peruaner verstanden es nicht, oder hielten sich zu schwach, diese Zwietracht unter ihren gar nicht zahlreichen Ueberwindern, für ihre Freyheit zu nützen.

Sitten und Verfassung der Peruaner.

XXI. In der That waren die Peruaner beynahe unter allen americanischen Nationen am wenigsten kriegerisch: zwar nächst den Mexicanern allein gesittet, und in einigen Künsten erfahren; aber doch mit einer merklichen Verschiedenheit von denselben. Sie hatten es im Ackerbau weiter als diese gebracht; ob sie gleich den Pflug nicht kannten, und den Boden mit einer Hacke von hartem Holze gruben. Sie wußten nur sehr niedrige Gebäude ohne Fenster zu errichten; allein da ihnen Eisen, Mörtel und künstliche Werkzeuge unbekannt waren: so muß man die Festigkeit, mit welcher sie baueten, auch ihre Landstraßen und Brücken, welche sie über reißende Ströme, bloß von Weiden, Seilen, Baumästen und Erde anlegten, desto mehr bewundern. Die Peruaner waren

ren die einzigen Americaner, welche es wagten, auf ihren mittelmäßigen Schiffen einen Mast aufzurichten, und ein Segel aufzuspannen. Auch darinne besaßen sie etwas Vorzügliches, daß sie das Silber, womit ihre Berge so sehr angefüllt waren, durch das Feuer zu schmelzen verstanden; wenn ihnen gleich die europäische Erfindung, Schachten in das Innere der Bergwerke zu führen, fremd war. Die Schreibekunst traf man bey ihnen gar nicht an. Zwar bedienten sie sich Knoten an Schnüren von verschiedenen Farben, welche sie Quipos nannten. Aber diese vertraten nur die Stelle des Rechnens, indem die Farben verschiedene Dinge, und jeder Knoten eine gewisse Zahl anzeigte. Zu Künsten hatten sie überhaupt eine nicht geringe Anlage. Sie verfertigten aus harten, glänzenden und sehr polirten Steinen Spiegel von mancherley Größe; auch Beile und andere Werkzeuge zum Kriege und zum Feldbau, aus Feuersteinen und aus Kupfer, das sie beynahe wie Eisen härteten. Ihren aus verschiedenen bunten Federn zusammengesetzten Kleiderschmuck hat man durch eine von ihnen genannte Art seidener Zeuge, Peruvienne, nachgeahmt. Ihre Religion war für eine abgöttische einfach und sanft genug. Sie verehrten hauptsächlich die Sonne, der sie eben diejenigen Früchte, welche durch die wohlthätige Wärme derselben erzeugt werden, auch einige Thiere und Kunstwerke, aber niemals Menschen, opferten. Ihre Fürsten oder Incas hielten sie für Kinder der Sonne, denen sie daher mit unumschränktem Gehorsam ergeben waren, und wenn sie oder vornehme Herren unter ihnen starben, brachten sie eine starke Anzahl ihrer Bedienten

um,

um, welche mit denselben begraben wurden; der einzige Anstrich von Grausamkeit, der sich in ihren Sitten fand.

Erzeugnisse und Waaren von America.

XXII. Eine so gutgeartete Nation konnte in kurzem durch europäische Aufklärung an Sitten, Gesetzen, Religion, Künsten und Wissenschaften sehr viel gewinnen. Den Spaniern schien das Glück und die Ehre vorbehalten zu seyn, die Vortheile der alten und der neuen Welt mit einander zu verbinden; die Americaner zu belehren, und von ihnen oder von ihrem Vaterlande zu lernen; mit leichter Mühe mächtiger, weiser und nützlicher zu werden. Auf den beyden großen Reichen Mexico und Peru, bemächtigten sie sich, auch noch meistentheils unter Carls des ersten Regierung, oder in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, des beträchtlichsten Theils von Südamerica, und eines ansehnlichen Stücks von dem mitternächtigen. Ihr Zuwachs an Macht, weitläuftigen Besitzungen, und solchen Reichthümern, welche von den Europäern am höchsten geschätzt werden, war an sich schon ungemein wichtig. Funfzig Jahre nach der Entdeckung dieses Welttheils hatten sie schon Länder an sich gerissen, die ganz Europa an Umfange übertrafen. Die Bergwerke von Mexico, und besonders die Silbergruben von Potosi in Peru, haben nebst vielen andern, an den edelsten Metallen reichhaltigen Gegenden, den Spaniern so ungeheure Schätze geliefert, daß man den Betrag derselben bis auf unsere Zeiten, wenigstens auf zehn, wo nicht zwölftausend Millionen Reichsthaler gerechnet hat. Aber andere natürliche Erzeugnisse von America waren nicht weniger schätzbar. Neu-

Bergwerke.

Spanien

Spanien brachte die Cochenille hervor: einen Wurm, aus welchem eine treffliche Purpur- und Scharlachfarbe gleiches Namens zubereitet wird; und das in solcher Menge, daß, da zum wenigsten siebzigtausend solcher Insekten dazu gehören, um nur ein Pfund Cochenille zu verfertigen, gleichwohl in den neuern Zeiten jährlich über achtmal hunderttausend Pfund davon nach Europa versandt werden. Cochenille.

Eine andere schöne blaue Farbe lernte man aus der Indigopflanze zurichten, die zwar schon in ältern Zeiten aus Ostindien geholt wurde, aber in weit größerer Vollkommenheit in verschiedenen americanischen Ländern und Inseln, hauptsächlich in der mexicanischen Provinz Guatimala, gebauet worden ist. Indigo.

Der Cacaobaum, welcher, außer andern americanischen Ländern, vorzüglich in den Ebenen der südlichen Provinz Carracas, in ausnehmender Güte erzeugt wird, setzte die Spanier in den Stand, die Chocolate zu bereiten; dieses Getränk, welches sie und die übrigen Europäer so wohlschmeckend und nahrhaft befunden haben. Es besteht aus einem Teige von der Nuß oder Mandel des gedachten Baums; womit noch Zucker, Gewürze und Vanille, das heißt, die Schoten einer andern americanischen Pflanze, vermischt werden. Cacao.

Anderer nutzbaren americanischen Früchte nicht zu gedenken: so sind die Europäer diesem Welttheile insonderheit die Chinarinde oder Quinquina schuldig, deren herrliche Wirkungen auf die Stärkung oder Heilung des menschlichen Körpers erst in den neuesten Zeiten recht bewährt worden sind. Weil dieser Baum in Peru wächset: so nennt man dessen Rinde auch die peruvianische; und weil man sie sonst bloß in Fieberrinde.

Wechselfiebern kräftig befand, hat man ihr auch den Namen der Fieberrinde beygelegt. Doch sind es kaum hundert und funfzig Jahre, daß die Spanier mit den Eigenschaften dieser Rinde bekannt geworden sind. Nächst den eigenthümlichen Gewächsen von America, sind auch die natürlichen Schätze anderer Welttheile daselbst nach und nach sehr glücklich fortgekommen; wie, zum Beyspiel, das Zuckerrohr aus den canarischen Inseln; der Kaffeebaum aus Arabien; die Pferde aus Spanien. Die letztern haben sich sogar in Chili dergestalt veredelt, daß sie der berühmten andalusischen Zucht von Pferden vorgezogen werden. Das zahme europäische Vieh, besonders das Hornvieh, hat sich in America innerhalb einer kurzen Zeit so sehr vermehrt, daß endlich Heerden von vielen tausenden entstanden, die man frey und wild auf den fetten Weideplätzen, welche weitläuftige Landesstriche ausmachen, herumlaufen ließ. Man schlachtete sie seitdem nur wegen ihrer Häute, von denen eine unbeschreiblich große Anzahl nach Europa ausgeführt werden. Die Körper hingegen läßt man liegen: und sie werden von zahlreichen Haufen wilder Hunde und Geyer aufgefressen.

Folgen davon auf die Europäer überhaupt.

XXIII. Obgleich alle diese Vortheile anfänglich beynahe allein in den Händen der Spanier waren; so haben sich doch die Folgen dieser neuen Erwerbungen und Nutzungen allmählig, zum Theil ziemlich bald, in dem allgemeinen Zustande der europäischen Nationen geäußert. Die ungemeine Menge Goldes und Silbers, welche aus America in unsern Welttheil kam, erhöhte in kurzem alle Preise von Waaren, Arbeiten, und selbst von Le-

bens-

bensmitteln. Die Europäer sind zwar seitdem überhaupt weit reicher geworden, als ihre Vorfahren; aber unglücklicher Weise brauchen sie auch weit mehr Geld: und dieser Ueberfluß kann von unzähligen unter ihnen nicht leicht erworben werden. Hingegen ist auch durch die Entdeckung von America die Schifffahrt und Kaufmannschaft der Europäer so sehr ausgebreitet worden, daß sie die Handelschaft in der ganzen Welt an sich gezogen, und bis jetzt behauptet haben. Die Schätze der americanischen Bergwerke sind ihnen behülflich gewesen, die kostbaren Waaren von Ostindien leichter zu bezahlen. Neue Arten von Geschmack und Pracht sind seit dieser Zeit unter ihnen aufgekommen. Eine traurigere Wirkung aber von ihrer Bekanntschaft mit der neuen Welt ist diese gewesen, daß ihre Kriege sich sehr oft über alle vier Welttheile erstreckt haben, und selbst aus America entsprungen sind.

Entvölkerung von America und Einführung der Negern daselbst.

XXIV. Freylich suchten es die Spanier auf alle Weise zu verhüten, daß andere europäische Nationen keinen unmittelbaren Antheil an den von ihnen neuentdeckten Ländern und Reichthümern nehmen möchten. Aber ihre zu hastige Begierde, alles allein, und auf einmal an sich zu reißen, verführte sie zu manchen falschen Maaßregeln. Nach und nach verursachten sie es selbst, daß ein großer Theil der Europäer von diesen ihren Erwerbungen eben so viel und fast noch mehr Vortheil zog, als sie selbst; da sie unterdessen die neue Welt mehr plünderten und entvölkerten, als nützten. Sie hatten in ohngefähr funfzig Jahren viel weitläuftigere Länder, als ganz Europa ausmacht, durchzogen und eingenommen.

men. Ganz konnten sie dieselben mit Einwohnern nicht dergestalt besetzen, daß sie überall die Oberhand bekommen hätten. Anstatt aber sich neben einander niederzulassen, und beträchtliche Stücke Landes fleißig anzubauen, aus welchen sie immer weiter herum sich verbreiten konnten, theilten sie die unermeßlichen Landesstriche sogleich in Statthalterschaften. Acker- und Gartenbau schienen ihnen Arbeiten zu seyn, welche zu geringe Früchte hervorbrächten. Alle strebten nur nach Gold und Silber, zerstreueten sich deswegen ohne genugsame Ordnung und Verbindung, und nöthigten die Eingebornen, diese Metalle für sie aufzusuchen, mit solcher Anstrengung, daß viele tausend derselben darüber das Leben verloren. Andere beschwerliche Dienstleistungen, zu welchen die ungewohnten Americaner gezwungen wurden, die mit ihnen geführten Kriege, und die mancherley Grausamkeiten, durch welche die Spanier von ihnen Schätze erpreßten, kamen noch hinzu, um fast ganze Nationen zu vernichten. Man giebt, wenn man wenig rechnet, die Anzahl der Americaner, welche durch die Schuld der Spanier bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts umgekommen sind, auf zehn Millionen an. Auf den Inseln besonders, aber auch auf dem festen Lande, wurden die ursprünglichen Einwohner, gerade als die Spanier dieselben am nothwendigsten brauchten, größtentheils ausgerottet. Endlich sah man ein, wie nothwendig es sey, dem gänzlichen Aussterben der Americaner vorzubeugen. Allein der Bischof Las Casas, der die Drangsale derselben vor den königlichen Thron brachte, that, aus gutgemeynter Uebereilung, zu ihrer Milderung einen Vorschlag,

schlag, der andern Nationen desto schädlicher ward. Man kaufte, nach seinem Rathe, eine Anzahl africa- Seit dem J.
nischer Negern oder Schwarzen, und führte sie nach 1517.
America, wo sie in den Bergwerksarbeiten, beym Bau des Indigo, und anderer Erzeugnisse, wegen ihrer körperlichen Stärke weit tüchtiger waren, als die Americaner. Seitdem ist dieser Negern- oder Menschenhandel, die Schande der europäischen Gewinnsucht, an den africanischen Seeküsten immer fortgesetzt, und von andern Nationen noch mehr betrieben worden, als von den Spaniern. Die Europäer, welche in America Besitzungen haben, holen jährlich wenigstens sechszig-, bisweilen auch gegen hunderttausend von diesen unglücklichen Bewohnern der Küste von Guinea, welche sie für wollene Waaren oder Kattune, Branntwein, Eisenwaaren, Schießpulver, und dergleichen mehr, den Menschen etwan zu achtzig bis neunzig Thaler gerechnet, kaufen, und sie alsdann meistentheils gefesselt auf ihren Schiffen als Leibeigene in die neue Welt schleppen. Daselbst kömmt der größte Theil in kurzer Zeit, durch ihre harten Arbeiten, durch vieles andere Ungemach, das ihnen ihre Herren, wie einem Lastviehe, ausstehen lassen, und durch ihre Verzweifelung, ums Leben. Unterdessen genießen wir Einwohner von Europa sorglos den Kaffee, Zucker und andere americanische Erzeugnisse, in deren Pflanzungen diese unsere Mitmenschen jede Art von Elend erduldet, und ihren Tod beschleunigt haben. Wenn gleich aber diese Veranstaltung den Zustand der Americaner, oder der Indianer, wie sie noch immer genannt werden, erleichtert hat, die auch von Carln dem ersten für frey erklärt, oder ih-

rer bisherigen Leibeigenschaft entledigt worden sind; so blieben sie doch nur dienende Unterthanen der Spanier, deren Bedrückungen sie noch seitdem oft in einem hohen Grade empfunden haben. Das Christenthum, welches ihnen aufgedrungen worden ist, hat ihre Verfassung wenig gebessert. Man taufte sie zwar in der Geschwindigkeit zu Tausenden, sobald sie nur einige Neigung dazu merken ließen. Nachher aber klagte man darüber, daß sie nicht einmal einen Begriff von dieser Religion fassen könnten; und der Hang zum Heydenthum ist noch bis auf die neuern Zeiten bey ihnen sichtbar.

Philipp II. regiert über die Spanier.

XXV. Carl der erste, König von Spanien, unter dessen Regierung die großen americanischen Entdeckungen und Eroberungen erst zu Stande gebracht wurden, genoß gleichwohl die daraus fließenden Reichthümer noch wenig. Diese neuen Erwerbungen der Spanier, wobey die Anführer meistentheils mehr auf sich, als auf die königliche Gewalt, bedacht waren, Unordnungen aller Art, und darunter auch Bürgerkriege, stifteten, gelangten erst nach und nach zu einer guten und dauerhaften Einrichtung. Nachdem aber Carl die spanische Krone nebst den Niederlanden, den italiänischen Ländern, und den dazu gehörigen Besitzungen

Im J. 1556. in andern Welttheilen, seinem Sohne Philipp dem zweyten abgetreten hatte, um seine übrigen Tage in einem spanischen Kloster zur Vorbereitung auf die andere Welt anzuwenden: da fühlten es erst die übrigen europäischen Nationen, wie reich die Könige von Spanien geworden wären. Philipp war mit der Königinn von England, Maria, vermählt: und es hatte daher das Ansehen, als wenn auch dieses Reich

dereinst

dereinst mit dem spanischen Gebiete würde vereinigt werden. Allein der baldige Tod seiner Gemahlinn vereitelte diese Hoffnung. Hingegen war er gleich beym Antritte seiner Regierung im Kriege mit Frankreich desto glücklicher: und dieser erste Fortgang seiner Waffen gab den unruhigen, herrschsüchtigen und gewaltthätigen Gesinnungen, von welchen er belebt wurde, Muth und Nachdruck. Seine mehr als vierzigjährige Regierung war ein Zusammenhang von kriegerischen Unternehmungen; die aber einen sehr verschiedenen Erfolg hatten. Im J. 1558.

XXVI. Die Niederlande, welche erst durch seinen Großvater Philipp an Spanien gekommen waren, hatten viele besondere Rechte und Freyheiten; die auch, zur Unterhaltung der daselbst überaus blühenden Handelschaft und künstlicher Gewerbe, nützliche Dienste leisteten. Carl der erste suchte zwar bereits diese Vorrechte, zur Vergrößerung seiner Gewalt in diesen Ländern, zu vermindern. Sein Sohn aber, der eben so begierig nach einer unumschränkten Macht, nur nicht von so kluger Mäßigung war, wollte dieselben ganz aufheben, und veranlaßte dadurch den Verlust eines Theils der gedachten Länder. Da er überdieß die protestantische Lehre, die sich, unter dem Schutze jener Freyheit, in den Niederlanden stark ausgebreitet hatte, bis zu einer blutigen Verfolgung derselben haßte: so wünschte er desto mehr, dort ganz nach seinem Willen regieren zu können. Er traf also manche neue Einrichtungen, die theils den Freyheiten der Niederländer zuwider liefen, theils wider ihren Willen eingeführt wurden. Der niederländische Adel vereinigte sich hierauf in ein Bündniß, um die Im J. 1560.

Er nöthigt einen Theil der Niederländer, ihm den Gehorsam aufzusagen.

Abstellung seiner Beschwerden kräftig zu bewirken. Doch Philipp begegnete ihm nur verächtlich: und als es schon so weit gekommen war, daß kaum einige wenige Großen in den Niederlanden etwas für die Religions- und andere Freyheiten ihres Vaterlandes vorzustellen wagten, schickte er gleichwohl in dieses Land, welches von alten Zeiten her des Rechtes genoß, sich bloß durch eingeborne Kriegsvölker zu beschützen, ein
Im J. 1567. Heer von fast zehntausend spanischen Soldaten. Sein berühmter Feldherr, der Herzog von Alva, (oder Alba, wie man gemeiniglich dessen Namen schreibt,) vollzog mit diesem Kriegsheere treulich die Befehle seines Herrn. Er unterdrückte alle Freyheiten der Niederländer, und ließ viele tausend von ihnen, als vermeynte Ketzer oder Aufrührer, hinrichten. Eine große Anzahl derselben flüchtete sich in auswärtige Länder; andere aber vertheidigten sich mit den Waffen in der Hand gegen diese grausamen Bedrängnisse. In dem daraus entstandenen Kriege hatten zwar die Spanier zu Lande eine merkliche Uebermacht; auch fehlte es ihnen nicht an trefflichen Feldherren und tapfern Soldaten. Allein der unerschrockene Eifer der Niederländer für ihre Freyheit, und die Unterstützung, die sie aus andern Ländern erhielten, setzten sie in den Stand, immer mehr Land über die Spanier zu gewinnen. Noch mehr schadeten sie diesen durch ihre neuerrichtete Seemacht. Sie zernichteten den Seehandel der Spanier, nahmen ihnen die Schiffe mit den Schätzen der neuen Welt weg, die sie zur Führung des Kriegs so nothwendig brauchten, und eroberten auch viele ihrer Kriegsschiffe. Der mächtige und reiche Philipp sah

sich

sich genöthigt, indem er sie als Aufrührer bekriegte, ihnen doch die Handlung mit seinen Unterthanen, damit diese nicht an den nothwendigsten Waaren Mangel leiden möchten, mit stillschweigender Nachsicht bisweilen zu erlauben. Nach und nach kündigten ihm sieben niederländische Landschaften gänzlich den Gehorsam auf, und legten den Grund zu einem unabhängig freyen Staate. Er starb, nachdem er dreyssig Jahre hindurch vergebens mit unermeßlichem Aufwande versucht hatte, die Fehler seiner Härte und Unvorsichtigkeit in diesem Lande zu vergüten. Seit dem J. 1579.

XXVII. In andern Gegenden war Philipp glücklicher: wenigstens durch die Erreichung seiner Absichten; wenn gleich nicht immer zum Besten seiner Unterthanen und Nachbarn. Die Araber oder Mauren, welche in Spanien Mauriskken genennt werden, waren noch so zahlreich, daß sie in dem Königreiche Granada allein funfzigtausend streitbare Männer stellen konnten. Man hatte sie großentheils gezwungen, sich äußerlich zum Christenthum zu bekennen; allein diese gewaltsame Religionsveränderung konnte keine erwünschte Wirkung thun. Um den christlichen Glauben noch mehr unter ihnen auszubreiten, und sich ihrer Treue, gegen die man einen Argwohn hatte, stärker zu versichern, wurde befohlen, daß sie alle ihre Kinder in die christlichen Schulen zum Unterrichte schicken, auch sich ihrer angebornen Sprache und besondern Kleidung künftig nicht bedienen sollten. Diese neuen Zumöthigungen reizten die ohnedem schon erbitterten Mauren zur Empörung. Es kam zum Kriege, der bis ins dritte Jahr mit einer sonst ungewöhnlichen Wuth geführt wurde, Er bemächtigt sich des Königreichs Portugal. Im J. 1568.

und für die Spanier sehr gefährlich werden konnte, wenn die benachbarten Africaner ihren Landsleuten und Glaubensgenossen nachdrücklich beystanden. Endlich aber mußten sich die Mauren dem Könige unterwerfen, der sie in das Innere seines Reichs, fern vom Meere, versetzte, damit sie nicht so leicht, wie man immer befürchtete, in ein Verständniß mit den muhamedanischen Nationen treten möchten. — Da eine von diesen, die Türken, um gleiche Zeit auf dem mittelländischen Meere so mächtig zu werden anfiengen, daß die Spanier und andere an demselben wohnende Nationen Gefahr liefen, alle Sicherheit der Schifffahrt und des Seehandels zu verlieren: so widersetzte sich ihnen Philipp. Sein Stiefbruder,

Im J. 1571. flg. Johann von Oesterreich, ein berühmter Kriegsheld, erfocht mit einer Flotte von spanischen und andern Kriegsschiffen christlicher Fürsten oder Staaten einen wichtigen Sieg über die Türken. Er bemächtigte sich auch Tunis in Africa; aber diese und andere dortige Städte, welche die Spanier besaßen, wurden ihnen nachmals, bis auf Oran und Masalquivir, wieder abgenommen. — Bald darauf, eben da

Im J. 1581. sich sieben niederländische Landschaften gänzlich von Philipps Gehorsam losrissen, erwarb er sich mit geringer Mühe ein ansehnliches Königreich. Der König von Portugal war in einer Schlacht gegen die africanischen Mohren umgekommen, und sein Nachfolger auf dem Throne starb kurz darnach. Nunmehr erhoben sich Streitigkeiten über den rechtmäßigen Besitzer dieser Krone. Philipp machte auf dieselbe, wegen seiner Verwandtschaft mit der bisher über Portugal regierenden Familie, einen Anspruch.

Es

Es gab freylich andere, die noch ein näheres Recht daran hatten. Allein da er unter allen Mitbewerbern der mächtigste war, und gar bald über die Gränzen ein Kriegsheer in Portugal einrücken ließ, welches das ihm entgegengesetzte in die Flucht schlug: so gewann er dadurch das ganze Reich. Auch die großen und reichen Besitzungen der Portugiesen in andern Welttheilen, wie Brasilien in America, die Gewürzinseln, und ein Theil des festen Landes in Ostindien, die canarischen und andere Inseln, ingleichen beträchtliche Landesstriche in Africa, fielen zugleich unter Philipps Gewalt.

Seine Absichten auf England und Frankreich mißlingen.

XXVIII. Zwey andere Königreiche hingegen, England und Frankreich, entgiengen seinen Eroberungssüchtigen Bemühungen. Nachdem er durch den Tod seiner ersten Gemahlinn, der Königinn Maria von England, die Hoffnung verloren hatte, ihr Reich mit Spanien zu vereinigen, fand er bald allerley Vorwand, ihre Stiefschwester und Nachfolgerinn auf dem Throne, Elisabet, anzugreifen. Sie lehnte seinen Antrag, sich mit ihm zu vermählen, ab, und unterstützte vielmehr die Niederländer, welche ihre Freyheit gegen ihn mit den Waffen vertheidigten. Philipp, der sich deswegen rächen wollte, wurde auch von seinem Hasse wider die protestantische Religion, die nunmehr in England eingeführt war, angefeuert; nicht zu gedenken, daß der Papst sich die damals noch nicht überall lächerliche Freyheit genommen hatte, die Königinn wegen dieses ihres Glaubens in den Bann zu thun, und ihr Königreich einem katholischen Fürsten zu schenken. Man hatte noch in Europa keine so große und furchtbare Flotte von Kriegsschiffen ge-

sehen, als Philipp ausrüstete, um England zu erobern: daher nannte man sie die unüberwindliche. Ein zahlreiches Heer von Soldaten sollte zu gleicher Zeit in dem gedachten Reiche ans Land treten: und die Engländer waren der Macht der Spanier gar nicht gewachsen. Doch da die letztern im Seewesen lange so viele geschickte Uebung nicht hatten, als ihre Feinde: so thaten ihnen diese mancherley Abbruch. Der
Im J. 1588. Verlust, den die Spanier litten, wurde noch durch ihre Fehler vergrößert: und endlich kamen heftige Sturmwinde hinzu, welche diese prächtige Flotte größtentheils zu Grunde richteten. Sie büßte wenigstens zehntausend Menschen und funfzig oder noch mehr große Kriegsschiffe ein; nicht leicht war eine fast gewisse Hoffnung so gänzlich zerstört worden. Unterdessen nahm Philipp einen sehr standhaften Muth an, als er die Nachricht von dem Unglücke seiner Flotte bekam. Ich habe sie nicht wider die Sturmwinde geschickt, sagte er mit einer scheinbaren Gleichgültigkeit. Um gleiche Zeit, und noch lange nachher, gab er sich viele Mühe, die Zerrüttung von Frankreich, wo bürgerliche Kriege und Empörungen entstanden waren, zu vergrößern und zu unterhalten. Er stand den dortigen Aufrührern mit Gelde und Kriegsvölkern bey, um nach und nach das entkräftete Frankreich seinem Hause zu unterwerfen. Allein die Klugheit und Tapferkeit Heinrichs des vierten verhinderte dieses.

Spanien fängt unter Philipp II. an zu sinken.

XXIX. Ueberhaupt war Philipp in einer beständigen Bewegung, um Entwürfe zur Erweiterung seiner Macht und seines Gebiets anzulegen oder auszuführen. Die ihm näher liegenden Nationen haßten

ihn

ihn daher wegen seines unruhigen und herrschsüchtigen Geistes, gegen welchen sie sich immer vertheidigen mußten. Allein er wohnte seinen kriegerischen Unternehmungen nicht selbst bey, wie es sein Vater Carl so oft gethan, und dadurch mehr Leben und Geschwindigkeit in dieselben gebracht hatte. Philipp entfernte sich nicht leicht von Madrid, in welche Stadt er zuerst den Sitz der Könige von Spanien verlegte. Ob er gleich seiner Klugheit und Beharrlichkeit wegen berühmt war, auch unermeßliche Schätze, zahlreiche Kriegsheere und treffliche Feldherren gebrauchte, um seine Absichten zu erreichen; so fieng sich doch unter ihm der Verfall des spanischen Reichs an, das bis dahin vor allen andern europäischen hervorgeragt hatte. Im Vertrauen auf seine Reichthümer und Heere, unternahm er zu gleicher Zeit mehrere kostbare und größtentheils unglückliche Kriege. Dadurch erschöpfte er sein Land an Volke und Gelde, und endigte zween dieser Kriege nicht einmal mit seinem Leben. Er war einer von den Fürsten, welche sich das Ansehen gegeben haben, alles aus Eifer für die Religion zu thun, auch die Waffen zum Besten derselben zu ergreifen. Doch so viele ungerechte, grausame, oder aus einer bloßen Herrschbegierde und Eroberungssucht geflossene Handlungen, die er begangen hat, zeigen es deutlich, daß er den Schein der Frömmigkeit oft nur als ein Mittel angewandt habe, den großen Haufen besser leiten zu können. Er hat einiges zur Beförderung der Wissenschaften und Künste gethan. Von seiner Prachtliebe aber, die er mit andächtigen Gesinnungen vermischte, ist das herrliche Escorial noch jetzt

st. im J. 1598.

das vornehmste Denkmaal: dieses Kloster in einiger Entfernung von Madrid, mit welchem er auch eine Kirche, einen reichen Büchersaal, einen Begräbnißplatz und Wohnzimmer für das königliche Haus, verbunden hat. Kunst, Schönheit und Kostbarkeit von mehr als zwanzig Millionen Dukaten, sind allerdings an diesem Gebäude bewundernswürdig; allein an einem Orte, wo einsam lebende Mönche der Welt vergessen, oder wo Leichname verwesen sollen, ist doch das meiste von diesen Vorzügen unrecht angebracht.

Zustand der Wissenschaften und witzigen Künste bey den Spaniern im 16. Jahrhund.

XXX. Als Philipp der zweyte starb, waren ohngefähr hundert Jahre seit der Entdeckung der neuen Welt verflossen: und eben dieser Zeitraum ist der blühendeste für die spanischen Könige, ihr Reich, und ihre Nation gewesen, der seitdem nicht wieder gekommen ist. Es kommt auch hier nicht bloß auf den Zuwachs an Ländern, auf Macht, Reichthümer, allgemeines Ansehn in Europa, und kriegerische Thaten an; wiewohl die Spanier im sechszehnten Jahrhunderte auf allen diesen Seiten sich ungemein hervorthaten. Noch weit glücklicher als alles dieses war die neue Thätigkeit des Geistes, die sich unter ihnen regte, und von welcher sie sich theils vergrößerte, theils verbesserte Kenntnisse aller Art versprechen konnten. Durch die Bekanntschaft mit America hatten sie schon unbeschreiblich viel Neues und Wichtiges gelernt. Daß sie aber dasselbe nicht sogleich zu den edelsten Absichten zu nützen wußten, und sogar mißbrauchten, das hat man bereits oben gesehen. Fast um gleiche Zeit hingegen, seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, arbeiteten einige einsichtsvolle und freyer denkende Spanier daran, dasjenige,

jenige, was Ximenez zum Besten der Gelehrsamkeit versucht hatte, in einem weit größern Umfange zur Vollkommenheit zu bringen. Antonius von Nebrissa, in den neuern Zeiten Lebrija genannt, und Johann Ludwig Vives, waren die ersten und vorzüglichsten, welche den falschen Geschmack in den Wissenschaften unter den Spaniern, oder vielmehr die stolze Unwissenheit und seichte Halbgelehrsamkeit ihrer Landsleute, nicht allein herzhaft bestritten, sondern auch mit einer richtigern Art zu studieren, denken und schreiben, vertauschen lehrten. Es währte auch nicht lange, daß andere Spanier aufstanden, die, nach diesen Beyspielen, sich um die Wissenschaften wirklich verdient machten. So kann man den Benedictus Arias Montanus unter die ersten und gelehrtesten in diesem Lande rechnen, welche als Ausleger der heiligen Schrift berühmt geworden sind. Die Rechtsgelehrsamkeit, und das lehrreiche Studium des Alterthums, hatten dem dortigen Bischof Antonius Augustinus viel zu danken. Ein feiner und unterrichtender Witz fieng nun ebenfalls an, die Schriften der Spanier zu beleben, und selbst ihre Sitten zu reinigen. Unter ihren Edelleuten war seit langer Zeit eine gewisse abentheuerliche Tapferkeit, oder die herrschende Neigung eingerissen, auf Händel und Schlägereyen auszugehen, Gefahren ohne Noth zu suchen, und sich selbst zu schaffen; überhaupt aber einen kriegerischen Muth unaufhörlich zur Schau zu tragen, der nur im Dienste des Vaterlandes bisweilen erfordert wurde, und Statt dessen andere noch nöthigere Pflichten zu beobachten waren. Solche brausende und heiße Köpfe, die sich gewaltig viel auf ihre

Anton. v. Nebrissa. st. im J. 1522.

Vives. st. im J. 1540.

Arias Montanus, st. im J. 1598.

Anton. Augustinus. st. im J. 1586.

Bereitschaft einbildeten, alle Augenblicke den Degen zu ziehen, und ihren Mitbürgern durch diese Thorheit sehr beschwerlich fielen, wurden irrende Ritter genannt. Es fehlte auch bey andern Nationen nicht an denselben; ja man sieht sie noch jetzt, ohne diesen Namen, nicht selten an jungen unbesonnenen Leuten, welche bey einem leeren Kopfe, und ihrer Abneigung, denselben mit nützlichen Kenntnissen zu füllen, ihren ganzen Vorzug in der ungestümen Fertigkeit setzen, sich durch körperliche Stärke oder Behendigkeit auszuzeichnen. Jene ausschweifende Gesinnungen wurden auch insbesondere durch eine Menge von spanischen Rittergeschichten unterhalten, in welchen die Sucht nach Abentheuern als der Weg zum höchsten Ruhme abgebildet wurde. Diese falschen Begriffe von Tapferkeit und Ehre, machte Michael Cervantes in einem Roman, welchen er die Thaten des Don Quixote de la Mancha nannte, mit sinnreicher Spötterey lächerlich. Der Ritter, welchen er darinne auftreten läßt, sieht in der hitzigen Begierde zu fechten eine Windmühle für einen Riesen, eine Heerde Schaafe für ein Kriegsheer an. Er ist nicht nur ein verächtlich lustiges Urbild von vielen andern solchen Helden, die durch dieses Gemählde in Spanien ziemlich verringert wurden; sondern seine Geschichte dient auch zur Beschämung mancher Schwärmer, deren angefeuerte Einbildungskraft sie dem Außerordentlichen und Seltsamen vergebens nachlaufen läßt, anstatt daß sie ihre Gaben auf dem gewöhnlichen Wege mit andern Menschen bedachtsam nützen sollten. — Sonst war überhaupt das sechszehnte Jahrhundert das aufblühende Zeitalter der spanischen Beredtsamkeit und

Cervantes. st. im J. 1616.

und Dichtkunst, welche nun in mannichfaltigen Gattungen glänzten.

XXXI. Eine so glückliche Wendung, welche die Wissenschaften und feinern Künste bey den Spaniern nahmen, konnte die fruchtbarsten Folgen zur Aufklärung der ganzen Nation, und Tilgung unzähliger Irrthümer oder Mißbräuche, nach sich ziehen, wenn noch die edle Freyheit des Geistes im Denken und Nachforschen hinzukam, und das Joch des Aberglaubens abgeworfen wurde, unter welchem diese Nation mit so vielen andern seufzete. Auch dazu bot sich ihr zu gleicher Zeit eine erwünschte Gelegenheit dar. Die Religions- und Kirchenverbesserung, welche die Deutschen im sechszehnten Jahrhunderte stifteten, drang noch vor der Mitte desselben durch Schriften und mündlichen Unterricht in Spanien ein. Sogar gelehrte spanische Geistliche, welche der König Carl nach Deutschland hatte kommen lassen, um den Fortgang jener kirchlichen Verbesserung durch ihre beredten Widerlegungen zu hindern, kamen in ihr Vaterland, ganz eingenommen von den Grundsätzen jener Verbesserung, oder, welches einerley ist, jener Wiederherstellung des alten Christenthums, zurück. Sie breiteten solche daselbst mit so vielem Beyfall aus, daß es das Ansehen hatte, die allermeisten Spanier würden sich dieses neue Licht begierig zueignen. Aber nun eilten auch die Inquisitoren oder Ketzerrichter in Spanien, und alle dortige Geistliche, denen mehr an der Beybehaltung ihrer Herrschaft über die Christen, als an einer gereinigten Religion, gelegen war, alle diejenigen unerbittlich zu verfolgen, welche sich für die letztere erklär-

Die Religionsverbesserung wird in Spanien durch Lebensstrafen hintertrieben.

Um das J. 1550. fg.

klärten. Eine große Anzahl derselben, worunter ansehnliche Geistliche, Mönche, andere Gelehrte und Leute von allerley Stande, selbst Frauenspersonen waren, wurde auf Befehl der Inquisitoren lebendig verbrannt. Ihr Hauptverbrechen war, die heilige Schrift oder Bücher der Protestanten gelesen, und daraus geläuterte Begriffe von der Religion angenommen zu haben. Der König Philipp, der auch in dem elenden Wahne stand, daß der Eifer für die angeerbte Religion blutgierig seyn müsse, billigte und beförderte diese Gewaltthätigkeiten. So gelang es zwar den wütenden Geistlichen, durch die Ermordung ihrer Mitchristen, die ersten Lehrer und Bekenner eines mit christlicher Freyheit geprüften Glaubens aus dem Wege zu räumen; unzählige andere, die demselben geneigt waren, in Furcht zu erhalten, und ihre Macht von neuem zu befestigen. Allein für die Spanier gieng dadurch die erwünschte Gelegenheit, den Zustand ihrer Religion ohne allen Zwang zu untersuchen, eine wohlthätige Verträglichkeit bey sich einzuführen, auch sehr viel anderes damit verwandtes Gute zu stiften, verloren: und sie ist seitdem nicht wieder gekommen.

Die Günstlinge der Könige regieren über Spanien.

XXXII. Wenn gleich aber die Spanier unter Philipps des zweyten Regierung lange nicht so weit in dem Anbau ihrer Geisteskräfte kamen, als sie nach den günstigen Veranlassungen dieser Zeit hätten gelangen können; so war doch ihr Fortschreiten in Wissenschaften, Künsten, Gewerbe und Schifffahrt, größer als jemals vorher. Sie litten zwar durch die unaufhörlichen und unglücklichen Kriege dieses Fürsten nicht wenig. Allein da er doch selbst, und

mit

mit scharfer Aufmerksamkeit, die Staatsverwaltung führte: so konnte der innere Zustand seines Reichs nicht allzusehr verschlimmert werden, und vielen Gebrechen desselben wurde leichter abgeholfen. Ganz anders hingegen gieng es in den nächsten hundert Jahren, unter seinen drey Nachfolgern. Zu schwachsinnig und zu bequem, um selbst zu regieren, überließen sie sich, ihre Geschäfte, Länder und Unterthanen, ihren Staatsbedienten und Günstlingen, die nicht einmal hinlängliche Fähigkeit zur Regierung besaßen, und überdieß ihre Gewalt und ihren Eigennutz allem andern vorzogen. Die schlechte Erziehung dieser Könige war hauptsächlich Schuld an einem so großen Fehler, den sie begiengen. Denn die Geistlichkeit gewöhnte sie in ihrer Jugend nur an eine abergläubische Cärimonienmäßige Frömmigkeit; von der Kenntniß der Menschen und von Regierungsangelegenheiten wurden sie entfernt; dafür aber fand sich stets einer oder der andere ihrer Hofbedienten, der sich vollkommen in ihre Neigungen zu schicken, und ihnen zu allerley, auch wohl zu geheimen Vergnügungen, unerlaubten Vorschub zu thun wußte. Und eben diesem vertrauten sie, wenn sie den Thron bestiegen, die ganze Ausübung ihrer Gewalt, zufrieden, daß ihnen derselbe die beschwerlichen Sorgen für das Wohl des Landes abnahm.

Die Mohren werden aus Spanien verjagt.

XXXIII. So war Philipp der dritte, Sohn und Nachfolger Philipps des zweyten, zwey und zwanzig Jahre hindurch dem Namen nach König. Eigentlich aber führte der Herzog und nachmalige Cardinal von Lerma, gegen zwanzig Jahre die Regierung nach seinem Gefallen. Er vertheilte die wich-

tigsten

tigsten Bedienungen des Staats und ungeheuer große Einkünfte unter sich und seine Freunde. Jedoch zu gleicher Zeit fehlte es den königlichen Feldherren, welche den Krieg mit den vereinigten Niederländern fortsetzten, oftmals an Gelde, um den Soldaten ihren Sold zahlen zu können. Diese empörten sich daher häufig, und vereinigten sich mit dem Feinde. Der Krieg aber nahm überhaupt einen so unglücklichen Lauf, daß der spanische Hof, um sich von seinem Verluste und seinem Aufwande zu erholen, genöthigt ward, mit den vereinigten Niederländern einen
Im J. 1609. zwölfjährigen Stillstand einzugehen, durch welchen sie schon als eine unabhängige Nation angesehen, und in den Stand gesetzt wurden, ihre völlige Freyheit leichter zu behaupten. Dieser Krieg, und andere, die mit England und Frankreich ehemals so lange gedauert hatten, waren schon der Bevölkerung von Spanien überaus schädlich geworden. Durch die Auswanderung vieler tausend Spanier nach America, wohin sie von der Goldbegierde fortgerissen wurden, hatte ihr Vaterland gleichfalls eine Menge Menschen verloren, und verlor sie noch täglich, weil die spanischen Besitzungen in jenem Welttheile Befehlshaber, Soldaten, und andere Einwohner in großer Anzahl erforderten. In Spanien selbst war die Geistlichkeit so überaus zahlreich, und im Besitze so weitläuftiger Ländereyen, daß auch von dieser Seite die Bevölkerung mehr abnehmen als verstärkt werden mußte. Einen neuen Zuwachs konnte sie in diesem Reiche desto weniger erhalten, da die Gemüthsart der Spanier für Fremde nicht sehr anlockend ist, und besonders jedermann den Verfolgungen

gen

gen der Geistlichkeit ausgesetzt war, der nur einigermaßen einer Abweichung von dem herrschenden Glauben verdächtig wurde. Gleichwohl beraubte der Herzog von Lerma das an Einwohnern immer ärmer werdende Spanien muthwillig beynahe einer Million Menschen. Er brachte den König dahin, daß er fast alle Mohren oder sogenannte Moriſken aus seinem Reiche vertrieb. Im J. 1609. Diesen schädlichen Rath hatte hauptsächlich die Geistlichkeit unter dem Vorwande gegeben, daß die Mohren ungetreue und stets zur Empörung geneigte Unterthanen wären, auch im Herzen immer noch dem muhamedanischen Glauben anhiengen, und ihn sogar insgeheim ausübten, wenn sie gleich öffentlich sich als Christen stellten. Allein wenn auch etwas von diesen Vorwürfen, besonders von dem letztern, gegründet war: so lag die Schuld an den christlichen Geistlichen, welche diese Nation gezwungen hatten, ihre Religion anzunehmen. Die Mohren wurden also, unter vielerley Drangsalen, genöthigt, Spanien größtentheils zu verlassen, und vornehmlich nach Africa überzugehen. Nicht wenige von ihnen verloren dabey das Leben; man behielt auch wider ihren Willen eine Menge von ihren Kindern zurück, die man im Christenthum auferziehen ließ. Vergebens thaten selbst die Stände der Landschaft Valentia, und einige Großen, Vorstellungen gegen diesen unbesonnenen Eifer. Hierauf genossen zwar die meisten Spanier das eingebildete Vergnügen, ihr Vaterland von den Ungläubigen gereinigt zu sehen. Aber die merklichere Entvölkerung desselben, und die Philipp III. Einbuße so vieler arbeitsamen Einwohner bey dem st. im J. 1621. Ackerbaue und mancherley Handgewerbe, sind

Folgen jener Vertreibung, welche man in Spanien noch immer empfindet.

Spanien verliert die vereinigten Niederlande, Portugal, und andere Besitzungen.

XXXIV. Philipps des dritten schlechte Regierung diente seinem Sohne Philipp dem vierten so wenig zur Warnung, daß er vielmehr durch gleiche Fehler seinem Hause und Reiche noch mehr Unglück zufügte. Da er in einem Alter von sechszehn Jahren König wurde, und das Vergnügen weit über alle Geschäfte liebte: so wußte sein Liebling, der Graf von Olivarez, bald die ganze Staatsverwaltung an sich zu ziehen. Um seinen Fürsten desto mehr abzuschrecken, daß er an derselben keinen genauern Antheil nehmen möchte, erschien er in den Stunden, welche zur Unterschrift der königlichen Befehle ausgesetzt waren, durchaus mit Bittschriften und andern Papieren beladen, indem er nicht allein eine Menge derselben in den Händen trug, sondern auch Busen, Degengehänge und Hut damit besteckt hatte. Bey diesem Anblicke entsetzte sich Philipp vor einer solchen Last von Arbeiten, und überließ sich desto ungebundener den Ergötzlichkeiten, woran es ihm sein Staatsbedienter niemals mangeln ließ. Nachdem er zwey und zwanzig Jahre lang den Olivarez an seiner Statt hatte regieren lassen, sah er sich endlich zwar genöthigt, ihm den Abschied zu geben, weil während dieser Zeit der Zustand des Reichs und der Nation sich immer verschlimmert hatte, auch das Mißvergnügen der Unterthanen allgemein geworden war. Allein der seit mehr als einem halben Jahrhunderte erlittene Schaden war unersetzlich groß; besonders da Spanien zugleich in mehrere innerliche und auswärtige Kriege verwickelt war. Der König machte einige schwache Versuche, die

Reichs-

Reichsangelegenheiten selbst zu besorgen; und der Staatsbediente, dem er sie bald darauf übertrug, Don Ludwig von Haro, konnte, ohngeachtet seiner Klugheit, dieselben nicht in einen blühendern Zustand herstellen. Mithin blieb Philipps vier und vierzigjährige Regierung vom Anfange bis zum Ende unglücklich. Der mit den vereinigten Niederländern erneuerte und noch über zwanzig Jahre geführte Krieg war so fruchtlos, daß sie endlich von Spanien für einen freyen Staat erkannt werden mußten. Ein fünf und zwanzigjähriger Krieg mit Frankreich endigte sich durch den Verlust der Grafschaft Roussillon, und eines beträchtlichen Stücks der Niederlande. Eben daselbst nahmen die Engländer den Spaniern die wichtige Seestadt Dünkirchen, und in America die ansehnliche Insel Jamaica weg, die wegen ihrer Nähe an einigen der vornehmsten spanischen Besitzungen, in den Händen ihrer Feinde für sie so schädlich geworden ist. Die Portugiesen, welche seit sechszig Jahren unter die Botmäßigkeit der Spanier gerathen waren, und darunter viel gelitten hatten, rissen sich plötzlich von derselben los. Sie wählten sich einen einheimischen Prinzen zum Könige; ohne daß es den Spaniern möglich gewesen wäre, sie durch einen mehr als zwanzigjährigen Krieg zu bezwingen. Auch in den alten spanischen Provinzen wurden die Empörungen häufig, indem sich die Einwohner derselben über drückende Auflagen und Uebertretungen ihrer Freyheiten beschwerten. So ergab sich insonderheit Catalonien an Frankreich, und konnte kaum nach vielen Jahren zum Gehorsam zurückgebracht werden.

Im J. 1648.

Im J. 1659.

Im J. 1640

Philipp IV. st. im J. 1665.

Mit Carln II. hört das Haus Oesterreich auf, über Spanien zu regieren.

XXXV. Jetzt, da Carl der zweyte seinem Vater Philipp dem vierten auf dem Throne nachfolgte, befand sich Spanien in einer ungemeinen Entkräftung. Unglücklicher Weise war er nur erst fünf Jahre alt; seine Mutter machte sich durch die große Gewalt, welche sie einem deutschen Jesuiten in der Regierung einräumte, bey den Reichsständen verhaßt, und der herrschsüchtige, mächtige, aber auch sehr geschäftige Nachbar von Spanien, der französische König Ludwig der vierzehnte, nützte diese Verfassung des Reichs zu dessen Nachtheil. Er griff es mehrmals und von verschiedenen Seiten an; ein Theil der Niederlande und die Grafschaft Burgund giengen auch wirklich verloren. Daß aber die Spanier nicht auch alles übrige in den Niederlanden einbüßten, das hatten sie dem Beystande der Engländer und vereinigten Niederländer zu danken. Als Carl es versuchte, die Regierung selbst zu übernehmen, entstanden an seinem Hofe selbst darüber traurige Unruhen. Aus kindlicher Ehrerbietung gegen seine Mutter, welche ihre Gewalt nicht fahren lassen wollte, blieb er unentschlossen. Ein gewaffnetes Bündniß der Großen wider dieselbe, nöthigte sie zwar, sich der Regierung zu begeben; allein sie bemächtigte sich derselben wieder, und behauptete über ihren Sohn, bis wenige Jahre vor seinem Tode, einen wirksamen Einfluß. Er durfte sich auch seines Stiefbruders, des Don Juan, oder Prinzen Johann, eines staatsklugen und tapfern Herrn, nicht, wie er wünschte, bey der Reichsverwaltung bedienen. Carl war am Geiste und Körper schwach. Da er keine Kinder erhielt, und sich seinem Ende näherte: wurden von den übrigen europäischen Fürsten viele Berath-

schla-

schlagungen darüber angestellt, wer sein Nachfolger auf dem Throne werden sollte. Er selbst aber ernannte kurz vor seinem Tode den Enkel Ludwigs des vierzehnten, Philipp, Herzog von Anjou, zum künftigen Könige von Spanien. Mit ihm endigte sich die Reihe der österreichischen Fürsten, welche dieses Reich zweyhundert Jahre hindurch beherrscht hatten. Carl II. st. im J. 1700.

XXXVI. Es war freylich von seiner ehemaligen Hoheit so tief herabgesunken, daß aus dem reichsten Staate einer der ohnmächtigsten und verächtlichsten geworden war: zu einem Beweise, daß die größten Schätze von Gold und Silber, der weitläuftigste Umfang von Ländern, allein weder Stärke noch Glückseligkeit verschaffen können, wenn nicht eine weise Regierung den gemeinnützigsten Gebrauch davon zu machen, und auch die Unterthanen dahin zu leiten versteht. Zwar hatten sich die rühmlichen Eigenschaften, wodurch die Spanier ehemals so angesehen geworden waren, nicht völlig verloren; aber der bürgerliche Verfall des Staats zog, wie immer, also auch bey ihnen, eine gewisse Entnervung und beynahe Einschläferung der wichtigsten Gaben und Fertigkeiten nach sich. Ob sie gleich noch stets die Ehre einer tapfern und kriegerischen Nation behaupteten, auch ihr Fußvolk insonderheit, dessen spanischer Name Infanteria nach und nach allgemein wurde, bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, zu dem besten in Europa gehörte; so genossen sie doch keiner Aufmunterung mehr, um sich mit den Waffen hervorzuthun. Ihre Könige führten sie nicht mehr selbst gegen die Feinde an; nicht einmal ihr

Zustand der Spanier im 17. Jahrh.

Kriegswesen.

ihr Sold wurde richtig ausgezahlt; ihre trefflichen Feldherren fanden keine Unterstützung vom Hofe; sie verringerten sich auch immer mehr, und die neuen Verbesserungen der Kriegskunst wurden langsam oder gar nicht aufgenommen.

Handelschaft. Zur Handlung und Schifffahrt hatten die Spanier, vorzüglich seit der Besitznehmung von America, einen fast unwiderstehlichen Antrieb in so vielen natürlichen Vortheilen ihres Vaterlandes. Daher besaßen sie gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts über tausend Kauffahrteyschiffe, mithin mehr als irgend eine andere Nation in den damaligen Zeiten. Der Hof hatte auch solche Anstalten getroffen, daß sie allein, ohne den geringsten Antheil anderer Europäer, den ganzen Handel und Gewinn mit den Waaren ihrer americanischen Pflanzstädte genießen sollten. Diese Handelschaft wurde aus einem einzigen Hafen, nämlich aus Sevilla, oder genauer zu reden, (weil diese Stadt in einer ziemlichen Entfernung von der See, am Flusse Guadalquivir liegt,) aus dem Hafen San Lucar an der Mündung des gedachten Flusses, getrieben. Hier liefen die Gallionen, oder die großen bewaffneten Schiffe, mit den Gütern von America ein, um auf dem Flusse weiter nach Sevilla geschafft zu werden. Allein diese und andere Einschränkungen des Handels bereicherten nur eine kleine Anzahl Spanier, und hinderten eine überflüßige und billige Vertheilung der Waaren beyder Welttheile. In den unglücklichen Kriegen vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts an, wurde die spanische Handelschaft, besonders zur See, beynahe zu Grunde gerichtet. Die Feinde der Nation nahmen ganze Silberflotten, die aus America

kamen,

kamen, weg, und verwüsteten oder eroberten spanische Länder daselbst. Da die Spanier von dieser Seite immer muthloser und unthätiger wurden, auch sich außer Stand sahen, ihre ungeheuren Länder in jenem Welttheil mit europäischen Erzeugnissen und künstlichen Arbeiten zu versorgen, eben so wenig aber von ihrem Hofe angefrischt wurden, ihre Geschäftigkeit, wie es gar wohl möglich war, so hoch zu treiben: so begnügten sie sich damit, daß sie großentheils die Waaren anderer europäischer Nationen nach America verführten, und für eine mäßige Belohnung denselben ihr meistes Gold, Silber und andere Hauptvortheile des Handels überließen. Diese Nation blieb dem ohngeachtet immer sehr reich; allein eben ihr Reichthum an edeln Metallen verführte sie, den noch weit wichtigern, welchen Ackerbau und Manufakturen erwerben, zu vernachläßigen; wodurch sie in der That arm wurde.

Religion, Wissenschaften und witzige Künste.

XXXVII. Andere Schätze, die mehr dem Geiste eigen sind, wurden von den Spaniern im sechszehnten Jahrhunderte noch sparsamer eingesammelt. Nachdem der alles versprechende Zeitpunkt der Wiederherstellung der Wissenschaften und der Kirchenverbesserung für die Spanier durch ihre Geistlichkeit ziemlich fruchtlos geworden war, fiel das Gebäude, welches sie im sechszehnten Jahrhunderte durch gelehrte und freyere Nachforschungen zu errichten angefangen hatten, im siebzehnten fast gänzlich wieder über den Haufen. Sie gehorchten ihren geistlichen Oberherren mit eben so vieler Furcht und Unterthänigkeit, als hundert Jahre früher, da noch an kein Wiederaufleben der christlichen Freyheit gedacht wurde. Die Inquisition,

sition, oder das Ketzergericht, wußte es wohl zu verhüten, daß die spanischen Gelehrten sich nicht unterstanden, im geringsten anders zu denken, zu lehren und zu schreiben, als es ihnen vorgeschrieben war. Sie stellte zuweilen ein sogenanntes Auto da Fe, oder eine Handlung des Glaubens an, wie sie es zur wahren Beschimpfung des christlichen Glaubens nannte. Das heißt, sie ließ öffentlich, unter einem andächtig scheinenden Gepränge, eine Anzahl Unglücklicher, auf deren Rocke von grauer Leinwand Teufel, Flammen und Feuerbrände, und ihr Kopf mitten dazwischen, gemahlt waren, wegen Schuld gegebener Ketzerey, oder weil sie vom Christenthum abgefallen seyn sollten, oder als Zauberer, andern zur schrecklichen Warnung verbrennen. Die Gewalt dieses abscheulichen Gerichts war im Grunde unumschränkter, als des Königs seine, der demselben bey der Verfolgung seiner Unterthanen gar nicht Einhalt thun, sondern dessen Aussprüche nur bestätigen konnte, sogar den sogenannten Glaubenshandlungen größtentheils beywohnen mußte. Es gab also zwar Gelehrte genug in Spanien, und darunter auch einige scharfsinnige und nützliche Schriftsteller; aber nur nicht in solchen Wissenschaften, deren edle Bearbeitung den Aberglauben vertilgen, die Menschen mit ihren würdigsten Rechten bekannter machen, und ihre Begriffe von der Religion reinigen kann: wie in der Philosophie und Theologie. Die spanischen Theologen und Philosophen standen in dem Ruf, daß sie unter allen in ihrer Kirche die spitzfindigsten, oder unerschöpflich in solchen Untersuchungen und Fragen wären, die zwar schwer, aber wenig lehrreich sind, und höchstens nur den Nutzen ha-

ben, daß hergebrachte Lehrsätze und Meynungen unveränderlich bestimmt und beybehalten werden. In der Geschichtbeschreibung erlangte der spanische Jesuit Mariana einigen Ruhm. Mühsame Nachforschungen wurden auch über andere Theile der Gelehrsamkeit angestellt; aber überall fehlte der freye, erfinderische, alle Vorurtheile verachtende Muth, der damals bey den meisten andern europäischen Nationen so viele treffliche Köpfe begeisterte. Die Künste des Witzes schienen mehr als alles übrige in diesem Jahrhunderte unter den Spaniern zu blühen. Besonders hatten sie eine ungemeine Menge Gedichte fast von aller Art, worunter nicht wenige durch glückliche Erfindung, sinnreiche Gedanken, lebhafte und mannichfaltige Bilder, eine reizende Abschilderung menschlicher Leidenschaften und Sitten, auch andere Schönheiten, nicht allein in ihrem Vaterlande gefielen, sondern zum Theil sogar von Ausländern nachgeahmt wurden. Doch eben diese spanischen Dichter überließen sich oft einer ausschweifenden Einbildungskraft, und suchten, anstatt die weisen Regeln zu beobachten, durch welche dieselbe im Zaum gehalten werden muß, ungeheure, seltsame, schimmernde Zierrathen, einen gekünstelten und schwülstigen Ausdruck, ohne Wahrheit und Natur, anzubringen. Derjenige Dichter, den die Spanier am meisten bewundert haben, Lopez de Vega, ist in eben solche Fehler gefallen. In der Absicht, mehr viel, als in einer gewissen Vollkommenheit, zu schreiben, wurde er freylich der fruchtbarste unter allen Dichtern, die jemals gelebt haben. Er hat achtzehnhundert Stücke für die Schaubühne, noch vierhundert geistliche

Mariana. st. im J. 1624.

Lopez de Vega. st. im J. 1635.

Schauspiele, in welchen die Spanier bis auf unsere Zeiten biblische Geschichten, und Religionsmaterien überhaupt, vorzustellen pflegen, auch noch einen Haufen anderer Gedichte hinterlassen. Allein er beleidigte den feinen Geschmack eben so oft, als er ihn getroffen hat: und man bedauert es mit Rechte, daß ein Mann, der so große dichterische Gaben besaß, nur geeilt hat, Leser von mittelmäßigen Fähigkeiten mit leichter Mühe zu belustigen.

Vierter Zeitraum.

Von dem Aussterben des österreichischen Hauses auf dem spanischen Throne, der Regierung des Hauses Bourbon, und dem Anfange eines neuaufblühenden Wohlstandes der Spanier, bis auf unsere Zeiten.

Vom J. 1701 bis zum J. 1782.

Ein Zeitraum von fast hundert Jahren.

I.

Der spanische Erbfolgekrieg zwischen Philippen und Carln.

Derjenige Zweig des Hauses Oesterreich, der seit Philipp dem zweyten auf den spanischen Thron gekommen war, hatte zwar mit Carln dem zweyten, gleich im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, sein Ende erreicht. Aber ein anderer Zweig dieses Hauses, der eben so lange den deutschen kaiserlichen Thron besaß, und an Prinzen fruchtbar war, konnte nunmehr an das spanische Reich sehr gegründete

dete Ansprüche machen. Gleichwohl übergieng Carl, entweder aus Abneigung, oder durch schlaue Vorstellungen gewonnen, diese seine nächsten Anverwandten in seinem letzten Willen. Er ernannte vielmehr einen Enkel seiner Schwester, die mit dem Könige von Frankreich, Ludwig dem vierzehnten, vermählt gewesen war, Philippen, Herzog von Anjou, zu seinem Nachfolger. Dieser nahm das ihm angebotene Glück sogleich unter dem Namen Philipps des fünften an, und sein Großvater unterstützte ihn so mächtig, daß er die Regierung des ganzen spanischen Reichs ruhig antreten konnte. Allein in kurzem Im J. 1701. wurde er von dem Kaiser Leopold, dem Oberhaupte des Hauses Oesterreich, in Italien angegriffen. Mit demselben vereinigten sich nach und nach wider Philippen und dessen Großvater Ludwig die allermeisten deutschen Reichsstände, England, die vereinigten Niederlande, Portugal und Savoyen. Dieser spanische Erbfolgekrieg, wie man ihn genannt hat, wurde, ausser Italien, auch in Deutschland, in den Niederlanden, in Spanien, zur See, und bis in die andern Welttheile, geführt. Der jüngere Sohn des Kaisers, der sich Carln den dritten, König von Spanien, nannte, kam selbst auf einer Flotte der gedachten Seemächte nach Spanien; auch gewann seine Parthey, mehrere Jahre nach einander, fast überall die Oberhand. Allein die Standhaftigkeit Philipps und seiner Gemahlinn; die treue Ergebenheit der meisten Spanier gegen ihn; ihr Unwillen über so viele ausländische Kriegsvölker, welche in ihrem Vaterlande für Carln fochten; diese und andere Ursachen erhielten Philippen noch immer auf dem sehr wankenden Throne. Endlich

Im J. 1711. lich da Carl Kaiser geworden war, fanden es seine vornehmsten Bundsgenossen, besonders die Engländer, nicht rathsam, daß er mit dieser Würde und allen Erbländern der deutschen Linie des österreichischen Hauses, auch noch alle Länder der spanischen Monarchie verbinden, und dadurch eine gewaltige Uebermacht vor allen europäischen Fürsten behaupten sollte; da er hingegen, wenn sein älterer Bruder, der Kaiser Joseph, länger gelebt hätte, nach ihrer Absicht nur die gedachte Monarchie erhalten haben würde.

Philipp V. behauptet die spanische Krone. J. 1713.

II. Sie stifteten also einen Friedensschluß zu Utrecht in den vereinigten Niederlanden, durch welchen Philipp auf dem spanischen Throne befestigt, zugleich aber genöthigt wurde, allen Rechten zu entsagen, die er als ein Prinz des Hauses Bourbon an das französische Reich hatte. Obgleich also nunmehr das genannte Haus sowohl über die Franzosen, als über die Spanier, herrschte; so wollte man es doch verhüten, daß diese beyden Reiche niemals unter die Gewalt Eines Fürsten kämen. In der That schicken sich auch beyde Nationen nicht wohl zu einer solchen Verfassung. Der alte Widerwillen zwischen den Spaniern und Franzosen, der nicht allein durch viele Kriege derselben mit einander, sondern auch durch die große Verschiedenheit ihrer beyderseitigen Gemüthsart, aufgewachsen und unterhalten worden ist, hat sich zwar seit der Gelangung eines französischen Prinzen auf den spanischen Thron etwas vermindert; und Ludwig der vierzehnte sagte daher zu seinem Enkel, als er Abschied von ihm nahm: Nun giebt es keine Pyrenäen mehr! das heißt, keine Scheidewand zwischen beyden Nationen. Allein er ist doch lange

noch

noch nicht ganz aufgehoben worden. Philipp erhielt auch nicht das völlige bisherige Gebiet des spanischen Reichs. Er mußte in Spanien selbst die wichtige Seestadt Gibraltar, und nicht weit von der spanischen Seeküste, die Insel Minorca, an die Engländer; die spanischen Besitzungen aber in den Niederlanden und Italien, wie das Herzogthum Meyland und das Königreich Neapel, ingleichen die Insel Sardinien, an das Haus Oesterreich; endlich Sicilien an den Herzog von Savoyen abtreten, welcher diese Insel in der Folge mit jener vertauschte, und König von Sardinien wurde. Nach einigen Jahren versuchte es Philipp der fünfte, diese abgerissenen Länder wieder an Spanien zu bringen. Seine zweyte Gemahlinn, Elisabet, Prinzessinn von Parma, und vornehmlich sein Staatsbedienter, der Cardinal Alberoni, ein geborner Italiäner, waren es eigentlich, welche damals sehr weit aussehende Entwürfe machten, um beynahe den ganzen Zustand von Europa, zum Besten Spaniens, zu ändern. Doch alles mißlang: und Alberoni, ein großer und kühner Geist, der einen ziemlich festen Grund zur neuen Aufnahme des Seewesens, der Kriegsmacht, des Handels und des Ackerbaues in Spanien gelegt hatte, wurde deswegen aus dem Reiche verwiesen. Im J. 1717.

III. Spanien fuhr indessen doch fort, sich in verschiedenen Theilen seiner innern Verfassung zu bessern. Die Klugheit und der Muth der Königinn trugen, nebst einigen geschickten Staatsbedienten, das meiste dazu bey; besonders auch zu dem neuerworbenen Ansehen, welches dieses Reich bey den übrigen europäischen erhielt. Der König selbst nahm an der Regie- Er legt die Regierung nieder, und tritt sie wieder an. Im J. 1724.

Regierung so wenigen Antheil, daß er vielmehr aus Ueberdruß, bey einem kränklichen Körper, und aus zugleich andächtigen Trieben, dieselbe niederlegte, da er erst ein und vierzig Jahre alt war. Sein Sohn Ludwig wurde hierauf, in einem Alter von siebzehn Jahren, an seiner Statt König, und machte der Nation die angenehmsten Hoffnungen. Da er aber nach sechs Monaten bereits starb, übernahm Philipp die Staatsverwaltung, dem Namen nach, von neuem. Denn wirklich war sie auch die übrigen zwey und zwanzig Jahre seines Lebens hindurch meistentheils in den Händen seiner Gemahlinn, und der ihr ergebenen Staatsbedienten. Allein sie wurde nicht ohne Nutzen und Ruhm für Spanien geführt. Die Königinn, welche es sich zur Hauptabsicht gemacht hatte, die Macht dieses Reichs in Italien, ihrem Vaterlande, wiederherzustellen, brachte es anfänglich dahin, daß ihr Prinz Carl, oder im Spanischen Don Carlos genannt, den Besitz der beyden Herzogthümer Parma und Placenz erlangte. Bald darauf fand sich die günstige Gelegenheit, dem Kaiser das Königreich beyder Sicilien zu entreißen. Carl wurde von seinem Vater zum Könige desselben erklärt, im Friedensschlusse allgemein dafür erkannt, und gab dagegen dem Kaiser die gedachten beyden Herzogthümer zurück. Es wurde zwar zugleich ausgemacht, daß das Königreich Sicilien niemals wieder an die spanische Monarchie fallen sollte; allein da es doch wieder einem spanischen Prinzen gehörte, konnte eine solche Verbindung nicht ganz aufgehoben werden. Nach dem Tode des Kaisers Carls des sechsten nahm Philipp der fünfte an dem österreichischen Erbfol-

Philipp V. st. im J. 1746.

Im J. 1731.

Im J. 1734.

Im J. 1735. Ein spanischer Prinz erhält Neapel und Sicilien.

Im J. 1741.

Erbfolgekriege in Italien hauptsächlich deswegen Antheil, um dem Prinzen oder Don Philipp, seinem jüngern Sohne zweyter Ehe, daselbst ein unabhängiges Gebiet zu verschaffen. Er starb jedoch mitten in diesem und einem andern Kriege, in welchen er mit den Engländern, wegen Streitigkeiten über die Handlung und Schifffahrt in America, gerathen war.

Ein anderer spanischer Prinz bekömmt Parma und Placenz.

IV. Sein zweyter Sohn erster Ehe, Ferdinand der sechste, oder eigentlich, wenn man die Besitzer des ganzen spanischen Reichs, von Ferdinand dem katholischen an, rechnet, der zweyte, der nunmehr zur Regierung kam, erreichte wirklich die erstgedachte Absicht für seinen Stiefbruder. Im Aachner Frieden, welcher dem Kriege ein Ende machte, wurden die Herzogthümer Parma und Placenz, auch das Herzogthum Guastalla, dem Infanten oder Prinzen Philipp ertheilt; dessen Sohn, der Herzog Ferdinand, sie in unsern Zeiten besitzt. In den übrigen Jahren seines Lebens nach geschlossenem Frieden bemühte sich dieser König mit einem ziemlich guten Erfolge, sein Reich in eine bessere Aufnahme zu bringen. Ohngeachtet seiner entschlossenen Friedfertigkeit, setzte er doch seine Kriegsvölker in einen ansehnlichen Zustand, ließ den bisher vernachläßigten Schiffbau durch ausländische Arbeitsleute lebhafter treiben, munterte Künste und Manufakturen bey seinen Unterthanen auf, schränkte den überflüßigen Aufwand ein, und vermehrte seine Einkünfte ohne drückende Mittel um ein sehr Beträchtliches. Einsichtsvolle Staatsbedienten standen ihm darinne durch wohl ausgedachte Entwürfe bey; ob sie gleich nicht alle ausgeführt werden konnten. Endlich versetzte ihn der

Im J. 1748.

Ferdinands des sechsten Regierung.

Tod

Tod seiner Gemahlinn, die er unbeschreiblich liebte, in eine unheilbare Schwermuth, welche nach einem Jahre sein Leben verkürzte.

Er st. im J. 1759.

Carl der dritte, jetziger König von Spanien.

V. Carl, der, wie man kurz vorher gelesen hat, schon seit vielen Jahren König beyder Sicilien war, der älteste Sohn zweyter Ehe von Philipp dem fünften, gelangte nun auf den spanischen Thron, und regiert noch in unsern Zeiten unter dem Namen Carls des dritten. Er erklärte seinen ältesten, jetzt schon verstorbenen Sohn, wegen seines blöden Verstandes, der Regierung unfähig; den zweyten, den Prinzen Carl, ernannte er zum Prinzen von Asturien, oder zu seinem Nachfolger im spanischen Reiche, und dem dritten, dem Prinzen Ferdinand, trat er die sicilianische Krone ab. Als sein Stiefbruder starb, war der französische Hof in einen unglücklichen Krieg mit England verwickelt, und gab sich daher alle Mühe, den spanischen zu seinem Bundsgenossen und Gehülfen zu machen. Es gelang ihm dieses endlich auch durch das Familienbündniß des Hauses Bourbon, welches in der Absicht entworfen wurde, daß alle Zweige dieses Hauses, Frankreich, Spanien und Sicilien, auf immer mit einander vereinigt werden, und einander gemeinschaftlich vertheidigen sollten. Carl, der an demselben Antheil nahm, ließ sich desto eher bewegen, die Engländer, in Verbindung mit Frankreich, zu bekriegen. Da er aber diesen Schritt zu spät für seine und seines Bundsgenossen Vortheile, nämlich erst zu der Zeit that, da Frankreichs Seemacht von den Engländern vernichtet war: so erlitt er durch die Uebermacht der letztern sogleich einen großen Verlust. Sie nahmen ihm die Insel Havana und Cuba,

Seine Kriege.

Im J. 1761.

Im J. 1762.

(eine der wichtigsten spanischen Besitzungen in America, wegen ihrer Größe, Fruchtbarkeit, Lage in der Mitte der übrigen, und Bequemlichkeit zur Versammlung der spanischen Silberflotten, die nach Europa segeln,) und zugleich eine ganze Flotte von Kriegsschiffen im Hafen ihrer Hauptstadt weg. Er mußte daher gleich darauf, im Pariser Frieden, um jene Insel wieder Im J. 1763.
zu bekommen, den Engländern die ganze Landschaft Florida im nördlichen America überlassen. Er hatte bey dieser Gelegenheit auch Portugal zu nöthigen gesucht, die Waffen wider England zu ergreifen. Allein obgleich seine Kriegsvölker einen Theil dieses Reichs einnahmen, erreichte er doch diese Absicht nicht. In den neuesten Zeiten hingegen, da die Engländer schon mehrere Jahre in einem unglücklichen Kriege mit ihren abgefallenen Colonien in Nordamerica, und mit den Franzosen, welche dieselben unterstützten, begriffen waren, da glaubte Carl, daß er sich am leichtesten wegen des Verlustes rächen könnte, den sie ihm ehemals zugefügt hatten. Er kündigte also den Engländern, zumal durch Frankreichs dringende Im J. 1779.
Ueberredungen gewonnen, den Krieg an, und führt denselben noch fort. Seine Feldherren und Soldaten haben sich zwar darinne wenig hervorgethan; sie haben sogar, nach einer dreyjährigen Einschließung des von England so weit entfernten Gibraltar, dasselbe noch nicht erobert. Doch da die Engländer ihre durch den Abfall der Nordamericaner geschwächte Macht immer mehr haben theilen müssen: so ist es den Spaniern so gar schwer nicht geworden, ihnen Westflorida und Minorca zu entreißen.

VI. Spanien scheint sich also durch diesen glück- Jetziger Zustand der Spanier und ihres Reichs.
lichen Fortgang seiner Waffen zu vergrößern, und mächti-

mächtiger zu werden; aber es scheint nur so. Es ist seit dem Beytritte zu dem Bourbonischen Familienbündnisse in eine gewisse Abhängigkeit von Frankreich gefallen, und dient eigentlich diesem weit stärkern Bundsgenossen zu der Hauptabsicht desselben, nämlich England zu entkräften. Weit gefehlt, daß die Könige von Spanien mehr Länder brauchen sollten, um ein höheres Ansehen unter den europäischen Fürsten zu erlangen, mangelt es vielmehr dem unermeßlich großen Gebiete, welches sie besitzen, an einer weisen Nützung, und so vielen Millionen ihrer Unterthanen an einer höhern Aufklärung und Thätigkeit. Allerdings ist seit der Regierung der Fürsten aus dem Hause Bourbon über Spanien schon vieles in beyderley Betrachtung verbessert worden; aber es ist dabey noch eben so viel zu thun übrig geblieben. Die Spanier haben seit dieser Zeit den Zustand, die natürlichen Schätze und die mancherley Bedürfnisse ihres Vaterlandes, auch ihrer Colonien, weit genauer untersucht, und selbst in Schriften freyer vorgetragen, als ehemals. Es sind, um so viele vortreffliche Wolle, welche Spanien erzeugt, die feinste, die es in Europa giebt, fleißiger zu gebrauchen, mehr Tuchwebereyen angelegt worden. Man hat Fabriken von seidenen Waaren, und andere mehr, gestiftet. Zur Erweiterung des so wichtigen americanischen Handels der Nation sind vortheilhafte Veränderungen erfolgt. Nachdem derselbe bis auf unsere Zeiten in die einzige Stadt Cadiz, welche im Jahr 1720 an Seviliens Stelle kam, eingeschränkt gewesen war, erlaubte der jetzige König zuerst allen seinen Unterthanen eine
J. 1765. freye Handlung mit Cuba, und etlichen andern americanischen Inseln; auch bald darauf einigen seiner Provin-

Provinzen in diesem Welttheile eine gleiche Freyheit unter einander. In Spanien selbst verminderte er die beschwerlichen Zölle auf ausgehende Waaren, errichtete Gesellschaften zur Beförderung des Ackerbaues, gab den Handel mit Getreide frey, und ließ durch einen Mann von weiser Geschäftigkeit, Olavides, in den wüsten Gegenden von Sierra Morena, welche durch eine Reihe Gebirge Andalusien von Neucastilien scheiden, eine bevölkernde Pflanzung von Ausländern, besonders Deutschen, anlegen, welche sehr gut fortkam. Er verringerte auch die Gewalt der Inquisitoren, vertrieb die Jesuiten aus seinem Reiche, und ertheilte dadurch einige Hoffnung, daß die Spanier endlich anfangen würden, das Joch des Aberglaubens zu zerbrechen, welches ihnen ihre Geistlichkeit seit so langer Zeit aufgelegt hat. Allein die Früchte von allen diesen Anstalten der Könige des Bourbonischen Hauses sind bis jetzt nur gering gewesen. Ein großer Theil von Spanien ist noch schlecht angebauet: und anstatt daß es funfzehn und mehr Millionen Menschen leichtlich ernähren könnte, faßt es deren kaum neun bis zehn in sich. Der Ackerbau liegt darinne so sehr darnieder, daß auswärtige Nationen diesem Lande häufig Getreide zuführen müssen. Eben so kauft dasselbe eine Menge Waaren von Ausländern, die es von seiner eigenen Wolle, Seide, und andern seiner Erzeugnisse bereiten könnte. Das Gold und Silber, welches die Spanier aus America holen, gehöret noch größtentheils den Franzosen, Italiänern, Holländern, und andern europäischen Nationen für ihre Manufakturen, welche in jenen Welttheil verführt werden. Carl der dritte, welcher den Verfolgungsgeist der Inquisition viele Jahre zu-

rückhielt, hat ihr endlich selbst einen Theil ihrer alten Gewalt wieder eingeräumt: und sie hat dieselbe sogleich angewandt, den für sein Vaterland so wohlthätigen Olavides zu unterdrücken. Schon fängt man in Spanien von neuem an, vermeynte Hexen zu verbrennen. Diese Nation geht immer noch größtentheils innerhalb der Schranken einher, welche ihr von ihrer Geistlichkeit und von einer übel verstandenen Frömmigkeit vorgeschrieben worden sind. Sie hat daher, ohngeachtet einer beträchtlichen Anzahl hoher Schulen, und anderer Hülfsmittel zum Wachsthum der Wissenschaften, nur erst einigen Anfang gemacht, dieselben mit Nachdruck anzubauen. Mehrere gelehrte, scharfsichtige, auch sogar nach einer edlern Freyheit strebende Männer und Schriftsteller, welche in diesem Jahrhunderte unter den Spaniern aufgestanden sind, wie Ustariz, Campomanes, Ulloa, Mayans, Fejoo, Florez, Isla, und andere, haben theils viele Hindernisse, und selbst Bedrückungen ausgestanden, theils doch kein allgemeines Licht bey ihren Mitbürgern anzünden können.

Gemüthsart der Spanier.

VII. Die Gemüthsart, welche den Spaniern ordentlich beygelegt wird, kann einiges dazu beytragen, daß sie mitten unter so vielen andern europäischen Nationen, welche ihre Gaben und Kräfte glücklich zu gebrauchen wissen, noch keinen sehr merklichen Fortgang hierinne erlangt haben, und mit ihrem herrlichen Lande gewissermaßen unbekannt geblieben sind. Man beschreibt sie großentheils als träge und zum Müßiggange geneigt; so daß sie sich, wenn sie nur ihren nothdürftigsten Unterhalt haben, vor aller Arbeit scheuen sollen. Man setzt hinzu, daß dieses hauptsächlich aus ihrem Stolze herrühre; daß ihnen die hohe Einbildung,

dung, welche sie von den Vorzügen ihrer Nation, und von den Thaten ihrer Vorfahren hegen, nicht erlaube, sich oft und anhaltend zu körperlichen Bemühungen herabzulassen. Ihre damit verbundene Anhänglichkeit an ihre alten Sitten und Gebräuche, ingleichen ihre langsame und bedächtliche Art zu handeln, scheinen auch eben so viele eingewurzelte Hindernisse zu seyn, warum sie sich in den neuern Jahrhunderten nicht weit höher durch ihren Geist haben erheben können. Allein die eigene Gemüthsart einer Nation, die ohnedem meistentheils zu allgemein und partheyisch angegeben wird, kann sie allein nicht so sehr zurücksetzen, wenn ihr zahlreiche Hülfsmittel einer feinern Ausbildung zu Dienste stehen. Die Spanier haben mehr als einmal, in ältern und neuern Zeiten, Thätigkeit genug von mehr als einer Gattung bewiesen; wenn sie gleich in derselben nicht fortgefahren sind. Man giebt außerdem zu, daß sie, überhaupt genommen, ruhmbegierig, redlich, treu, großmüthig, standhaft und tapfer sind; lauter Eigenschaften, aus welchen sich bey einer Nation sehr viel Großes und Gemeinnützliches hervorbringen läßt. Es fällt aber auch in die Augen, daß nur gewisse weise Leitungen der spanischen Regierung, ein ungebundener Umgang der Spanier mit Ausländern auf Reisen, ein freyes Nachforschen über ihre und jede fremde Verfassung in bürgerlichen und Religionsangelegenheiten, vor allen aber die Aufhebung des klöglichen Zwangs, unter welchen sie von ihrer mächtigen und zahlreichen Geistlichkeit gehalten werden, dazu gehören, um sie zu einer hellsehenden, blühenden und angesehenen Nation zu machen.

Zwölftes Buch.

Geschichte der Portugiesen.

Erster Zeitraum.

Von der Stiftung des portugiesischen Reichs, bis zur Eroberung desselben durch die Spanier.

Vom Jahr n. C. G. 1139 bis zum Jahr 1580.

Ein Zeitraum von beynahe fünftehalbhundert Jahren.

I.

Verbindung der portugiesischen Geschichte mit der spanischen.

Auf eben derselben Halbinsel, welche Spanien größtentheils einnimmt, liegt auch Portugal, das lange nicht den dritten Theil von dessen Umfange hat. Die angränzende Lage dieser Länder aber hat ihnen oft gemeinschaftliche Schicksale, besonders in Ansehung ihrer Oberherren, zugezogen. Auch die Nationen, von welchen sie bewohnt werden, haben an Herkunft, Sprache, Religion, Sitten, und andern Umständen, viele Aehnlichkeiten mit einander. Dennoch herrscht zwischen den Portugiesen und Spaniern ein fast angeborner, oder doch sehr tief eingegrägter und allgemeiner Widerwillen. Diese Abneigung gegen einander ist hauptsächlich seit der Zeit entstanden, da die Portugiesen, gerade vor zweyhundert Jahren, unter die Botmäßigkeit der Spanier fielen, und von denselben über ein halbes Jahrhundert

sehr

sehr gemißhandelt wurden. Sie ist daher auch von Seiten der Portugiesen am heftigsten. Obgleich diese Nation kaum zwo Millionen Menschen ausmacht, und auch wegen ihrer übermächtigen Nachbarn, der Spanier, nicht dazu bestimmt zu seyn scheint, ein ausnehmendes Ansehen in der Welt zu behaupten: so hat sie doch in ihrer ehemaligen Thätigkeit eine glückliche Anlage zu einer nicht geringen Stärke und Macht gefunden. Die Portugiesen haben zuerst die neuern Europäer auf Entdeckungen unbekannter Länder zur See aufmerksam gemacht. Sie haben selbst dergleichen Entdeckungen vollbracht, und den Weg in die neue Welt gebahnt. Die sicherste Fahrt nach Ostindien ist, zum ungemeinen Nutzen der Handelschaft, von ihnen gefunden worden. Durch sehr weitläuftige und einträgliche Besitzungen in andern Welttheilen, durch ungemeine Reichthümer, blühende Handlung und Seemacht, hatten sie schon angefangen, eine Zeit lang unter andern Nationen hervorzuragen. Allein sie sind auch darinne den Spaniern ähnlich geworden, daß sie über dem Genusse ihrer Vorzüge gleichsam einschlummerten, ihre Geschäftigkeit sinken ließen, und auf diese Art in einen Verfall geriethen, aus welchem sie sich in den neuesten Zeiten einigermaßen wieder herauszuarbeiten suchen.

II. Das heutige Portugal, welches unter allen europäischen Reichen am weitesten gegen Abend zu liegt, gegen Morgen und Mitternacht von Spanien, gegen Mittag aber und Abend von dem Weltmeere umgeben ist, hat ohngefähr achtzig deutsche Meilen in der Länge, und nicht überall dreyßig in der Breite. Die starke Hitze dieses Landes wird durch die

Natürliche Beschaffenheit und älteste Geschichte von Portugal.

öfters wehenden Abendwinde gemäßigt. Es ist ungemein fruchtbar, indem es nicht allein weit mehr Getreide hervorbringen kann, als die Einwohner brauchen, sondern auch die schönsten und lieblichsten Baumfrüchte, vornehmlich Zitronen, Pomeranzen, Sineseräpfel, die man aus China nach Portugal verpflanzt hat, Feigen und Oliven, in sehr großer Menge erzeugt. Auch ist es an edeln Metallen reich; die portugiesischen Schaafe tragen eine Wolle, die der spanischen nahe kömmt; die dortigen Pferde sind bereits von den Alten wegen ihrer Schnelligkeit gerühmt worden; und ein überaus starker Vorrath von Seesalze, das daselbst bereitet wird, dient auch zur Versorgung vieler Ausländer. Was wir jetzt Portugal nennen, macht den größten Theil des alten Lusitaniens aus, dessen Gränzen gegen Mitternacht und Mittag die Flüsse Durius und Anas, (jetzt Douro und Guadiana genannt,) waren; gegen Morgen aber wurde ein Stück von der heutigen spanischen Landschaft Estremadura dazu gerechnet. Der ausgebreitete Seehandel der Phönizier, und ihrer Abkömmlinge, der Carthaginenser, führte sie aus dem benachbarten Spanien auch in dieses Land. Die letztern bemächtigten sich desselben; mußten es aber, etwan zweyhundert Jahre vor Christi Geburt, den Römern überlassen. Doch diese wurden nicht ohne tapfern Widerstand der Lusitanier Herren von ihrem Vaterlande. Besonders vertheidigte es Viriat, der aus einem Jäger und Partheygänger Feldherr geworden war, vierzehn Jahre hindurch so glücklich gegen die Römer, daß ihr Befehlshaber nicht anders glaubte, ihn besiegen zu können, als wenn er ihn durch Meuchelmörder umbringen ließ.

III. Von

III. Von dieser Zeit an, ohngefähr hundert und fünfzig Jahre vor dem Ursprunge des Christenthums, blieb Lusitanien, als ein Theil von Spanien angesehen, unter der Botmäßigkeit der Römer. Der christliche Glaube fand daselbst seit dem zweyten Jahrhunderte nicht wenig Anhänger. Aber im fünften, als die Alanen, Sveven und Vandalen aus Gallien in Spanien eingedrungen waren, fiel in der Theilung des Landes, welche sie unter einander anstellten, Lusitanien den Alanen zu. Doch diese mußten sich bald hernach den Vandalen unterwerfen; die Sveven oder Schwaben herrschten darauf über einen Theil von Lusitanien; und auch ihr Reich wurde am Ende des sechsten Jahrhunderts von den Westgothen zerstört, welche sodann Lusitanien nebst Spanien über hundert Jahre allein besaßen. Im Anfange des achten Jahrhunderts wurden diese Länder abermals von einer ausländischen Nation, von den Arabern, welche aus Africa kamen, bezwungen. So viele Veränderungen, welche mit den Beherrschern und Bewohnern Lusitaniens vorfielen, brachten nach und nach daselbst die neuere Nation der Portugiesen hervor. Sie entstand aus der Vermischung der alten Lusitanier, welche vermuthlich celtischen Ursprungs waren, mit den Römern, Sveven, Westgothen und Arabern, oder Mauren, und selbst mit Juden, wie man in der Folge sehen wird. Ohngefähr eben so bildete sich, besonders seit dem Einbruche der deutschen Nationen in Lusitanien, die jetzige portugiesische Sprache. Durch die lange Oberherrschaft der Römer verlor sich die alte lusitanische gänzlich; aber auch die römische Sprache wurde, wie in dem benach-

Römer, Deutsche und Araber herrschen daselbst.

J. 409. fg.

Im J. 585.

J. 712. fg.

Portugiesen.

Ihre Sprache.

barten Spanien, immer mehr verfälscht. Unterdessen erhielt sich auch daselbst die Grundlage derselben; die allermeisten portugiesischen Wörter sind lateinisch; nur ihre Beugungen und Endigungen, bisweilen auch ihre Bedeutungen, sind verändert, und ihre ganze Gestalt hat zugleich viel gelitten. So sind zum Beyspiel die portugiesischen Worte: muito alto e muito esclarecido Principe, keine andern als die lateinischen: multum altus et multum clarus Princeps, und zeigen einen sehr hohen und sehr berühmten Fürsten an. Was die portugiesische Sprache von deutschen Mundarten angenommen hat, ist beynahe unmerklich; aber mehr Spuren finden sich darinne aus der arabischen. Sie hat überhaupt viele Aehnlichkeit mit der spanischen Sprache, aus welcher auch Wörter und Redensarten genug in die portugiesische übergegangen sind. Doch ist der Unterschied zwischen beyden noch so beträchtlich, daß man aus der einen Sprache in die andere Bücher übersetzt.

Eroberungen der Christen in Portugal. Ursprung dieses Namens.

IV. Unterdessen hatten die christlichen Westgothen in Spanien, bald nach der Eroberung ihres Reichs durch die Araber, angefangen, neue, von denselben unabhängige Reiche zu stiften. Das geschah zuerst, und schon im achten Jahrhunderte, in Asturien und Gallizien, in kurzem auch in Leon und Castilien. Dadurch bekamen die Fürsten dieser Länder Gelegenheit, die Araber auch im heutigen Portugal anzugreifen. Insonderheit eroberte Alfons der erste, König von Asturien, die jetzt sogenannten Landschaften Entre Douro e Minho (das heißt, das zwischen den Flüssen Douro und Minho gelegene Land,) und Trazos Montes (oder das Land jenseits

Im J. 745.

der

der Berge). Dieser Landesstrich wurde überhaupt von dem Hafen bey Cale, (Portus Cale, oder Porto Cale,) Portucalia genannt: und daraus ist der allgemeine Name des nachher viel weiter ausgedehnten Landes und Reichs, Portugal, erwachsen. Der gedachte Hafen, und die dazu gehörige Stadt am Flusse Douro, ist noch unter dem Namen Porto oder Oporto bekannt; vornehmlich aber wegen des trefflichen Portoweins, welcher von daher ausgefahren wird, berühmt. Die christlichen Fürsten von Spanien setzten ihre Eroberungen über die Araber in Portugal immer fort. Ferdinand der Große, König von Leon und Castilien, bezwang auch die Gegend bis an den Mondegofluß, so daß er Herr von Coimbra wurde. Diese Landschaften, welche ohngefähr die Hälfte des jetzigen Portugal ausmachten, ließen die gedachten Könige durch Grafen oder Statthalter regieren. Im J. 1045.

Grafschaft und Königreich Portugal.

V. Ein solcher war auch Heinrich, ein Prinz aus dem herzoglichen burgundischen Hause, und Anverwandter des damals in Frankreich regierenden Capetingischen Geschlechts. Alfons der sechste, Sohn und Nachfolger des eben genannten Königs Ferdinand, der gleichfalls Heinrichs Anverwandter war, machte ihn zum Grafen von Portugal. Er gab ihm überdieß seine Tochter Theresia zur Gemahlinn, und überließ ihm in seinem letzten Willen Portugal eigenthümlich und erblich, so wie er ihm die Erlaubniß ertheilt hatte, dieses sein Gebiet durch neue den Mauren entrissene Ländereyen zu vergrößern. Im J. 1095. Im J. 1109.

Heinrich, Graf von Portugal. st. im J. 1112.

Heinrich, der sich durch sehr viele Beweise der Tapferkeit dieser Schenkung würdig machte, legte in der That den Grund zum Königreiche Portugal.

Aber

Aber sein Sohn, Alfons der erste, erwarb sich völlig die Würde und den Namen eines Königs. Nachdem er das Reich gegen seinen Stiefvater, und andere seiner nächsten Verwandten, die es ihm während seiner ersten Jugend zu entziehen suchten, glücklich behauptet hatte, erweiterte er dasselbe ungemein auf Kosten der Mauren. Er gewann über ihr Kriegsheer von mehr als zweymal hunderttausend Mann, mit nicht mehr als dreyzehntausend seiner Soldaten, einen vollständigen Sieg in der Ebene von Ourique, nicht weit von Beja, gegen die Gränzen von Algarbien, und wurde gleich darauf von den Seinigen zum Könige ausgerufen. Nicht lange darnach ließ er auf dem Reichstage zu Lamego durch seine Stände ein Gesetzbuch verfertigen, welches noch in Portugal gültig ist. Er besaß nunmehr den größten Theil des jetzigen Königreichs Portugal; aber Lissabon war noch in der Gewalt der Mauren. Diese Stadt, welche in den ältesten Zeiten Olisippo, auch von den Römern Ulysippo genannt wurde, bekam von den Gothen den Namen Olisipona, und von den Arabern den noch mehr veränderten, Al Oschbunah; woraus endlich der jetzige Lissabon, oder eigentlich bey den Portugiesen Lisboa, entstanden ist. Sie liegt an dem Ausflusse des Tejo (oder des Tagus der Römer) in die See, in der Gestalt eines halbrunden Schauplatzes, zur Schifffahrt und zum Seehandel für die Unterthanen dieses Reichs ungemein bequem. Alfons fand bey der Belagerung dieser Stadt einen sehr muthigen Widerstand. Allein da um eben dieselbe Zeit eine mit Deutschen, Flandrern und Engländern besetzte Flotte, die auf einem Kreuzzug wider die Ungläubigen

Alfons I. erster König von Portugal. J. 1139.

Im J. 1143.

gen ausgelaufen war, in dieser Gegend anlangte, mußte sich Lissabon an den König ergeben. Dieser Stifter des Reichs Portugal, welcher mit eben so vieler Klugheit als Tapferkeit, sieben und funfzig Jahre lang, zuerst die gräfliche, nachmals die königliche Regierung geführt hat, mußte sich doch den Vorurtheilen seiner Zeit unterwerfen, und die Bestätigung seines königlichen Titels von dem Papste mit einem jährlichen Zinse an Golde erkaufen; zumal da ihm die Könige von Castilien und Leon denselben streitig machten. Im J. 1147. Alfons I. st. im J. 1185.

VI. Seine Nachfolger auf dem Throne wurden in ihren Bemühungen, das Reich zu befestigen und blühender zu machen, auch wohl zu vergrößern, eine Zeit lang durch die unruhige Geistlichkeit gestört, weil sie dieselbe zur Unterthänigkeit anhalten, und nöthigen wollten, von ihren übermäßigen Reichthümern etwas zu den gemeinen Bedürfnissen des Vaterlandes beyzutragen. Die Päpste schützten, um ihres Ansehens und Nutzens willen, diese herrschsüchtigen Lehrer des Friedens, belegten ihre Könige mit dem Banne, und entsetzten sogar einen derselben seiner Regierung. Obgleich aber die Portugiesen, wie damals alle andere europäische Nationen, vom Aberglauben so sehr verblendet waren, daß sie auch die ungerechtesten Aussprüche ihrer geistlichen Oberherren demüthig verehrten; so wehrten sich doch ihre Könige lange genug dagegen, bis sie endlich auch unterlagen. Diese Fürsten haben in den nächsten zweyhundert Jahren seit dem Stifter ihres Reichs manches merkwürdiges Gute ausgeführt. Sancho, oder Sanctius, sein Sohn, bekam den ehrenvollen Wachsthum und innerer Zustand des neuen Reichs. Vom J. 1185 bis 1383. Sancho der Bevölkerer. st. im J. 1211.

renvollen Beynamen El Poblador, das heißt, der Bevölkerer, weil er die durch Hunger und Seuchen verringerte Anzahl seiner Unterthanen durch geschickte Veranstaltungen wieder zu vermehren wußte. Alfons der dritte brachte Algarve oder Algarbien, von welchem schon seine Vorgänger einen Theil erobert
Im J. 1249. hatten, völlig an die Krone: und es ist seitdem immer als ein besonderes Königreich, das aber mit dem portugiesischen unzertrennlich verbunden ist, betrachtet worden, weil es ehemals einen viel weitern Umfang, sowohl in dem benachbarten Spanien, als in dem gegenüber liegenden Africa, hatte. Von dieser Zeit an ist auch Portugal immer in seinen nunmehr erlangten Gränzen geblieben.

Dionysius der Gerechte, vom J. 1279 bis 1325.

VII. Aber diesen Eroberer übertraf sein Sohn Dionysius, dessen weise Regierung ihm die Namen der Gerechte, der Anbauer, nämlich von seinem Lande, und der Vater des Vaterlandes, erworben hat. Seine Unterthanen gebrauchten nachmals von ihm das Sprüchwort: Dionysius konnte, was er wollte; es versteht sich, mit der gebührenden Einschränkung, daß ein kluger Mann nur dasjenige will, was nützlich oder nothwendig, aber auch unter gewissen Umständen rathsam und möglich ist. So sagten sie auch in der Folge zu seinem Ruhme: Er ist freygebig, wie ein Dionysius. Er sammelte nämlich durch seine sparsame Lebensart ansehnliche Schätze; aber nicht zum Hinlegen, sondern zur Wohlthätigkeit. Er munterte den Ackerbau nachdrücklich auf, sorgte für die genaueste Beobachtung der Gerechtigkeit, und führte daher auch das Armenrecht in den Gerichten ein. Besonders war er mehr als einer der vorhergehenden Könige

darauf

darauf bedacht, alle Vortheile seines Landes zu nützen. Da es zur Schifffahrt und Handlung so trefflich gelegen ist: so flößte er seinen Unterthanen eine vorzügliche Neigung dazu ein, und hielt eine beträchtliche Flotte, um ihrem Seehandel Sicherheit zu verschaffen. Man fieng wieder an, Gold aus dem Sande des Tagus zu waschen, der deswegen schon bey den Alten berühmt gewesen war. Dionysius war auch ein Freund der Wissenschaften, und selbst ein guter Dichter, so weit man es damals seyn konnte. Er legte daher zu Lissabon eine hohe Schule an; die Im J. 1290.
er aber in der Folge nach Coimbra versetzte. Etwan dreyßig Jahre nach ihm regierte sein Enkel Peter, den man den Strengen, auch den Grausamen, aber noch richtiger den Gerechtigkeitliebenden genannt hat. Denn er bestrafte die Verbrechen ohne Ansehen der Person: und das wird von sehr vielen für hart angesehen, wenn der Mächtige und Vornehme eben sowohl die Strafen seiner Uebelthaten dulden muß, als der Geringste und Aermste. Ein Domherr hatte einen Schuster ermordet. Statt aller Bestrafung, war ihm verboten worden, ein ganzes Jahr lang nicht im Chore sein Amt zu verwalten. Da der Sohn des Ermordeten, erbittert über diese Partheylichkeit der Geistlichen gegen ihren Mitbruder, denselben zur Befriedigung seiner Rache selbst umbrachte, und sie bey dem Könige die schärfste Bestrafung des jungen Schusters verlangten, fällte derselbe das Urtheil, daß der Thäter zur Büßung ein Jahr lang keine Schuhe machen sollte. Peters Sohn, der König Ferdinand, war freylich desto gelinder. Man konnte sich bey ihm durch Bitten und Thränen leicht der verdienten Strafe entziehen. Peter der Gerechtigkeitliebende. St. im J. 1357.

ziehen. Er war eben so träge und üppig, so geneigt, jedermann seinen Willen, und allen Großen einen Antheil an der Regierung, auch an den Schätzen des Reichs zu lassen, als sein Vater thätig, streng, sparsam und über den öffentlichen Geschäften selbst wachsam war. Dafür wurde aber auch Ferdinand verächtlich, und das Reich gerieth unter ihm in Verwirrung.

Ferdinand. st. im J. 1383.

VIII. Um dieselbe zu heben, wählten die portugiesischen Reichsstände nach seinem Tode einen unehelichen Sohn Peters, Johann, der also gar kein Recht an den Thron hatte, lieber zu ihrem Könige, als rechtmäßige Abkömmlinge des königlichen Hauses, weil sie ihn für den geschicktesten hielten, die allgemeine Wohlfahrt wieder herzustellen. Diese Erwartung erfüllte er auch so glücklich, daß ihn seine dankbaren Unterthanen Johann guten Andenkens nannten. Er vertheidigte das Reich gegen die Uebermacht der Könige von Castilien, die ein Recht darauf behaupteten, mit ungemeiner Geschicklichkeit; führte gesetzmäßige Ruhe und Ordnung in demselben ein, anstatt daß er es durch Partheyen und Uneinigkeit ganz zerrissen gefunden hatte; regierte mit dem Beystande weiser Räthe, ohne Stolz und Habsucht, machte auch zuerst Lissabon zum beständigen Sitze der Könige von Portugal. Er nahm den Mohren in Africa die Stadt Ceuta weg, um sein Reich wider diese ehemaligen Herren desselben desto besser schützen zu können. Aber der ausnehmende Fortgang seiner Nation in der Schifffahrt gereichte noch mehr zu ihrem Nutzen. Unter seinen fünf tapfern und geschäftigen Söhnen war insonderheit der Prinz Heinrich, Herzog von Viseo,

Die Portugiesen eröffnen den Weg zur Entdeckung einer neuen Welt.

J. 1412.

Prinz Hein-

Viseo, ein Herr von unternehmendem Geiste. Auf- rich, Johann
serdem daß er sich im Kriege hervorgethan hatte, er- I. Sohn, ein
gab er sich auch der Erdbeschreibung, Mathematik Weltentde-
und Schifffahrt mit solchem Eifer, daß er bald auf cker.
die Spur von neu zu entdeckenden Ländern gegen Abend
hin gerieth. So nahe auch Africa seinem Vaterlande
war; so wenig hatten sich noch die Portugiesen mit
diesem Welttheile bekannt gemacht. Sie getraueten sich
nicht, über das Vorgebirge Non an den Gränzen des
Königreichs Marokko hinaus zu schiffen: und man
hatte auch noch, wie die Alten, einen fürchterlichen Be-
griff von dem sogenannten heißen Erdgürtel, oder
von der Zona torrida, indem man glaubte, daß in
diesen Gegenden, wo die Sonnenstralen senkrecht her-
abfielen, und alles verbrennten, gar niemand wohnen
könne. Die Spanier hatten zwar schon um die Mit-
te des vierzehnten Jahrhunderts durch einen Zufall die
canarischen Inseln, welche man auch die glückseli-
gen nannte, entdeckt; aber weder sie, noch die Portü-
giesen, waren auf diesem neu eröffneten Wege weiter
fortgegangen. Heinrich hingegen, der ausdrücklich
deswegen an das Vorgebirge des heiligen Vincenz
gezogen war, wo er eine beständige Aussicht auf das
Weltmeer hatte, um seinem Entwurfe zu neuen Ent-
deckungen auf dieser Seite bequemer nachzuhängen;
der geschickte Fremde und portugiesische Seefahrer in
seine Dienste nahm; der auch wegen seiner Leutselig-
keit und gutthätigen Rechtschaffenheit viele Freunde
bekam, wagte mehr, und mit dem besten Erfolge.
Die von ihm ausgeschickten Seefahrer wurden zuerst
durch einen Windstoß an eine unbekannte Insel ver- Im J. 1418
schlagen, die sie, weil sie ihnen zur Rettung diente,

Puerto Santo, oder den heiligen Hafen, nannten.

Im J. 1419. Im folgenden Jahre gelangten sie zu einer andern nicht weit davon entlegenen unbewohnten Insel, der sie, weil dieselbe stark mit Holze bewachsen war, den Namen Madera beylegten. Der Prinz bevölkerte diese Inseln sogleich mit einer Anzahl Portugiesen. Er verschaffte ihnen auch Rebensprossen aus der Insel Cypern, deren vortrefflicher Wein damals so beliebt war, und Pflanzen des Zuckerrohrs aus Sicilien, wo es kurz vorher war angebauet worden. Beydes kam so glücklich fort, daß der Wein und der Zucker von Madera gar bald sehr einträgliche Handelswaaren für die Portugiesen wurden.

Fortsetzung und Erweiterung der portugiesischen Entdeckungen.

IX. Dieser erwünschte Anfang reizte die Portugiesen zu neuen Versuchen. Eben da der König Johann der erste aus der Welt gieng, im Jahre 1433, umschifften sie das Vorgebirge Bojador, nicht weit von den canarischen Inseln, welches sie bisher für so gefährlich gehalten hatten, und entdeckten einen grossen Theil des festen Landes von Africa. Sie drangen bald bis an das grüne Vorgebirge, (Cabo Verde,) und erstaunten nicht wenig, anstatt der weißen Einwohner, die sie bisher an den africanischen Seeküsten angetroffen hatten, und zu welchen auch die Mauren größtentheils gehörten, Menschen mit einer ganz schwarzen Haut, kurzen krausen Haaren, flacher Nase, dicken Lippen, und andern Kennzeichen der sogenannten Negern, oder africanischen Schwarzen, zu finden. Schon fanden sich auch einige portugiesische Großen, welche diese Unternehmungen um desto schädlicher vorstellten, weil man die Wirkungen der unausstehlich heißen Himmelsgegend immer mehr empfinden müßte, und

weil

weil man das Vaterland dadurch um Leute brächte, welche es, anstatt ungewisser Hoffnungen, fleißig anbauen könnten. Allein die Beharrlichkeit des Prinzen Heinrichs war seinen Einsichten gleich. Um sich eine neue, oder vielmehr die allerkräftigste Beförderung, welche die europäischen Christen damals erlangen konnten, zu verschaffen, bat er den Papst, die Entdeckung der Portugiesen zu bestätigen, und andern christlichen Nationen die Störung derselben zu untersagen. Der Papst erfüllte diese Bitte, auch in der Erwartung, daß die Portugiesen in den neu entdeckten Ländern das Christenthum pflanzen würden, und schenkte ihnen sogar, gewohnt, Güter und Rechte zu verschenken, die ihm nicht zugehören, alle Länder vom Vorgebirge Non an, bis an das feste Land von Indien. Genug, der Prinz bekam dadurch die ehrwürdigste Empfehlung der von ihm ferner zu veranstaltenden Seereisen. Sehr viele, besonders von den in der Schifffahrt damals geübtesten Nationen, den Venetianern und Genuesern, nahmen daran Antheil. Die Portugiesen, welche nunmehr Gesellschaften in dieser Absicht errichteten, entdeckten bald darauf die azorischen oder Habichtsinseln, wiewohl ein Theil derselben bereits früher von Flandrern besetzt worden war; ingleichen die Inseln des grünen Vorgebirges. Nachdem der Prinz Heinrich diese neue Thätigkeit seiner Nation, gegen funfzig Jahre, angefeuert hatte, starb er endlich mit dem ehrenvollen Andenken, der erste gewesen zu seyn, der nicht nur die Portugiesen, sondern auch die Seefahrenden Europäer überhaupt zu den großen Entdeckungen geleitet hatte, welche bald nach ihm zu Stande gebracht wurden.

J. 1443. ff.

J. 1448. ff.

Prinz Heinrich. st. im J. 1463.

Die Portugiesen besetzen die Goldküste und entdecken das Vorgebirge der guten Hoffnung.

X. Eine kurze Zeit hindurch nach seinem Tode erkaltete dieser heiße Entdeckungstrieb der Portugiesen, weil ihr König Alfons der fünfte in seinen spätern Jahren nach Eroberungen in Africa, und selbst nach der castilianischen Krone, trachtete. Er nahm auch den Mauren in jenem Welttheile verschiedene Plätze weg, und ließ sich deswegen König beyder Algarbien, diesseits und jenseits des Meeres, nennen. Aber sein Sohn Johann der zweyte belebte die schon so weit ausgebreiteten Nachforschungen, welche für die königlichen Einkünfte und für die Handelschaft wichtig geworden waren, von neuem. Er ließ die bereits unter seinem Vater entdeckte Küste von Guinea, wovon man einen Theil die Goldküste genannt hat, weil sie an diesem Metall so reich ist, durch eine daselbst angelegte Festung in Besitz nehmen. Gummi, Elephantenzähne, oder sogenanntes Elfenbein, und andere treffliche Waaren, kamen nun in die Hände der Portugiesen. Sie schifften über die Linie, welche auch der Aequator genannt wird, oder über jenen eingebildeten Zirkel hinaus, durch welchen man die ganze Erde in zwo Halbkugeln, in die nördliche und südliche, abgetheilt hat. Indem sie immer weiter gegen Mittag zu, an den africanischen Küsten fortsegelten, entdeckten sie das Königreich Congo, dessen König die christliche Religion annahm, und wo sich gleichfalls eine Anzahl von ihnen niederließ. Allein der vornehmste Wunsch des Königs gieng dahin, einen Weg von Westen gen Osten hin ausfindig zu machen, auf welchem man, um Africa herum, gerade nach Ostindien segeln, und solchergestalt an der dortigen kostbaren und überaus einträglichen Handelschaft leichter Theil nehmen könnte.

Johann II. vom J. 1481 bis 1495.

Daß

Daß man auf diese Straße treffen würde, war desto wahrscheinlicher, da man Nachricht hatte, daß bereits die Phönizier ganz Africa umschifft hätten. Bisher waren die Spezereyen und andere Waaren aus China, Indien, und den benachbarten Inseln, die nach Europa kommen sollten, mit indischen Schiffen in den Hafen von Aden, einer Handelsstadt an der mittäglichen Spitze von Arabien, gebracht worden. Daselbst wurden die Schiffe ausgeladen, und ihre Waaren auf arabischen Schiffen in den Hafen von Suez, der im arabischen Meerbusen liegt, aus demselben aber, auf Kameelen und Wagen, nach Alexandrien in Aegypten, mithin an den Ausfluß des Nils in das mittelländische Meer, fortgeschafft. Hier holten sie die Venetianer, welche sie darauf unter die übrigen Europäer verbreiteten, und also den Preis derselben allein bestimmten. Der König Johann ließ auch diese Gegenden genauer untersuchen. Zween seiner Unterthanen, die er nach Aegypten schickte, bestätigten ihn noch mehr in seiner Unternehmung, indem der eine aus dem arabischen Meerbusen oder rothen Meere nach Abyßinien, der andere aber gar nach Indien gelangte. Während dieser Versuche näherte sich der König auf der andern Seite von Africa der Erfüllung seiner Wünsche. Bartholomäus Diaz gelangte wirklich an das äußerste Ende des mittäglichen Africa; J. 1486.
mußte sich aber daran begnügen, ein hohes Vorgebirge daselbst entdeckt zu haben, weil ihn die heftigen ausgestandenen Stürme, Hungersnoth und Empörung seiner Mannschaft nöthigten, nach Portugal zurück zu kehren. Er nannte daher dieses Vorgebirge das stürmische (Cabo di Tormentos). Der König hinge-

gen, dessen Hoffnung durch diese Entdeckung auf das höchste gestiegen war, wollte es vielmehr das Vorgebirge der guten Hoffnung (Cabo de Buena Esperanza) genannt wissen: und diesen Namen hat es bis auf unsre Zeiten beybehalten.

Die Portugiesen verfehlen die Entdeckung von America.

XI. Mitten unter diesen hoffnungsvollen Aussichten wurden dem Könige noch andere, und das auf einer Seite gezeigt, an welche er und seine Portugiesen nicht gedacht hatten. Sie suchten nur von Westen gen Osten hin Entdeckungen zu machen, die sie endlich nach Indien führen könnten. Allein daß man auch dergleichen anstellen könnte, wenn man immer weiter nach Westen zu segelte, war ihnen kaum eingefallen. Ein Genueser, Christoph Colombo, der sich lange in Seedienſten der Portugiesen befand, die von ihnen entdeckten Inseln und festen Länder von Africa oft beschifft, und sich bey dieser Gelegenheit ausnehmende Kenntnisse vom Seewesen, auch von der Erdbeschreibung und Mathematik erworben hatte, machte zuerst diesen Entwurf. Er zweifelte nicht, daß man, wenn man über das atlantische Weltmeer gerade westwärts fortsegelte, endlich an das feste Land von Indien gelangen müsse, und er bot dem Könige Johann, bald nach dessen Regierungsantritte, seine Dienste dazu an. Allein sie wurden nicht angenommen, weil man den östlichen Weg für weit sicherer hielt, als den erst vorgeschlagenen nach Westen. Einige Jahre darauf hatte der König alle Ursache, sich diese Weigerung gereuen zu lassen, als Colombo, oder Columbus, wie er ordentlich genannt wird, von der Im J. 1493. Entdeckung einer neuen Welt zurückkam, und durch die widrigen Winde genöthigt wurde, im Hafen von

Lissabon

Portugiesischer Weg nach Ostindien

Lissabon einzulaufen. Diese Begebenheit, welche in der Geschichte der Spanier bereits umständlich beschrieben worden ist, erweckte wirklich bey dem Könige von Portugal die Besorgniß, daß die Schifffahrt und die fernern Seereisen seiner Nation nunmehr durch die Spanier gehemmt werden möchten. Man fieng schon an, darüber zu streiten; aber ein Vergleich, welchen der Papst zwischen beyden Theilen vermittelte, gab gleichsam jeder Nation eine eigene bestimmte und freye Seestraße. Es wurde nämlich ausgemacht, daß alles, was nach einer in Gedanken gezogenen Linie, die dreyhundert und sechszig Meilen gegen Westen von den azorischen und den Inseln des grünen Vorgebirges entfernt war, weiter westwärts gelegen wäre, den Spaniern gehören sollte. Was aber, von dieser Linie an gerechnet, weiter ostwärts würde gefunden werden, daran sollten die Portugiesen ein ausschliessendes Recht haben. Im J. 1494.

XII. Endlich glückte dasjenige Johann des zweyten Nachfolger, seines Vaters Bruders Sohne, dem Könige Emanuel, was er selbst so eifrig, aber vergebens, gesucht hatte: um Africa herum gerade nach Ostindien zu schiffen. Diese große Unternehmung wurde sechs Jahre nach der Entdeckung von America vollendet. Emanuel schickte einen portugiesischen Edelmann, Vasco de Gama, mit einigen Schiffen dahin ab: und dieser langte, nachdem er an der östlichen Küste von Africa hin, darauf aber durch das indische Meer gesegelt war, zu Kalecut, an der malabarischen Seeküste von Indien, an. In dieser Seestadt blühte damals unter allen indianischen der stärkste Handel mit Spezereyen, besonders mit Zimmt, Nelken, Vasco de Gama kömmt auf einem neuen Seewege nach Ostindien. XV Kupfertafel. Im J. 1498.

Nelken, Pfeffer und Ingwer, mit Edelgesteinen, Seide, baumwollenen Zeugen, und vielen andern Kostbarkeiten. Man traf in diesem Lande manche unbekannte Thiere und Pflanzen an; unter andern sind die kalecutischen Hähne, die man auch Truthähne oder Puter nennt, aus dieser Gegend nach Europa gebracht worden. Die Portugiesen bemühten sich sogleich, von dem Könige von Kalecut, ingleichen von dem benachbarten Könige von Kochin, die Erlaubniß zur Handlung und zu Niederlassungen in ihren Ländern zu erhalten. Zwar widersetzten sich ihnen die Araber, welche bisher den indianischen Handel mit so vielem Gewinn getrieben hatten; allein die Portugiesen wußten ihnen bald denselben großentheils zu entreißen. In Europa hatte dieses noch wichtigere Folgen. Die Venetianer verloren nunmehr jene Handelschaft, in deren Besitze sie so lange gewesen, und dadurch reich geworden waren. Da die Portugiesen einen kürzern Weg nach Ostindien gefunden hatten, und unmittelbar daher alle Waaren holen konnten: so waren sie auch im Stande, dieselben den andern Europäern wohlfeiler zu verkaufen. Sie gewannen Schätze, welche die Spanier nicht so geschwind und in solcher Menge aus dem neuentdeckten America zogen. Ihre Macht zur See stieg mit gleicher Schnelligkeit; und eines der kleinsten, nicht überflüßig bevölkerten Reiche, bekam einen ungewohnten Einfluß auf das übrige Europa.

Eroberungen und Pflanzstädte der Portugiesen in Africa und Asien.

XIII. Aber diese neue Erwerbung verwickelte auch die Portugiesen in Kriege. Kaum war Gama aus Indien zurückgekommen, als der König Emanuel eine ansehnliche Flotte mit Soldaten und Kriegsvorra-

the ausgerüstet in dieses Land schickte, damit sich die Portugiesen in demselben, wenn ihnen eine freundschaftliche Aufnahme versagt würde, mit Gewalt festsetzen könnten. Diese Gewohnheit der Europäer in den neuern Jahrhunderten, sich in den neuentdeckten Ländern auswärtiger Welttheile, mit den Waffen in der Hand, Seeplätze, oder gar große Landesbezirke zu erzwingen, ist zwar von ihnen nach und nach als ein Recht, das ihnen gebührte, angesehen worden. Eigentlich aber gründet sie sich nur auf ihre Eroberungsbegierde und kaufmännische Gewinnsucht, welche durch die Ueberlegenheit ihrer Kriegskunst vor den Einwohnern anderer Welttheile, leicht befriedigt werden konnten. So bemächtigten sich auch die Portugiesen in Indien, welches man, zum Unterschiede von America, oder Westindien, Ostindien genannt hat, nicht nur der Handelsvortheile, in deren Genusse sie so wenig als möglich andere Nationen neben sich dulden wollten; sondern auch Landesstriche und Inseln: bald durch Bündnisse mit den dortigen Fürsten, bald durch List, oder offenbare Gewalt. Auf einer kleinen Insel an der malabarischen Seeküste legten sie die Hauptstadt, und gleichsam das Bollwerk ihrer dortigen Besitzungen, Goa, und in der Folge, auf einer andern Insel, die Festung Diu an. Sie nahmen, außer andern indischen Städten, auch Malacca, an der südlichen Spitze der Halbinsel jenseits des Ganges gelegen, ein, besetzten die molukkischen oder Gewürzinseln, welche an Nelken und Muskatnüssen so reich sind, ingleichen Ceylon, wo der beste Zimmt wächst, mit den maldivischen Inseln, und öffneten sich auch den Weg, bis nach China zu handeln. Um

sich der ganzen Straße, welche sie aus Europa nach Ostindien zu fahren hatten, desto mehr zu versichern, den asiatischen und africanischen Seehandel noch stärker an sich zu ziehen, und ihren Schiffen unterwegens allerley Erfrischungen zu verschaffen, eigneten sie sich noch anderes fremdes Gebiet zu. Sie eroberten Ormuz, diese Stadt auf einer Insel im persischen Meerbusen, welche ihrer trefflichen Lage wegen fast die vornehmste Handelsstadt in den Morgenländern, und der Zusammenfluß vieler Nationen wurde. An der östlichen Küste aber von Africa brachten sie Mozambique, Melinda, und andere Plätze in ihre Gewalt, wo sie zugleich Goldstaub, Elfenbein, Sklaven, und dergleichen africanische Waaren mehr, gegen europäische von weit geringerm Werthe, eintauschten. Sie geriethen darüber mit den bisherigen Besitzern in viele Kriege. Auch der Sultan von Aegypten, oder von Cairo, (eigentlich Kahira,) welches seine Hauptstadt war, griff sie mit beträchtlichen Heeren und Flotten an, weil sie die Handlungsquellen seines Reichs zu verstopfen anfiengen. Doch die Portugiesen wehrten sich mit außerordentlicher Tapferkeit, und überwanden, ob sie gleich nur kleine Haufen ausmachten, ihre Feinde allemal. Ihr größter Held und klügster Befehlshaber in Ostindien war Alfons von Albuquerque. Er wurde noch in seinen letzten Stunden durch den Undank, mit welchem seine Verdienste belohnt wurden, weil seine Feinde ihn bey Hofe angeschwärzt hatten, schmerzlich gerührt; begnügte sich aber, im Bewußtseyn alles dessen, was er als ein treuer Unterthan daselbst ausgeführt hatte, noch mit zitternder Hand an den König zu schreiben: „Was die Sachen von In-

Alfons von Albuquerque. st. im J. 1515.

„dien betrifft, so wird dieses für sich, und auch für „mich reden.“ So bewundernswerth unterdessen der Muth war, mit welchem die Portugiesen in diesen Gegenden fochten; so kann man doch eben so wenig leugnen, daß sie daselbst auch viele ungerechte und grausame Handlungen begangen haben; die aber, wie es gewöhnlich ist, durch den Glanz der Eroberung bedeckt wurden.

Die Portugiesen entdecken und nehmen Brasilien ein. J. 1500.

XIV. Mittlerweile war das Glück der Portugiesen so groß, daß sie zu eben derselben Zeit, da ihre Augen, so zu sagen, nur auf Ostindien gerichtet waren, wider ihre Absichten, in Westindien eine der wichtigsten Entdeckungen machten. Cabral, einer ihrer Befehlshaber zur See, gerieth auf seiner Fahrt nach Ostindien, indem er die africanischen Seeküsten zu vermeiden suchte, westwärts an ein großes Land im südlichen America, von welchem er sogleich Besitz nahm, und welches die Portugiesen nachmals Brasilien nannten. Sie fanden es so angenehm, fruchtbar, und an mancherley natürlichen Schätzen reich, daß es nach und nach ihre wichtigste und einträglichste Besitzung außerhalb Europa geworden ist. Sie haben daselbst viel Zucker und vortrefflichen Tabak gebauet. Das Brasilienholz, welches hier in Menge hervorgebracht wird, ist ein dunkelrothes, zum Theil gelbbraunes, schweres und hartes Holz, wovon das beste aus der dortigen Landschaft Fernambuko, oder eigentlich Parnambuko, kömmt. Es ist nicht allein zu Drechslerarbeiten brauchbar; sondern auch ein schönes Färbeholz, indem es eine hochrothe Farbe, oder das sogenannte unächte Karmosin giebt. Es wird auch ein flüssiges Lack zur Miniaturmahlerey, und die rothe Kreide,

de, welche man Rosette nennt, daraus verfertigt. Auſser diesen Erzeugniſſen, vielen Spezereyen und Apothekerwaaren, haben die Portugiesen in den neuern Zeiten auch Gold und Diamanten im Ueberfluſſe in Brasilien gefunden. Die zahlreichen Flüſſe dieses Landes geben demselben zum Seehandel alle Bequemlichkeit, und für die Ostindiënfahrer, welche unterwegens anlegen wollen, hat es ebenfalls die vortheilhafteste Lage.

Die goldene Zeit der Portugiesen unter dem Könige Emanuel, vom J. 1495 bis 1521.

XV. Alle diese Entdeckungen, neu erworbenen Länder, Reichthümer und Handlungserweiterungen für die Portugiesen, trafen gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zusammen. Aber es waren nicht bloß glückliche Zufälle, welche diesen mannichfaltigen Zuwachs veranlaßten. Emanuel, der damals über Portugal regierte, bauete mit ausnehmender Klugheit auf den Grund, den seine Vorgänger gelegt hatten, fort, unterstützte, befestigte, vermehrte und nützte alles, was einigen Anschein von Wohlstand blicken ließ. Weder vor seinen Zeiten, noch nach denselben, hat Portugal in einer so blühenden Verfassung gestanden: und man hat daher seine Regierung die goldene Zeit genannt. Eben die weise Anwendung der Kräfte seiner Unterthanen, die Vergröſserung seiner Macht und Einkünfte, verschafften ihm bey allen europäischen Fürsten ein vorzügliches Ansehen. In seinen Kriegen mit den africanischen Mohren hatte er zwar nur ein abwechselndes Glück; verstärkte aber doch sein Gebiet daselbst, zu mehrerer Sicherheit seines Reichs. Ei-

Juden in Portugal.

ne Gattung seiner Unterthanen, die Juden, genoß des öffentlichen Schutzes nicht völlig gleich den übrigen. Johann der zweyte hatte, als sie aus Spanien vertrieben

trieben wurden, über achtzigtausend derselben, gegen ein gewisses Geld, das sie ihm zahlten, in Portugal aufgenommen, mit dem Versprechen, sie nach Africa überzusetzen. Bald aber wurden sie genöthigt, entweder sich taufen zu lassen, oder Leibeigene zu werden. Viele tausend von ihnen wählten das erstere, und blieben doch im Herzen ihrer väterlichen Religion zugethan. Emanuel ließ anfänglich denjenigen Juden, welche nicht Christen werden wollten, ihre Kinder wegnehmen, um sie in seinem Glauben erziehen zu lassen, während daß ihre Eltern zu Sklaven gemacht wurden. Das brachte die übrigen von dieser Nation zu einer solchen Verzweifelung, daß sie zum Theil sich und ihre Kinder ums Leben brachten. Der König nahm hierauf wieder seine gewöhnliche bessere Staatsklugheit an, indem er den Juden noch eine Frist von zwanzig Jahren zugestand, binnen welcher sie zum Christenthum treten, oder nachher das Land verlassen sollten. Nunmehr wurden wirklich die meisten Juden Christen; allein fast immer nach der alten Weise. Sie nahmen nur den äußerlichen Schein dieser Religion an, erwarben nach und nach viele Reichthümer, und verbanden sich mit den ansehnlichsten Geschlechtern im Reiche. Die eifrige Geistlichkeit glaubte oft zu bemerken, daß sie noch heimliche Juden wären; dieses gab zu vielen Verfolgungen, und selbst zu Hinrichtungen, Gelegenheit. Man unterschied daher in der Folge eine große Anzahl Portugiesen, welche in einem solchen Verdachte standen, durch den Namen der neuen Christen auf eine schimpfliche Art von den übrigen; bis endlich die Regierung diesen Unterschied in den neuesten Zeiten ganz aufgehoben hat.

XVI. Mit

Die blühenden Zeiten Portugals nehmen ein Ende.

Johann III. vom J. 1521 bis 1557.

XVI. Mit Emanuels Tode hörte der blühende Zustand seines Reichs noch nicht auf. Sein Sohn Johann der dritte besaß viel von dessen Weisheit und Standhaftigkeit; er war insonderheit ein so unpartheyischer Freund der Gerechtigkeit, daß er bey einer ansehnlichen Geldforderung, die er an einen seiner Unterthanen machte, dem Richter, welcher sie dem Könige absprach, dafür dankte, und ihn ermahnte, auch künftig nicht auf den Nutzen seines Fürsten allein, sondern bloß auf das Recht zu sehen. Er lief zwar Gefahr, die molukkischen oder Gewürzinseln zu verlieren. Denn sein berühmter und sehr verdienter Unterthan, Ferdinand Magellan, (eigentlich Magalhaens,) dessen Namen noch die von ihm entdeckte Meerenge an der südlichen Spitze von America führt, glaubte von dem Könige verächtlich behandelt worden zu seyn, weil ihm derselbe eine kleine Vermehrung seines Gehalts abschlug: daher gieng er in die Dienste des Königs von Spanien, Carls des ersten, über. Diesen beredete er, von den gedachten Inseln unter dem Vorwande Besitz zu nehmen, weil sie zu der westlichen Hälfte der Erdkugel gehörten, welche in dem oben angeführten Vergleiche, den die Spanier mit den Portugiesen getroffen hatten, den ersten zur Fortsetzung ihrer Entdeckungen vorgeschlagen worden wäre. Doch Johann der dritte endigte diesen Streit durch dreymalhundert und funfzigtausend Dukaten, welche er dem Könige von Spanien für seinen Anspruch zahlte. Auch behaupteten sich die Portugiesen unter seiner Regierung nicht nur tapfer in Ostindien und in Africa; sondern erlangten auch daselbst neue Besitzungen. Aber die Regierung seines Enkels Sebastian war der

Anfang von dem Verfalle des Reichs. Da dieser neue König erst drey Jahre alt war, so wurde die Staatsverwaltung seines Großvaters Bruder, dem Cardinal Heinrich, aufgetragen. Den König selbst erzog man in der tiefsten Ehrerbietung gegen den Papst, und flößte ihm besonders die heftigste Begierde ein, die Ungläubigen in Africa zu bekriegen: welches man ihm als eine Pflicht vorstellte, die er der Religion schuldig wäre. Er machte also auch zu einem solchen Feldzuge alle Anstalten, nachdem er die Regierung angetreten hatte. Seine Mutter und andere kluge Rathgeber suchten ihn vergebens davon zurückzuhalten. Das Feuer seiner Jugend war so groß, als sein Mangel an Erfahrung: und er bildete sich viel auf den Entwurf ein, dem abgesetzten Könige von Marokko wieder auf den Thron zu verhelfen, und denselben wohl gar von sich abhängig zu machen. Allein diese Unternehmung hatte den traurigsten Ausgang. Sebastian verlor mit der Schlacht und vielen tausend seiner Soldaten selbst das Leben, nachdem er mit einem Muthe gefochten hatte, der nach einer reifern Ueberlegung angebracht zu werden verdient hätte. Das ganze Reich wurde durch einen so harten Schlag, den es in einem andern Welttheile erlitt, zerrüttet. Der Cardinal Heinrich, der nun in einem fast siebzigjährigen Alter den Thron bestieg, war nicht im Stande, Ruhe und Vertrauen wieder herzustellen. Er starb nach anderthalb Jahren, und hinterließ Portugal in einer desto größern Verwirrung, da man noch darüber uneinig war, wer ihm, als dem letzten männlichen Nachkommen des königlichen Stamms, in der Regierung folgen sollte: eine Bestimmung, die er aus furchtsamer Unentschlossenheit vernachläßigte.

Tod des Königs Sebastian, J. 1578.

und des K. Heinrich. J. 1580.

Schicksale der Religion und der Gelehrsamkeit bey den Portugiesen.

XVII. So sehr sich die Portugiesen in den letzten hundert und funfzig Jahren dieses Zeitraums als kühne und geschäftige Weltentdecker, als geübte Seefahrer und Kaufleute, besonders aber auch als heldenmüthige Krieger, hervorgethan hatten: so gering war in so vielen Jahrhunderten ihr Fortgang in Wissenschaften und Künsten gewesen. Aber sie hatten auch zu dieser Anwendung ihrer Gaben weit weniger Aufmunterung genossen, als zu jener. Lange gieng es ihnen, wie den übrigen Nationen unsers Welttheils, daß ihre Geistlichkeit allein sich der Gelehrsamkeit ergab: und das nach unveränderlich angenommenen Grundsätzen, und eigennützigen Absichten zur Befestigung ihres Ansehens. Die übrigen Portugiesen glaubten nur und wiederholten dasjenige, was sie von ihren Religionslehrern gehört hatten. Das Christenthum zeigte sich bey ihnen hauptsächlich in der sorgfältigsten Beobachtung andächtiger Gebräuche, und in einem brennenden Eifer gegen Ungläubige, oder sogenannte Ketzer. Die Religionsverbesserung, welche im sechszehnten Jahrhunderte von den Deutschen angestellt wurde, konnte in Portugal nicht eindringen. Die Macht der dortigen Geistlichkeit war furchtbar genug, um dieselbe von einer Nation auszuschließen, welche die Nothwendigkeit und Freyheit des Nachforschens nicht kannte, auch damals ihren Seefahrten und Handlungsentwürfen ganz ergeben war. Dazu kam die unglücklichste Veranstaltung, die nur ersonnen werden konnte, die Denkungskraft der Portugiesen einzuschränken.

Inquisition.

Johann der dritte führte nämlich die Inquisition in seinem Reiche, bis in seine ostindischen Länder hin, ein, weil die

Menge

Menge heimlicher Juden, die ihm unterthan waren, eine strenge Wachsamkeit zum Besten des christlichen Glaubens zu erfordern schien. Aber kaum hat in irgend einem Lande, Spanien ausgenommen, dieses Ketzergericht gegen Christen und Juden so grausam gewütet, als in Portugal. Es hat jede verdächtige Aufführung in Religionssachen, jede freyere Rede, und jeden Versuch gegen die geistliche Gewalt, gleich den ärgsten Verbrechen, willkührlich, und ohne daß der König dieses Verfahren nur untersuchen durfte, mit vieljährigem Kerker, Verlust der Güter, Beschimpfungen aller Art, oft auch mit dem Tode, bestraft. Dadurch ist diese Nation in einer solchen Furcht erhalten worden, daß sie es nicht gewagt hat, von dem vorgeschriebenen Wege in Lehren und Meynungen abzuweichen. Eben der gedachte König war auch der erste unter allen römischkatholischen Fürsten, der den vor kurzem entstandenen Jesuiten einen Sitz in seinen Ländern einräumte. Sie sollten den christlichen Glauben unter so vielen tausend Heyden, welche sich nunmehr im portugiesischen Gebiete von Asia und Africa, und in der Nachbarschaft befanden, ausbreiten: und sie haben es mit ausnehmendem Fleiße gethan. Aus ihrer Gesellschaft kam auch eine Anzahl scharfsinniger, und noch weit mehr spitzfindiger Köpfe, welche sich durch Streitigkeiten Ruhm erwarben. Allein der wahren, auf freye Untersuchungen gegründeten Gelehrsamkeit brachten sie keinen Vortheil; obgleich die hohe Schule zu Coimbra, und der gesammte Unterricht der portugiesischen Jugend in ihren Händen war. Sie schränkten vielmehr ihre Nation noch enger im Gebrauche ihrer Verstandeskräfte ein,

Jesuiten.

ein, da sie ihr einen unbedingten Gehorsam gegen den Willen der Päpste einprägten. Unter diesen Umständen leisteten zwar die portugiesischen Gelehrten für manche Wissenschaften so viel, als sich durch Fleiß, gründliche Behandlung allgemein geschätzter Wahrheiten, und gute Schreibart erwarten ließ; aber wichtige Erfindungen, Verbesserungen und höhere Vollkommenheit ertheilten sie keiner einzigen; am allerwenigsten der philosophischen und theologischen. Einer unter ihnen, der auch von Ausländern gekannt zu werden verdient, ist der Bischof von Silves in Algarbien, Hieronymus Osorio, der am Ende dieses Zeitraums lebte. Er schrieb über vielerley Gegenstände, unter andern auch über die Geschichte des berühmten Königs Emanuel, mit so vieler Einsicht, in einem so feinen und angenehmen lateinischen Ausdrucke, daß man ihn den portugiesischen Cicero genannt hat. Am häufigsten standen Dichter unter ihnen auf, die, wenn sie gleich meistentheils nur leichte und gefällige Versmacher waren, und von ihrer Nation zu sehr bewundert wurden, doch, indem sie ihre Sprache sanfter stimmten, auch das Vergnügen ihrer Leser unterhielten. So haben sie dem Luis (oder Ludwig) Camoens, wegen seiner Luisiade, eines Heldengedichts, in welchem er die Entdeckung und Eroberung von Ostindien durch seine Landsleute besang, den Namen des portugiesischen Virgilius beygelegt. Ohngeachtet seiner vortrefflichen Dichtergaben, starb er dennoch im Spital. Wenn man zu allen Zeiten gelehrte und witzige Köpfe genug antrifft, die in Dürftigkeit und Elend ihr Leben geendigt haben: so darf man darum nicht sogleich über den

Hier. Osorio. st. im J. 1580.

Ludw. Camoens. st. im J. 1579.

Undank

Undank der Welt gegen hochachtungswürdige Männer klagen. Camoens zog sich sein Schicksal durch ausschweifende Sitten, bittere Spottschriften, und unbiegsamen Stolz zu. Die meisten nothleidenden Gelehrten haben entweder nicht verstanden, ihre Wissenschaft gemeinnützig zu gebrauchen, oder sie haben durch ihre Aufführung ihrem aufgeklärten Verstande keine Ehre gemacht.

Zweyter Zeitraum.

Von der Zeit an, da die Spanier Herren über Portugal wurden, bis zur wiederhergestellten Unabhängigkeit des portugiesischen Reichs.

Vom Jahr 1580 bis zum Jahr 1640.

Ein Zeitraum von sechszig Jahren.

I.

Philipp II. König von Spanien, wird Herr von Portugal.

Nachdem die Portugiesen zween ihrer Könige so schnell nach einander, und auf eine so empfindliche, unglückliche Art, verloren hatten, gerieth diese Nation durch die streitige Frage, wer nunmehr den erledigten Thron einnehmen sollte, da keine männliche Nachkommen des Königs Alfons mehr vorhanden waren? in die äußerste Beunruhigung. Die Herzoge von Braganza in Portugal, und von Parma in Italien, hatten freylich das nächste Recht daran, weil ihre Gemahlinnen Töchter von dem jüngsten Sohne

des Königs Emanuel waren: und vornehmlich gebührte dem einheimischen Hause Braganza der Vorzug. Allein Philipp der zweyte, König von Spanien, dessen Mutter eine Tochter des erstgedachten Königs von Portugal war, behauptete, daß er deswegen der rechtmäßige Kronerbe sey. Da er der mächtigste Fürst seiner Zeiten, auch der Nachbar von Portugal war, nicht wenige angesehene Portugiesen durch Geld gewann, andere durch Drohungen auf seine Seite zog: so mußte er vor allen seinen Mitbewerbern den Platz behalten. Vergebens erklärte ein Theil der Portugiesen, welche überhaupt die Spanier haßten, den Don Antonio, einen Prior des Maltheserordens, der sich wahrscheinlich genug für einen Enkel des Königs Emanuel, aus der gesetzmäßigen Ehe eines seiner Prinzen, ausgab, zu ihrem Könige. Das Kriegsheer, welches Philipp unter den Befehlen seines grossen Feldherrn, des Herzogs von Alba, in Portugal einrücken ließ, überwand gar bald das schwächere und schlechte portugiesische. Dem Antonio aber blieb nach mehrern herzhaften Versuchen, die er auch mit Hülfe anderer Nationen anstellte, das Reich zu erobern, nichts übrig, als eine Zuflucht in Frankreich.

J. 1580.

Verlust der Portugiesen unter der spanischen Regierung.

II. Mit dieser Besitznehmung des portugiesischen Reichs durch die Spanier, welche auch bald Herren von allen außerhalb Europa dazu gehörigen Ländern wurden, fieng sich der Verfall dieses Reichs, und der Nation selbst, sogleich an. Die spanischen Könige behandelten Portugal fast wie ein erobertes Land, das man nur möglichst zu nützen sucht, und die Portugiesen mit offenbarer Verachtung, Härte und Mißtrauen. Ihr Vaterland mußte alles,

was

was seine Kräfte darboten, zu Spaniens Vortheil beytragen; es wurde auch in alle Kriege seiner Ueberwinder verwickelt; aber durch die unglücklichen Begebenheiten derselben litt Portugal am meisten, und fühlte wenig Sorge für sein Bestes. Schon da Philipp der zweyte, (oder unter den portugiesischen Königen der erste,) regierte, giengen die vereinigten Niederländer, denen er die Handlung in seinen Seehäfen nicht mehr gestatten wollte, auf dem von den Portugiesen entdeckten Wege, zum großen Schaden derselben, nach Ostindien, und holten sich selbst von dannen die Waaren her, welche sie nicht mehr in Portugal bekommen konnten. Eben das thaten auch die Engländer; aber unter dem folgenden Könige, Philipp dem dritten, bemächtigten sich die Niederländer, J. 1605.
die nun eine ostindische Handlungsgesellschaft errichtet hatten, der unschätzbaren molukkischen oder Gewürzinseln. Philipp der vierte setzte mit ihnen den eine Zeit lang unterbrochenen Krieg wieder fort: und der üble Ausgang desselben zog den Portugiesen abermals einen gehäuften und schweren Verlust zu. Die Holländer, wie man die verbundenen Niederländer auch zu nennen pflegt, entrissen ihnen die Hälfte J. 1636.
von Brasilien durch ihren tapfern Feldherrn, den Prinzen Johann Moriz von Nassau, der in diesem schönen Lande, als Statthalter desselben, nicht nur viele vortheilhafte Veränderungen traf; sondern auch veranlaßte, daß dessen natürliche Beschaffenheit durch richtige Beschreibungen bekannter wurde. In Africa büßten die Portugiesen durch eben diese Nation ihre Hauptfestung an der Goldküste, St. Georgio del Mina, ein. Aus Japan, wo sie einen überaus einträglichen

Handel führten, wurden sie auch durch Anstiften der Holländer vertrieben; so wie sie auf der indischen Halbinsel eben denselben Malacca übergeben mußten. Ormus, diese so reiche Niederlage ihrer morgenländischen Handelschaft, nahm ihnen der König von Persien mit Hülfe der Engländer weg, weil die persischen und andere asiatischen Kaufleute von den Portugiesen daselbst gezwungen wurden, ihren Vortheilen zu dienen.

Sie entziehen sich der spanischen Herrschaft, und wählen den Herzog von Braganza zum Könige.

III. Außer diesem mannichfaltigen und wichtigen Verluste, den die Portugiesen hauptsächlich dadurch in auswärtigen Welttheilen litten, daß sie spanische Unterthanen waren, wurden sie auch in ihrem Vaterlande gedrückt und gemißhandelt. Ihr Geld, das durch die beschwerlichsten Auflagen erpreßt ward, gieng in großer Menge nach Spanien. Ihre Schiffe, ihr Geschütz, der Ertrag ihrer Arbeiten überhaupt, wurden eben dahin gezogen, und die Nation sah sich nach und nach erschöpft; aber eben desto weniger im Stande, sich aus diesem knechtischen Zustande zu reißen. Fremde erhielten die vornehmsten Bedienungen in Portugal; andere Aemter wurden verkauft; man zwang den Adel und andere Portugiesen zu Kriegsdiensten in entfernten Ländern; und aus Geringschätzung ihrer zu Grunde gerichteten Kräfte, begegnete man ihnen mit vieler Härte. Endlich verbanden sich ohngefähr funfzig portugiesische Großen und gegen zweyhundert Bürger von Lissabon mit einander, um das unerträgliche spanische Joch abzuwerfen, und den Herzog von Braganza, der das nächste Recht an den Thron hatte, auf denselben zu setzen. Diese Verschwörung, die auf ein so

Im J. 1640. den 1. Dec.

gefährliches Unternehmen gerichtet war, erreichte ihre Absicht

Absicht in einem halben Tage. Nur drey Menschen verloren dabey das Leben; der Herzog von Braganza wurde unter dem Namen Johann der vierte zum Könige ausgerufen, und gar bald erkannten ihn, außer dem eigentlichen Reiche, auch alle Nebenländer desselben, Ceuta ausgenommen, das in spanischer Gewalt blieb. Die Oberherrschaft der Spanier über die Portugiesen hatte sechszig Jahre gedauert.

Dritter Zeitraum.

Von der Zeit an, da die Portugiesen ihr Reich wieder unabhängig machten, bis auf unsere Zeiten.

Vom J. 1640 bis zum J. 1782.

Ein Zeitraum von fast hundert und funfzig Jahren.

I.

Die Portugiesen erobern Brasilien wieder, und verlieren Ceylon.

Es schien ein sehr verwegenes Wagestück zu seyn, daß die seit mehr als einem halben Jahrhunderte entkräfteten Portugiesen der furchtbaren spanischen Macht den Gehorsam aufsagten. Auch stellte der damalige oberste Staatsbediente von Spanien, der Graf von Olivarez, der im Namen Philipps des vierten die ganze Regierung führte, demselben diese Staatsveränderung als eine verächtliche Empörung vor. Er wünschte dem Könige Glück dazu, daß der Herzog von Braganza durch den Einfall, sich zum Könige aufzuwerfen, alle seine großen Ländereyen an ihn verwirkt hätte.

Allein Spanien war damals durch seine langwierigen unglücklichen Kriege, die noch fortdauerten, und durch die Sorglosigkeit seiner Könige, schon sehr geschwächt. Der Aufstand der Catalonier im Innern dieses Reichs, der kurz vor der portugiesischen Staatsveränderung hergieng, zeigte von neuem, wie wenig Stärke dasselbe besitze. Dadurch bekamen die Portugiesen desto mehr Muth: und in der That wurden sie von den Spaniern in den ersten zwanzig Jahren ihrer von neuem behaupteten Unabhängigkeit wenig, und ohne Nachdruck, angegriffen. Johann der vierte regierte mit ziemlicher Wachsamkeit und Standhaftigkeit. Er zernichtete eine Verschwörung, welche die Spanier durch die ihnen noch ergebenen Großen in Portugal wider ihn gestiftet hatten. Aber bey den Päpsten, die sich vor dem spanischen Hofe fürchteten, konnte er es nicht dahin bringen, daß sie ihn ausdrücklich als rechtmäßigen König von Portugal erkannt, und die Bißthümer seines Reichs besetzt, oder diejenigen Geistlichen bestätigt hätten, denen dieselben ertheilt wurden. Dieses war eine überaus bequeme Gelegenheit für die Portugiesen, sich der Herrschaft noch eines andern angemaßten Regenten, der sie seit vielen Jahrhunderten unter dem Joche hielt, zu entziehen. Eine solche Freyheit würde ihnen noch wichtiger geworden seyn, als die neuerlangte, weil sie dadurch eine freye Anwendung ihres Verstandes erworben hätten. Doch da die Inquisition, der sie sich unterworfen hatten, und ihre Geistlichkeit überhaupt, zur Erhaltung ihres eigenen Ansehens, die päpstliche Hoheit nothwendig gebrauchten: so warteten die geduldigen Portugiesen fünf und zwanzig Jahre lang,

Sie versäumen die Gelegenheit, frey vom Papste zu werden.

Bis zum J. 1666.

lang, bis es den Päpsten gefiel, ihr Reich durchgängig mit Bischöfen zu versehen. Herzhafter bezeigten sie sich in dem Kriege, welchen sie mit den Holländern führten. Sie bedienten sich der von diesen übel angebrachten kaufmännischen Sparsamkeit in Brasilien, und verknüpften es wieder ganz mit ihrem Reiche. Hingegen konnten sie es nicht verhindern, daß ihnen die Holländer in eben demselben Jahre, in welchem Johann der vierte die Welt verließ, die Insel Ceylon in Ostindien wegnahmen; so daß ihr ehemals weitläuftiges Gebiet daselbst nur noch auf einen mäßigen Strich festen Landes, in der Folge aber fast nur auf Goa, eingeschränkt blieb. Im J. 1656.

11. Unterdessen hatten die Spanier ihren Entschluß, Portugal als ein im Aufruhr begriffenes Reich, wieder zu bezwingen, noch nicht fahren gelassen; ob sie gleich durch ihre anhaltenden Kriege verhindert wurden, denselben lebhaft zu betreiben. Nachdem sie aber mit den Holländern und Franzosen den Frieden geschlossen hatten, fielen sie die Portugiesen mit einer Macht an, der diese nicht gewachsen waren. Zum Glücke für diese, schickte ihnen England öffentlich eine starke Schaar Kriegsvölker zur Hülfe, und Frankreich, dessen König eben eine spanische Prinzessinn geheyrathet hatte, stand ihnen dennoch auf gleiche Art, wiewohl sie versteckter ausfallen sollte, bey. Der Graf von Schomberg, ein vorzüglich geschickter französischer Feldherr, eigentlich aber deutschen Herkommens, aus dem Geschlechte der Herren von Schömberg, war es hauptsächlich, der mit dem portugiesischen Feldherrn von Marialva die Spanier in zwo Hauptschlachten überwand. Zwar riefen die Portugiesen

Sie nöthigen die Spanier, ihren Ansprüchen auf Portugal zu entsagen.

J. 1663 und 1665.

sen damals ihre alte Tapferkeit gleichsam wieder hervor; allein sie hatten doch Ausländern das meiste bey diesen Siegen zu danken. Spanien mußte endlich
J. 1668. Portugal für ein unabhängiges Reich erkennen, und behielt von allem, was es sonst darinne besessen hatte, nur noch die Stadt Ceuta in Africa übrig. Dagegen blieb zwischen diesen beyden Nationen ein heftiger Widerwille gegen einander zurück. Bey den Portugiesen insonderheit ist er bis zum Hasse der Spanier gestiegen, durch welche sie ehemals so viel gelitten und verloren haben.

Die Portugiesen setzen ihren König Alfons VI. ab.

III. Portugal war also in Ansehung seiner auswärtigen Feinde nunmehr beruhigt; aber es hatte auch durch innere Mißhelligkeiten viel ausgestanden. Alfons der sechste, der seinem Vater Johann auf dem Throne nachfolgte, machte sich durch seine ausschweifende Handlungen verächtlich. Freylich trugen seine schlechte Erziehung und sein zerrütteter Körper nicht wenig dazu bey. Seine Mutter, welche auch nach seiner Volljährigkeit die Regierung fortführte, ließ ihm zwar öffentlich vor der Versammlung der Reichsstände einen Verweis über seine unanständige Lebensart vorlesen. Allein der König wurde dadurch nur beschimpft und erbittert, nicht gebessert. Er übernahm die höchste Gewalt selbst: und ob er sie gleich nicht auszuüben verstand, konnte man doch mit der Klugheit seines obersten Staatsbedienten, des Grafen von Castell Melhor, zufrieden seyn. Nur die Gemahlinn des Königs, eine französische Prinzessinn, und sein Bruder, der Prinz Peter, waren es nicht, weil sie selbst herrschen wollten. Sie verbanden sich also mit einander wider den König, und brachten es durch

wahre,

wahre, übertriebene und auch unerweisliche Beschuldigungen gegen ihn, noch mehr aber durch einen mächtigen Anhang, welchen sie sich verschafften, so weit, daß Alfons seine Krone niederlegen mußte. Man ließ ihm den königlichen Titel, und er lebte noch vierzehn Jahre als ein Gefangener. Seine Gemahlinn, die sich von ihm scheiden ließ, vermählte sich darauf mit seinem Bruder, der unter dem Namen Peter der zweyte den Thron bestieg. Dieser Fürst, der erstlich Regent, nach seines Bruders Tode aber König hieß, war es eben, der den schon gedachten Frieden mit Spanien schloß. Er regierte nicht ohne Klugheit und Entschlossenheit, arbeitete an der Aufnahme seines Reichs, und nahm noch wenige Jahre vor seinem Tode an dem spanischen Erbfolgekriege, als ein Bundsgenosse des Hauses Oesterreich, Antheil. Seine Feldherren aber leisteten der gemeinschaftlichen Sache keine besondern Dienste.

Im J. 1668.

J. 1683.

Peter II. st. im J. 1706.

IV. Als er im Anfange dieses Jahrhunderts starb, hatte sich das portugiesische Reich bereits einigermaßen von seinen vielen Unfällen erholt. Handlung und Schifffahrt blühten wieder zum Theil, und es schien die Zeit gekommen zu seyn, da diese Nation zu einem neuen Wohlstande und Ansehen gelangen würde. Johann der fünfte, Peters Sohn, der Portugal drey und vierzig Jahre lang beherrschte, hatte einige Gaben, und that auch verschiedenes, was zu dieser edeln Absicht führen konnte. Er bestand fest auf der Achtung und den Rechten, die seiner königlichen Würde gebührten, auch gegen die mächtigsten Fürsten von Europa. Er wurde freylich dabey von den Engländern unterstützt, und er hatte es eben denselben zu danken, daß er am Ende des spanischen Erbfolgekriegs vortheilhafte

Johann der fünfte regiert über die Portugiesen. J. 1707 bis 1750.

hafte Bedingungen für seine americanische Besitzungen erhielt; wiewohl sich seine Soldaten darinne wenig hervorgethan hatten. Insonderheit bewies er gegen die Päpste ein hohes und standhaftes Betragen, dessen sie von den portugiesischen Königen nicht gewohnt waren. Er nöthigte sie, nach einem Widerstande von vielen Jahren, endlich doch sein Begehren zu erfüllen, wenn sie nicht alle Einkünfte aus seinem Reiche verlieren wollten. So mußten sie ihm eine Art von kleinem Papste, an dem Patriarchen von Lissabon, und das Recht, einen Cardinal zu ernennen, bewilligen. Er war auch ein Liebhaber der Gerechtigkeit, die er streng, und ohne Unterschied des Standes, vollziehen ließ. Zur Aufnahme der Gelehrsamkeit in seinem Reiche, stiftete er eine königliche Akademie oder Gesellschaft der Geschichte, besonders von Portugal. Daher haben die Portugiesen seitdem immer mehrere Geschichtschreiber bekommen. Aber eben dieser König hatte auch Schwachheiten und Fehler an sich, die von der schädlichsten Wirkung auf den Zustand seines Reichs und Volks waren. Voll abergläubisch eifriger Gesinnungen für alles geistliche und andächtige Cärimoniel, und der Geistlichkeit, selbst den Päpsten im Grunde, auf das ehrerbietigste ergeben, hinderte er dadurch jeden Versuch der Freyheit und der edlern Aufklärung bey seinen Unterthanen. Er ließ sich von dem Papste den Ehrennamen des allergläubigsten oder rechtgläubigsten Königs beylegen, auch durch eben denselben seinem Reiche einen neuen Schutzheiligen anweisen. Die Gewalt der Inquisition, die er anfänglich vermindern zu wollen schien, stärkte er nachmals selbst durch seine Gegenwart bey ihrem Mordgepränge oder Auto da Fe.

Er

Er wandte viele Millionen Reichsthaler an die Erbauung eines Klosters zu Mafra, für zweyhundert Kapuziner, mit einer Kirche und einem königlichen Palaste umgeben; alles so prächtig, daß er die Herrlichkeit des spanischen Escorial übertraf. Dagegen aber befand sich seine Seemacht in einem solchen Verfall, daß er kaum die africanischen Seeräuber abwehren konnte. Seine Kriegsmacht zu Lande war die schlechteste und verächtlichste, die ein europäischer Fürst hatte. Viele Widersprüche und veränderlicher Eigensinn in seinem Betragen, machten es überhaupt, daß er kein wohlthätiger König für seine Nation wurde. In seinen letzten sechs bis acht Jahren, da er kränklich war, überließ er die Staatsverwaltung einem Kapuziner, der ihm beständig zur Seite seyn mußte: und in solchen Händen konnte sie unmöglich etwas gewinnen.

Verbesserung des Reichs unter dem K. Joseph, vom J. 1750 bis 1777.

V. Daher traf sein Sohn und Nachfolger, der König Joseph, das Reich in einer solchen Schwäche an, daß er an einer fast allgemeinen Verbesserung darinne arbeiten lassen mußte. Die Nothwendigkeit derselben zeigte sich bey verschiedenen Unglücksfällen und Angriffen, welche theils ihn selbst, theils ganz Portugal betrafen. Ein Erdbeben stürzte in wenig Minuten einen großen Theil seiner Hauptstadt Lissabon über den Haufen; das dazu gekommene Feuer verbrannte unzählige Gebäude; und funfzehn- bis zwanzigtausend Menschen verloren dabey das Leben. Zugleich war der Tajo ausgetreten, hatte Felder und Gärten verwüstet; Hungersnoth und Seuchen folgten darauf, und das Elend dieser Gegenden war einige Monate hindurch außerordentlich. Obgleich

Im J. 1755. den 1 Nov.

die Engländer, zum Theil auch die Spanier, den Portugiesen damals freygebige Hülfe leisteten; so empfanden doch die letztern eben dadurch, wie sehr sie, bey allem ihrem Reichthum, arm an den nothwendigsten Bedürfnissen wären. Es waren unter andern durch das Feuer und Wasser fast alle ausländische Zeuge zu Lissabon verdorben, in welche sich sonst der Hof und die vermögenden Portugiesen zu kleiden pflegten. Sie bedienten sich also jetzt aus Noth eines in ihrem Vaterlande verfertigten groben Tuchs, und sahen mit Vergnügen, wie viel sie dadurch zur Aufmunterung des inländischen, bisher so sehr darnieder liegenden
J. 1758. Fleißes beytrugen. — Drey Jahre darauf wurde der König durch einen meuchelmörderischen Schuß, der nach ihm des Nachts in seine Kutsche geschah, beynahe ums Leben gebracht. Außer einigen portugiesischen Großen, welche diese Freveltat gestiftet hatten, wurden auch die Jesuiten als Mitschuldige derselben befunden. Da eben dieselben einige Zeit vorher in dem südlichen America den Tausch, welchen Portugal und Spanien mit einigen Landesbezirken gegen einander vornehmen wollten, durch aufrührische Bewegungen hintertrieben, welche sie unter den von ihnen getauften Indianern erregten: so vertrieb sie der König gänzlich aus seinem Gebiete. Darüber verfiel er zwar in eine lange Mißhelligkeit mit dem päpstlichen Hofe. Allein er bediente sich derselben, die königlichen Rechte in Kirchensachen zu erneuern: und der Papst mußte endlich nachgeben, um nicht zu viel von seinen angemaaßten Rechten über Portugal zu verlieren. — Noch dauerten diese Streitigkeiten fort, als Spanien und Frankreich,

um

um den Engländern, welche sie bekriegten, einen nützlichen Bundsgenossen zu entreißen, den König Joseph zu nöthigen suchten, daß er mit ihnen gemeinschaftlich die Waffen gegen dieselben ergreifen möchte. Seine Weigerung wurde durch einen Einfall in sein Reich erwiedert. Doch der Beystand der Engländer setzte ihn in den Stand, dasselbe glücklich zu vertheidigen. Mit ihren Kriegsvölkern kam unter andern auch ein trefflicher deutscher Feldherr, der Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg, nach Portugal, und gab der kläglichen Kriegsverfassung dieser Nation eine neue, allein brauchbare Gestalt. Der Friede wurde schon im folgenden Jahre wieder hergestellt; und der König fuhr immer fort, in dem Zustande seiner Länder heilsame Veränderungen anzubringen. J. 1762.

VI. Er hatte aber auch das Glück, einen vorzüglich klugen Rathgeber zu finden, dessen Vorschlägen er mit dem besten Willen folgte. Sebastian Joseph von Carvalho, nachmals Graf von Oeyras, und zuletzt Marquis von Pombal, war einer von den seltenen Männern, welche Einsicht, Muth und Standhaftigkeit genug besitzen, eine ganze Nation gleichsam umzuschmelzen, und aus einer kriechenden Lage zu einem erhabenen Fluge zu bringen. Er sah, daß die Portugiesen durch Mangel an Arbeitsamkeit, durch Aberglauben, Unwissenheit, und blinden Gehorsam gegen die Geistlichkeit, verhindert würden, das zu seyn, was sie seyn konnten; daß die Kräfte des Reichs wenig gekannt und genützt würden, und daß die Vortheile der Handelschaft insonderheit meistentheils den Engländern zugehörten. Durch die Staatsverwaltung des Marquis von Pombal.

Auf alles dieses also wandte Pombal seine Sorgfalt. Da Portugal mit Weinbergen angefüllt war, und Mangel an Brodt litt: so ließ er an vielen Stellen die Weingärten ausrotten, und in Kornfelder verwandeln. Es wurden Wollen- und Seidenmanufakturen, auch Glashütten angelegt, manche Einschränkungen des Handels aufgehoben, und der Fleiß der Nation, so viel es möglich war, in Bewegung gesetzt. Die königlichen Einkünfte gelangten durch ihn nicht bloß in eine bessere Ordnung, sondern wurden auch ansehnlich vermehrt. Man sah das Seewesen und das Kriegsheer aus seiner Ohnmacht aufleben, und die wichtige Colonie Brasilien von mancherley Mißbräuchen entledigt. Er demüthigte die übermüthige Geistlichkeit; gebot der Inquisition, keines ihrer Urtheile zu vollstrecken, wenn es nicht vorher von dem königlichen Rathe untersucht und bestätigt worden wäre; und gab durch die Vertreibung des Jesuiterordens den übrigen römischkatholischen Ländern das erste Beyspiel, sich von dieser zu mächtig gewordenen geistlichen Gesellschaft zu befreyen. Ueberhaupt machte er den Anfang, die ungeheure Anzahl der müßigen und üppig lebenden Mönche in seinem Vaterlande zu vermindern. Er zeigte dem päpstlichen Hofe, daß die Portugiesen wohl im Stande wären, die alte Kirchenverfassung wieder einzuführen, ihre Kirche und die Bischöfe derselben von den römischen unabhängig zu machen, die Kirchengüter völlig der Gewalt des Landesherrn zu unterwerfen, und dergleichen nothwendige Verbesserungen mehr zu treffen. Die hohe Schule zu Coimbra, welche in den erbärmlichsten Verfall gerathen war,

wurde durch seine Bemühungen erst nutzbar. Es wurde eine richtigere Methode zu studieren vorgeschrieben; die Bestellung geschickter Lehrer und neuer Schulen leitete die Nation noch mehr auf diesen ungewohnten Weg. — Zu allem diesem konnte Pombal freylich nur den Grund legen; aber wenn man die finstern Begriffe, die sklavische Denkungsart und die Trägheit des größten Theils seiner Mitbürger bedenkt: so ist es zu bewundern, daß er so viel bewirkt hat. Die Erbitterung der Geistlichkeit gegen ihn, auch vieler Großen, welche er erniedrigte; die strengen und harten Mittel, die er oft bey einer solchen Nation, wie die seinige war, gebrauchen zu müssen glaubte; ingleichen ein stolzes und herrschsüchtiges Betragen, dessen er beschuldigt wurde, erlaubten es ohnedieß den meisten Portugiesen nicht, in ihm ihren Wohlthäter zu erkennen. Er wurde gehaßt, indem er ihnen Gutes erwies; allein das vollkommene Vertrauen seines Fürsten behielt er bis an dessen Ende. Joseph I. st. im J. 1777.

VII. Die älteste Tochter Josephs, Maria Francisca Isabella, bisher die Prinzessinn von Brasilien genannt, bestieg hierauf den Thron: und ihr Gemahl, der zugleich ihres Vaters Bruder ist, Peter Clemens, erhielt zwar auch den königlichen Titel; aber nicht die eigentliche Regierung. Diese Königinn, welche noch über Portugal herrscht, bezeigte nicht die Achtung ihres Vaters gegen den Marquis von Pombal. Er verlor seine Bedienungen; viele seiner Einrichtungen wurden aufgehoben, viele Personen für unschuldig erklärt, die er hatte verurtheilen lassen. Die Vorwürfe, welche man ihm öffentlich machte, waren eben so schwer als mannichfaltig; aber seine zahlreichen Neuester Zustand der Portugiesen.

und fürchterlichen Feinde, welche nun die herrschende Parthey geworden waren, und nach seinem völligen Untergange strebten, konnten doch nur einen Theil ihrer Rachbegierde erfüllen. Er starb vor wenigen Monaten in einem Alter von zwey und achtzig Jahren, zwar ohne alles Ansehen, und heftig verfolgt; aber doch eines natürlichen, und, wie es scheint, auch ruhigen Todes. Seitdem er gefallen ist, haben sich die Portugiesen wieder freywillig unter diejenige Knechtschaft gebeugt, von welcher er sie zu retten angefangen hatte. Die Gewalt des Papstes, der Inquisition, und ihrer gesammten Geistlichkeit, ist abermals empor gestiegen. Man sieht nicht, daß sie in den letzten Jahren in irgend einer Kunst oder Wissenschaft einen merklichen Fortschritt gethan hätten. Nur ihre Schifffahrt und ihr Seehandel haben durch die Partheylosigkeit, welche die Königinn bey dem jetzt fortwährenden Kriege beobachtet, ziemlich gewonnen. Man mag auf dasjenige sehen, was diese Nation bereits gewesen ist; oder auf den Rang, zu welchem sie sich unter den übrigen Europäern erheben kann: so ist es gewiß, daß sie eines zweyten Pombal bedarf.

Pombals Tod J. 1782.

Ende des ersten Abschnitts des vierten Theils.

Zeittafel

zur italiänischen, französischen, spanischen und portugiesischen Geschichte.

J. n. C. G.	
400	Alarich, König der Westgothen, fällt in Italien ein.
407	Wandalen, Alanen und Sueven brechen in Gallien ein.
409	Ihr Einfall in Spanien.
410	Plünderung Roms durch den Alarich.
412	Westgothen in Gallien.
414	Burgunder in Gallien.
416 fg.	Wallia, König der Westgothen in Gallien und Spanien.
	Sueven in Spanien und Lusitanien.
452	Nähere Veranlassung zum Ursprunge von Venedig.
476	Odoaker, König der Heruler, und anderer Deutschen, macht dem Reiche der Römer in Italien ein Ende.
481	Tod des Childerichs, Königs der Franken.
486	Klodwig, König der Franken, zerstört die römische Herrschaft in Gallien.
493	Theodorich, König der Ostgothen, stürzt die Herrschaft des Odoaker in Italien.
511	Klodwigs Tod. Theilung des fränkischen Reichs in Austrasien, oder Osterreich, und Neustrien, oder Westfranken.
	Fränkische Könige zu Orleans, Paris und Soissons.
526	Theodorich, König der Ostgothen, stirbt.
532	Das burgundische Reich in Westfranken wird von den Franken überwältigt.
553	Zerstörung des ostgothischen Reichs in Italien durch die Römer aus Constantinopel.
568	Alboin zieht mit den Langobarden nach Italien.

J. u. C. G.	
585	Untergang des svevischen Reichs in Lusitanien, und einigen spanischen Provinzen.
595	Gregorius, Bischof von Tours, ältester Geschichtschreiber der Franken, stirbt.
604	Tod des römischen Bischofs, Gregors I. oder des Großen.
687	Pipin von Herstall wird Herr über die fränkische Monarchie.
697	Erster Doge oder Herzog der Venetianer.
712	Ende des westgothischen Reichs in Spanien, unter dem Könige Roderich.
	Die Araber erobern Spanien und Lusitanien.
714	Pipin stirbt. Carl Martel regiert über die Franken.
718	Pelagius legt den Grund zu einem neuen westgothischen Reiche in Spanien. Königreich Asturien.
732	Die Araber werden bey Tours von Carl Martel geschlagen.
741	Carl Martels Tod.
752	Pipin der Kleine bemächtigt sich des fränkischen Throns und Reichs, von welchem er das merovingische Geschlecht verdrängt.
	Die römischen Bischöfe werden weltliche Fürsten.
768	Pipin der Kleine stirbt. Carl der Große.
774	Das langobardische Reich wird von Carln dem Großen zerstört.
780	Alcuin im fränkischen Reiche.
	Paul Warnefried, ein gelehrter Langobarde.
800	Erneuerung des abendländischen Kaiserthums der Römer durch Carln den Großen.
804	Alcuins Tod.
806	Die Insel Corsica wird von den Genuesern erobert.
809	Verbindung vieler Inseln mit Rialto, oder dem ursprünglichen Venedig.
814	Carl der Große stirbt.
	Ludwig der Fromme, Kaiser und König der Franken.

J. u. C. G.	
840	Ludwig der Fromme stirbt.
843	Vergleich von Verdün zwischen Ludwigs des Frommen Söhnen.
	Lothar der erste, Kaiser und König von Italien.
	Carl der Kahle, König der Westfranken.
	Ursprung des nachher sogenannten Königreichs Frankreich.
855	Lothar I. legt die Regierung nieder. Ludwig II. Kaiser und König von Italien.
	Lothar II. König von Lothringen.
857	Garsias, erster König von Navarra.
866	Alfons der Große, auch der Gelehrte, König von Leon.
875	Tod des Kaisers Ludwigs des zweyten.
	Carl der Kahle wird Kaiser, und König von Italien.
877	Carls des Kahlen Tod.
878	Carlmann, Carls des Kahlen Sohn, bemächtigt sich Roms und des Königreichs Italien.
879	Burgundisches Reich in Westfranken.
880	Carlmann stirbt.
	Carl der Dicke, Ludwigs des Deutschen jüngster Sohn wird Kaiser, König von Italien, Ostfranken oder Deutschland, und Westfranken.
887	Carl der Dicke wird in allen seinen Reichen abgesetzt.
	Das westfränkische oder französiche Reich wird auf immer von dem deutschen getrennt.
	Arnulf, Carlmanns Sohn, wird König von Lothringen.
888 fg.	Guido, Berengar, und andere Könige von Italien.
900	Die römischen Bischöfe heißen nunmehr allein Päpste.
	Burgundisches Reich in der Schweiz.
912	Carl der Einfältige, König der Westfranken, überläßt dem normännischen Feldherrn Rollo ein Stück seines Reichs.
	Herzogthümer Normandie und Bretagne.

J. u. C. G.	
923	Berengar I. König von Italien wird ermordet.
929	Carl der Einfältige stirbt als ein Gefangener eines seiner Vasallen.
930	Beyde burgundische Reiche werden unter dem Namen des Arelatensischen durch Rudolf II. mit einander vereinigt.
	Hugo, Graf von Arelate, König von Italien.
947	Lothar, Sohn des Hugo, wird König von Italien.
950	König Lothar stirbt.
	Berengar II. und sein Sohn Adelbert, Könige von Italien.
952	Berengar II. wird von dem deutschen Könige Otto abhängig.
962	Das römische Kaiserthum und das Königreich Italien wird durch den deutschen König Otto auf immer mit dem deutschen Reiche verbunden.
	Luitbrand, Bischof zu Cremona.
974	Tod des Kaisers Otto des Großen. Otto II. sein Nachfolger.
983	Otto II. stirbt.
987	Ludwig V. letzter König von Frankreich aus dem carolingischen Hause.
	Hugo Capet, Herzog von Frankreich, und Graf von Paris und Orleans, wird König von Frankreich.
996	Hugo Capet stirbt.
999	Gerbert, ein Franzose, wird Papst, unter dem Namen Silvester II.
1002	Otto III, Kaiser und König von Italien, stirbt.
1016fg.	Erste Kriegsthaten der Normänner im untern Italien.
1031	Robert der Fromme, König von Frankreich stirbt.
1033	Das burgundische Reich wird mit dem deutschen vereinigt.
1035	Ferdinand, erster König von Castilien.
	Königreich Aragonien.
1043	Wilhelm mit dem eisernen Arme, Graf von Apulien.

J. u. C. G.	
1046	Drey Päpste werden von dem Kaiser Heinrich III. abgesetzt.
1059	Robert Guiscard, erster Herzog von Apullien und Calabrien, ein Vasall der Päpste.
1066	Wilhelm, Herzog von der Normandie, erobert England.
1073	Gregor der siebente wird Papst.
1085	Tod Robert Guiscards und Gregors des siebenten.
1088	Berengarius, ein französischer Geistlicher, stirbt.
1095	Heinrich, ein burgundischer Prinz, Graf von Portugal.
1096	Erster Kreuzzug der Franzosen.
1101	Roger, Graf von Sicilien, stirbt.
1109	Heinrich, Graf und Landesherr von Portugal.
1115	Tod der Markgräfinn Mathildis.
1129	Roger der zweyte stiftet das Königreich beyder Sicilien.
1137	Die Grafschaft Catalonien fällt an das Königreich Aragonien.
1139	Alfons, erster König von Portugal.
1142	Peter Abälard stirbt.
	Troubadours, französische Dichter.
1152	Süger, Abt von St. Denys, stirbt.
1153	Bernhard, Abt von Clairvaux, stirbt.
	Scholastische Philosophie und Theologie in Frankreich.
1154	Roger, König von Sicilien, stirbt.
	Peter aus der Lombardey, Bischof von Paris, stirbt.
1173	Einschränkung des Doge von Venedig durch zugeordnete Räthe.
1177	Friede zwischen dem Kaiser und dem Papste zu Venedig.
1180	Philipp August, König von Frankreich, fängt an zu regieren.
1193	Das Königreich Sicilien kommt an das kaiserliche schwäbische Haus.
1198	Mit der Prinzessinn Constantia stirbt das königliche Haus der normännischen Fürsten in Sicilien aus.

J. u. C. G.	
1200fg.	Universität zu Paris.
1204	Franzosen und Venetianer erobern Constantinopel.
1209	Kreuzzug wider die Albigenser in Frankreich.
1223	Philipp August stirbt.
1224	Universität zu Neapel.
1230	Die Königreiche Leon und Castilien werden durch Ferdinand den dritten auf immer mit einander vereinigt.
1248	Ludwigs IX, Königs von Frankreich, unglücklicher Feldzug in Aegypten.
1257	Alfons der Weise, König von Castilien und Leon, wird zum deutschen Kaiser gewählt.
1266	Das Königreich Sicilien kommt an Carln von Anjou, Grafen von Provence.
1270	Ludwig IX. stirbt vor Tunis.
1274	Thomas von Aquino, ein berühmter Theolog aus dem Neapolitanischen, stirbt.
1282	Die Franzosen verlieren Sicilien durch die sicilianische Vesper.
1285	Philipp der Schöne, König von Frankreich.
1297	Der Adel zu Venedig entreißt den Bürgern alle ihre Rechte.
1302	Das Parlement von Paris bekommt seinen beständigen Sitz in dieser Hauptstadt.
1303	Der Papst Bonifacius VIII. wird von dem König Philipp dem Schönen gedemüthigt.
1305	Päpste zu Avignon.
1311	Philipp der Schöne und der Papst heben den Orden der Tempelherren auf.
1315	Tod Philipps des Schönen.
1321	Der Dichter Dante Alighieri stirbt.
1325	Dionysius der Gerechte, König von Portugal, stirbt.
1328	Das Haus Valois kommt mit Philipp VI. auf den französischen Thron.
1340	Nicolaus de Lyra stirbt.
1343	Robert, König von Neapel, stirbt.
1346	Schlacht bey Crecy.
1347	Eustach von St. Pierre, und andere Bürger von Calais.

Der

J. n. C. G.	
1349	Der Dauphin und Graf von Viennois Hümbert überläßt sein Land an die Könige von Frankreich.
1356	Der König Johann von Frankreich wird von den Engländern in der Schlacht gefangen.
1360	Friede von Bretigny zwischen den Franzosen und Engländern.
1364	Karl der Weise, König von Frankreich. Er bringt die von den Engländern eroberten französischen Länder wieder an Frankreich.
1374	Tod des Franz Petrarca.
1375	Johann Boccaccio stirbt.
1376	Die Päpste kehren von Avignon nach Rom zurück.
1380	Die Venetianer nehmen die ganze genuesische See- und Kriegsmacht bey der Insel Chiozza gefangen.
1381	Friede zu Chiozza.
1388	Ursprung des Titels, Prinz von Asturien.
1395	Johann Galeazzo Visconti wird von dem Kaiser Wenzel zum Herzoge von Meyland erhoben.
1396	Genua ergiebt sich an den König von Frankreich.
1407	Der Herzog von Orleans wird auf Anstiften des Herzogs von Burgund ermordet.
1409	Die Genueser reißen sich von der französischen Herrschaft wieder los.
1415	Schlacht bey Azincourt.
1416	Amadeus wird vom Kaiser Siegmund zum Herzoge von Savoyen ernannt.
1419	Entdeckung von Madera durch die Portugiesen.
1420	Vergleich von Troyes, durch welchen Heinrich V. König von England zum französischen Thronfolger bestimmt wird.
1422	Carl der sechste, König von Frankreich, stirbt wahnwitzig. Sein Sohn Carl der siebente, regiert über einen kleinen Bezirk des Reichs.
1429	Das Mägdchen von Orleans.

Tod

J. n. C. G.	
	Tod des Kanzlers Johann Gerson.
1442	Renatus, der letzte König von Neapel aus dem Hause Anjou, muß dasselbe durch die Flucht verlassen.
	Alfons der fünfte, auch der Weise, König von Aragonien und Sicilien, vereinigt Neapel wieder mit Sicilien.
1444fg.	Portugiesische Entdeckungen in und bey Africa.
1457	Lorenz Valla stirbt.
1458	Alfons des fünften Tod.
	Pius II. vorher Aeneas Sylvius wird Papst.
1461	Carl der siebente, König von Frankreich, stirbt. Ludwig XI. sein Nachfolger.
1464	Cosmus Medices und Pius II. sterben.
	Stiftung der Posten in Frankreich.
1477	Carl der Kühne, Herzog von Burgund, verliert in der Schlacht das Leben.
	Das Herzogthum Burgund und andere Länder, kommen an Frankreich.
1479	Die Königreiche Castilien und Aragonien werden mit einander vereinigt. Die Könige Ferdinand und Isabella.
1481	Barthol. Platina, Geschichtschreiber der Päpste, stirbt.
1483	Ludwig XI. stirbt. Carl der achte, sein Sohn, wird König.
1492	Christoph Colombo oder Columbus, ein Genueser, entdeckt für die Spanier eine neue Welt.
	Ferdinand und Isabella machen dem arabischen Reiche von Granada in Spanien ein Ende.
	Vertreibung der Juden aus Spanien.
	Lorenz Medices stirbt.
1493	Hermol. Barbarus stirbt.
1495	Ferdinand, König von Spanien, bekommt den Ehrennamen des katholischen Königs.
	Emanuel, König von Portugal, tritt die Regierung an.
1498	Der Portugiese, Vasco de Gama, schifft auf einem neuen Wege nach Ostindien.

J. n. C. G.	
	Carl VIII. stirbt. Er vereinigt Bretagne mit Frankreich. Ludwig XII. König von Frankreich.
	Hieron. Savonarola wird verbrannt.
1499	Amerigo Vespucci oder Vesputius, ein Florentiner, schifft in die neue Welt, welche von ihm America genannt wird.
1500	Cabral entdeckt Brasilien für die Portugiesen.
1501	Friedrich, König beyder Sicilien, verliert sein Reich an Frankreich und Spanien.
1504	Isabella, Königinn von Castilien, stirbt.
1505	Gebrauch der Petarden.
1506	Columbus und Sabellicus sterben.
1508	Die Könige von Frankreich, Spanien, und andere Fürsten, vereinigen sich zu Cambray wider Venedig.
1509	Spanische Eroberungen in Africa.
	Tod des Geschichtschreibers Philipp von Comines.
1512	Ferdinand, König von Spanien, entreißt dem Könige von Navarra, Johann von Albret, die Hälfte seines Reichs.
1513	Julius II. stirbt. Ihm folgt Leo X.
1515	Ludwig XII. König von Frankreich, stirbt. Franz I. wird König.
1516	Tod des Königs Ferdinand. Sein Enkel Carl I. wird König von Spanien.
1517	Der Cardinal Ximenez stirbt.
1519	Carl I. König von Spanien, wird unter dem Namen Carl V. Kaiser.
1520	Leonardo da Vinci und Raphael sterben.
1521	Emanuel, König von Portugal, und Leo X. sterben.
	Die Spanier erobern das Kaiserthum Mexico.
1522	Die Reformation dringt in Frankreich ein.
1525	Franz I. wird in der Schlacht bey Pavia gefangen.
1526	Friede zu Madrid zwischen Carln V. und Franz I.
1527	Rom wird von Deutschen, Italiänern und Spaniern erobert und geplündert.
1528	Andreas Doria gründet die Freyheit seiner Vaterstadt Genua.
1531	Alexander Medices, erster Herzog von Florenz.
1533	Das Reich der Incas in Peru wird von den Spaniern überwältigt.
	Tod des Dichters Ludw. Arioste.
1534	Correggio stirbt.

J. u. C. G.	
1536	Johann Calvin oder Chauvin stirbt.
1537	Cosmus Medices wird Herzog von Florenz.
	Jacob Faber von Etaples stirbt.
1540	Joh. Ludov. Vives, Wilh. Budäus und Franc. Guicciardini sterben.
1544	Clem. Marot stirbt.
1545	Peter Aloysius Farnese wird von dem Papste Paul III, seinem Vater, zum Herzoge von Parma und Placenz erhoben.
1546	Franc. Vatablus stirbt.
1547	Franz I. stirbt. Heinrich II. sein Sohn und Nachfolger.
	Per. Bembo und Jac. Sadoleto sterben.
1550	Andreas Alciatus stirbt.
1552	Heinrich II. nimmt dem deutschen Reiche die Bißthümer Metz, Tull und Verdun weg.
1553	Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen.
	Franz Rabelais stirbt.
1556	Carl V. tritt seinem Sohne Philipp II. die spanische Monarchie ab.
1558	Calais, die einzige übrige Besitzung der Engländer in Frankreich, wird ihnen entrissen.
	Carl V. und Johann Fernel sterben.
1559	Heinrich II. König von Frankreich, verliert in einem Turnier, oder Lustgefechte, das Leben.
	Robert Stephanus oder Etienne stirbt.
1560	Ursprung des Namens Hugonotten in Frankreich.
	Melchior Canus stirbt.
1562	Anfang der bürgerlichen Kriege in Frankreich.
	Gabr Fallopius stirbt.
1564	Michael Angelo und Sebast. Castellio oder Chateillon sterben.
1570	Andr Palladio, ein trefflicher italiänischer Baumeister.
1571	Die Venetianer verlieren die Insel Cypern durch die Türken.
1572	Die Bartholomäusnacht, oder die französische Mordnacht.
	Ermordung des Admirals von Coligny, und Pet. Ramus.
1573	Tod des Kanzlers Michael von Hospital.
	Carls IX. Bruder, Heinrich, Herzog von Anjou, wird König von Polen.

J. u. C. G.	
1574	Carl IX. stirbt. Sein Bruder Heinrich III. wird sein Nachfolger, und läßt die polnische Krone im Stiche.
1576	Kaiser Maximilian II. erhebt das Herzogthum Florenz in ein Großherzogthum.
	Das heilige Bünndniß der Franzosen wider ihren König.
	Titian stirbt.
1578	Sebastian, König von Portugal, verliert Schlacht und Leben gegen die Mauren in Africa.
1579	Ludw. Camoens stirbt.
1580	Mit dem Könige Heinrich von Portugal stirbt der männliche Stamm des königlichen Hauses aus.
	Philipp II, König von Spanien, erobert Portugal.
	Hieron. Osorio stirbt.
1585	Peter Ronsard, M. Anton. Muretus, und Pet. Victorius sterben.
	Sixtus V. wird Papst.
1586	Anton. Augustinus stirbt.
1588	Philipps II. sogenannte unüberwindliche Flotte wird zu Grunde gerichtet.
1589	Heinrich III. wird ermordet. Aussterben des Hauses Valois.
	Heinrich IV. bisheriger König von Navarra, wird König von Frankreich. Das Haus Bourbon kommt mit ihm auf den Thron.
1590	Sixtus V. und Jac. Cujacius sterben.
1592	Michael von Montagne stirbt.
1593	Heinrich IV. tritt zur römischkatholischen Kirche über.
1595	Torquato Tasso stirbt.
1598	Philipp II, König von Spanien, stirbt. Philipp III. sein Nachfolger.
	Verordnung von Nantes, von Heinrich IV. für die Reformirten in seinem Reiche gegeben.
1605	Händel der Republik Venedig mit dem Papste Paul V. Paolo oder Paul Sarpi.
	Theodorus Beza und der Cardinal Baronius sterben.
	Die Portugiesen verlieren die Gewürzinseln an die Holländer.
1609	Philipp III. schließt einen zwölfjährigen Stillstand mit den vereinigten Niederländern.
	Er vertreibt die Mauren oder Maranen aus seinem Reiche.

J. n. C. G.	
	Joseph Just Scaliger stirbt.
1610	Heinrich IV. wird ermordet. Ludwig XIII. sein Sohn und Nachfolger.
1611	Benedict. Arias Montanus stirbt.
1614	Isaac Casaubon stirbt.
1616	Michael Cervantes, Verfasser des Don Quixote, stirbt.
1617	Jacob August de Thou, oder Thuanus, stirbt.
1621	Philipp III. stirbt. Ihm folgt sein Sohn Philipp IV. auf dem Throne.
	Erneuerung des spanisch-niederländischen Kriegs.
1622	Die Portugiesen verlieren Ormuz.
1623	Paul Sarpi und Philipp Mornay dü Pleßis sterben.
1624	Richelieu fängt an, sich der ganzen französischen Regierung zu bemächtigen.
1628	Rochelle wird erobert.
	Franz Malherbe stirbt.
1631	Edmond Richer stirbt.
1635	Die Franzosen nehmen an dem dreyßigjährigen Kriege in Deutschland einen unmittelbaren Antheil.
	Lope oder Lopez de Vega stirbt.
	Stiftung der Académie Françoise.
	Santor. Santori stirbt.
1638	Geburt des nachmaligen Königs von Frankreich, Ludwigs XIV.
1640	Catalonien empört sich gegen den spanischen Hof.
	Portugal reißt sich von der sechszigjährigen spanischen Herrschaft los. Johann der vierte, König von Portugal, aus dem Hause Braganza.
1641	Der Herzog von Sülly stirbt.
1642	Tod der Maria von Medices, Mutter Ludwigs XIII. zu Cölln in der Dürftigkeit.
	Der Cardinal Richelieu und Galil. Galilăi sterben.
1643	Ludwig XIII. stirbt. Ludwig XIV.
	Der Cardinal Mazarini oder Mazarin führt die Staatsverwaltung von Frankreich.
1647	Evangelista Torricelli stirbt.
1648	Spanien erklärt im münsterischen Frieden die vereinigten Niederländer für unabhängig.
	Frankreich erhält durch eben denselben Frieden die Landgrafschaft Elsaß.
1650	Renat. Des Cartes und Vaugelas sterben.
1653	Claud. Salmasius stirbt.

J. n. C. G.	
1655	Pet. Gassendus stirbt.
1659	Pyrenäischer Friede zwischen Frankreich und Spanien.
1661	Der Card. Mazarin stirbt.
1662	Blas. Pascal stirbt.
1663	Die Académie des Inscriptions et des Belles Lettres wird gestiftet.
1665	Philipp IV. stirbt. Carl II. sein Nachfolger.
1666	Stiftung der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris.
1667	Ludwig XIV. greift die spanischen Niederlande und die Grafschaft Burgund an.
	Sam. Bochart stirbt.
1668	Friede zu Aachen.
	Absetzung Alfons VI. Königs von Portugal.
	Friede zwischen Portugal und Spanien.
1669	Die Venetianer verlieren die Insel Candia oder Creta gegen die Türken.
1670	Joh. Dalläus oder Daillee stirbt.
1672	Ludwigs XIV. Krieg mit den vereinigten Niederländern.
1673	Moliere stirbt.
1675	Tod des Marschall von Türenne.
1677	Joh. Launoi stirbt.
1678	Friede zu Nimwegen zwischen Ludwig XIV. und dem Kaiser nebst dessen Bundsgenossen.
1679	Joh. Alfons Borelli stirbt.
1681	Französische Wiedervereinigungsgerichte.
	Ludwig XIV. bemächtigt sich im Frieden der Reichsstadt Straßburg.
1683	Der Staatsminister Johann Baptista Colbert und F. E. von Mezeray sterben.
1684	Genua wird von den Franzosen bombardirt.
	Peter Corneille stirbt.
1685	Ludwig XIV. hebt die Verordnung von Nantes auf.
1687	Johann Claude oder Claudius stirbt.
1688	Ludwigs XIV. Krieg mit dem deutschen Reiche.
	Carl du Fresne stirbt.
1689	Ludwigs XIV. Krieg mit den Engländern und vereinigten Niederländern.
1694	Anton Arnaud und Marcel. Malpighi sterben.
1695	Tod des Johann de la Fontaine.
1696	Joh. de la Brüyere stirbt.

J. n. C. G.	
1697	Ryßwickischer Friede, zwischen Frankreich und dem Kaiser, nebst dessen Bundsgenossen.
1698	Tillemont stirbt.
1699	Johann Racine und Anton. Pagi sterben.
1700	Tod Carls II. Königs von Spanien. Mit ihm stirbt das österreichische Haus auf dem spanischen Throne aus.
	Tourneforts Reisen zum Besten der Kräuterkunde.
1701	Philipp, Herzog von Anjou, setzt sich in Besitz der spanischen Monarchie.
	Spanischer Erbfolgekrieg.
1704	Schlacht bey Hochstädt.
	Die Engländer erobern Gibraltar.
	Jac Benign. Bossüet u. Ludw. Bourdaloue sterben.
1706	Peter I, König von Portugal, stirbt. Johann V. sein Nachfolger.
	Pet. Baylens Tod.
1707	Ein kaiserliches Kriegsheer erobert das Königreich Neapel.
	Der Marschall von Vauban und Joh. Mabillon sterben.
1708	Die Engländer erobern Minorca.
1711	Nicol. Boileau Despreaux stirbt.
1712	Rich. Simon und Joh. Dominic. Cassini sterben.
1713	Utrechter Friede. Philipp V. wird durchgängig als König von Spanien erkannt.
	Sicilien kommt an die Herzoge von Savoyen; Sardinien an das Haus Oesterreich.
	Bulle Unigenitus.
1714	Friede zu Baden zwischen Ludwig XIV. u. Carln VI.
1715	Ludwig XIV. stirbt. Ludwig XV. Philipp, Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.
1718	Philipp de la Hire stirbt.
1719	L. E. du Pin stirbt.
1720	Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, wird König von Sardinien.
	Sicilien kommt an Oesterreich.
1721	Pet. Dan. Huetius stirbt.
1724	Philipp V. legt die Regierung nieder, und ergreift sie wieder nach dem Tode seines Sohns, Ludwigs I.
1726	Der Bischof und nachmalige Cardinal Fleury übernimmt die Staatsverwaltung von Frankreich.
1728	Gabr. Daniel stirbt.

J. u. C. G.	
1730	Victor Amadeus, König von Sardinien, übergiebt die Regierung seinem Sohne Carl Emanuel.
	Jac. Saurin stirbt.
1731	Anton, letzter Herzog von Parma und Placenz aus dem farnesischen Hause, stirbt.
1733	Ludwigs XV. Krieg mit Carln VI.
1734	Ein spanisches Kriegsheer erobert das Königreich beyder Sicilien.
1735	Don Carlos wird König beyder Sicilien.
	Parma und Placenz kommen an Oesterreich.
1737	Johann Gasto, letzter Großherzog von Florenz aus dem Hause Medices, stirbt.
1738	Franz Stephan, Herzog von Lothringen, wird Großherzog von Florenz oder Toscana.
	Lothringen wird an den König Stanislaus von Polen überlassen.
1740	Benedikt XIV. wird Papst.
1741	Frankreich und Spanien nehmen an dem österreichischen Erbfolgekriege Antheil.
	Johann Baptista Rousseau und Bernh. von Montfaucon sterben.
1743	Tod des Cardin. Fleury.
1744	Ludwig XV. kündigt England und Oesterreich den Krieg an.
1746	Philipp V. stirbt. Ferdinand VI. sein Sohn und Nachfolger.
1748	Friede zu Aachen. Parma und Placenz werden dem spanischen Prinzen Don Philipp ertheilt.
	Der König von Portugal bekommt den Titel des Rechtgläubigsten.
	Peter Giannone stirbt.
1749	Ludwig Anton Muratori stirbt.
1750	Johann V, König von Portugal, stirbt. Joseph I. sein Sohn und Nachfolger.
	Tod des Marschalls von Sachsen.
1754	Staatsverwaltung des Grafen von Oeyras, nachmals Marquis von Pombal.
1755	Erdbeben zu Lissabon.
	Krieg zwischen Frankreich und England.
	Tod des Card. Querini und des Marchese Maffei.
1757	Fontenelle, de Reaumür und Augustin Calmet st.
1758	Verschwörung wider den König von Portugal.
	Benedikt XIV. stirbt.

J. u. C. G.	
1759	Ferdinand VI. stirbt. Carl III. bisheriger König beyder Sicilien, wird König von Spanien, und sein Sohn, Ferdinand, wird K. beyder Sicilien.
	Vertreibung der Jesuiten aus Portugal.
1761	Familienbündniß in dem Hause Bourbon.
	Joh. Baptista Morgagni.
1762	Krieg zwischen Spanien und England, auch zwischen Spanien und Portugal.
1763	Friede zu Versailles. Frankreich verliert Canada, und andere Besitzungen. Spanien überläßt Florida an England.
1765	Der Erzherzog von Oesterreich, Peter Leopold, wird Großherzog von Florenz.
1766	Frankreich gelangt zum Besitze von Lothringen.
1769	Ludwig XV. bemächtigt sich der Insel Corsica.
	Clemens XIV. wird Papst.
1771	De Mairan stirbt.
1773	Carl Emanuel, König von Sardinien, stirbt. Victor Amadeus II. besteigt den Thron.
1774	Tod Ludwigs XV. Ludwig XVI. sein Enkel und Nachfolger.
1777	Joseph I. stirbt. Seine Tochter Maria Francisca Isabella wird Königinn.
1778	Krieg zwischen Frankreich und England.
	Voltaire und Joh. Jac. Rousseau sterben.
1779	Krieg zwischen Spanien und England. Anfang der Einschließung von Gibraltar.
1782	Seeschlacht bey Dominica.
	Der Marquis von Pombal stirbt. Tod des Dichters Metastasio.

Verbesserungen.

S. 28 am Rande, st. 1476 l. 1576.
S. 110. Z. 2. st. um l. nun.
S. 162. am Rande, st. Carl l. Ludwig.
S. 285. Z 16. st. Tarik l. Tarik.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schröckh, Johann Matthias,

Allgemeine Weltgeschichte für Kinder

Bd.: Vierten Theils erster Abschnitt

Leipzig 1782

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.1,605(4,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094079-7
VD18 80430465